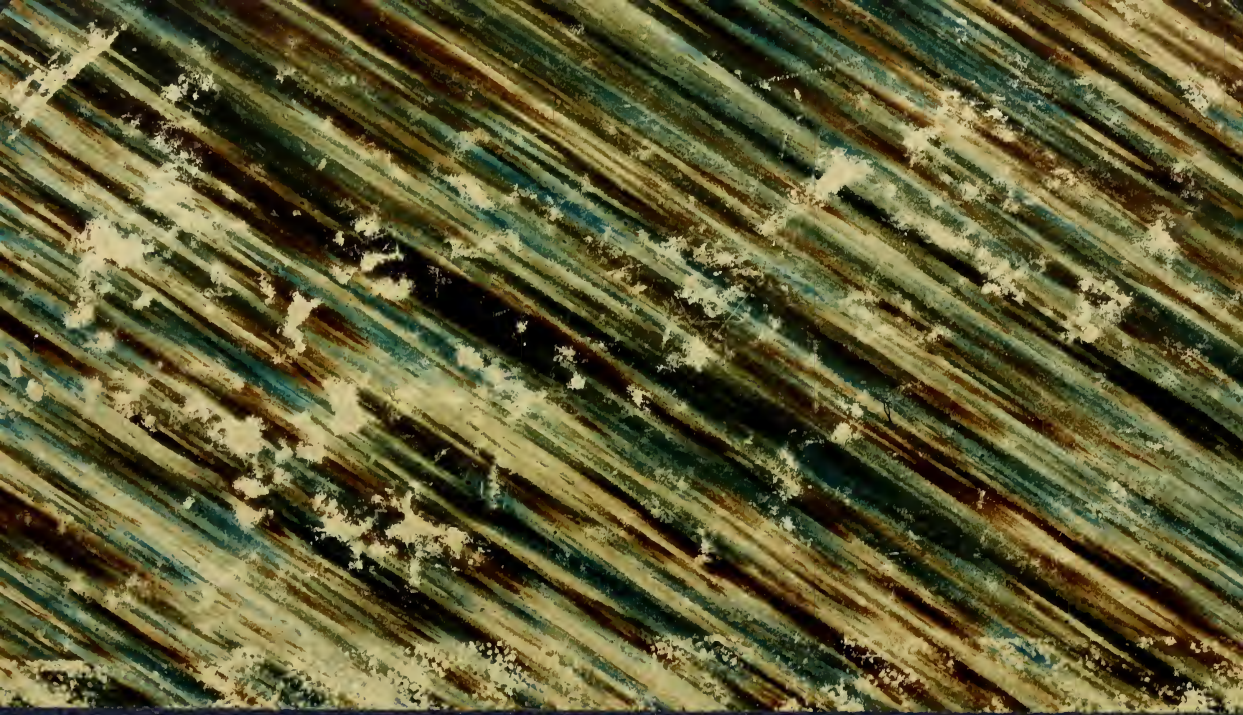


Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/meinezweiteweltr341pfei

Holzschnitt und Druck von Eduard Kretzschmar in Leipzig.

Eine Dame aus Lima.

Meine

Zweite Weltreise.

Von

Ida Pfeiffer,

Verfasserin der „Reise in das heilige Land", der „Reise nach Island" und der „Frauenfahrt um die Welt."

Dritter Theil.

Kalifornien. Peru. Ecuador.

Wien.

Carl Gerold's Sohn.

1856.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen behält sich die Verfasserin vor.

Druck von Carl Gerold's Sohn.

RBR
Jantz
#1174
T. 3+4

Inhalt des dritten Bandes.

Dreizehntes Kapitel. Seite

Reise von Batavia nach Kalifornien. — Ankunft in San Francisco. — Die Stadt der Wunder. — Hohe Preise. — Die Spielhäuser — Amerikanisches Gerichtsverfahren. — Die Plaza. — Sacramento. — Amerikanische Reisegesellschaft. — Besuch bei General Sutter. — Mary's Ville. — Brown's Valley. — Die Goldwäschereien am Yuba-Flusse. — Die Indianer 1

Vierzehntes Kapitel.

Crescent-City. — Ausflug zu den Rogue-river-Indianern. — Ein Nachtlager im Wig-wam. — Gefährliche Lage meines Reisegefährten. — Rachsucht der Indianer — San José. — Acapulco. — Panama 44

Fünfzehntes Kapitel.

Reise nach Lima. — Die Englischen Dampfer — Guayaquil. — Callao. — Die Deutschen Auswanderer. — Lima. — Kirchen und öffentliche Gebäude. — Die Peruanischen Damen. — Erdbeben. — Unsicherheit. — Der Badeort Chorillos. — Die Ruinen des Sonnentempels Pachacamac. — Die Hazienda St. Pedro . 91

Sechzehntes Kapitel.

Seite

Ecuador. — Reise nach Quito. — Fahrt auf dem Guaya. — Savanetta. — Die Tambos. — Der Camino real. — Guaranda. — Uebergang über die Cordilleren nächst dem Chimborazo-Gipfel. — Die Hochebenen von Ambato und Latacunga. — Ausbruch des Cotopaxi. — Die Haziendas-Besitzer 133

Siebzehntes Kapitel.

Quito. — Rohheit des Volkes. — Sehenswürdigkeiten. — Kirchliche Feste. — Die Geistlichkeit und die Regierung. — Die Indianer. — Theater. — Rückreise nach Guayaquil. — Der Chimborazo. — Ein Stiergefecht. — Todesgefahr. — Panama. — Reise über den Isthmus. — Aspinwall 173

Dreizehntes Kapitel.

Reise von Batavia nach Kalifornien. — Ankunft in San Francisco. — Die Stadt der Wunder. — Hohe Preise. — Die Spielhäuser. — Amerikanisches Gerichtsverfahren. — Die Plaza. — Sacramento. Amerikanische Reisegesellschaft. — Besuch bei General Sutter. — Mary's Ville. — Brown's Valley. — Die Goldwäschereien am Yuba-Flusse. — Die Indianer.

Die Reise von Batavia nach San Francisco geht beinahe um die Hälfte des Erdkreises: 150 Meilen durch die Java-See, 2000 durch die Chinesische und bei 8000 durch den stillen Ocean, im ganzen 10,150 Meilen.

Am 6. Juli Nachmittags begleiteten mich meine Freunde, Herr und Frau Steuerwald, bis an das Boot, das mich an Bord des Dreimasters Seneca Baltimore, Kapitän Feenhagen, brachte.

Es ging nun nach einem neuen Lande, zu einem neuen Volke. Bisher hatte sich das Glück mir treu bewährt, es begleitete mich auf allen meinen großen

und langen Wanderungen. Ich hoffte, es werde mich gleich gute Aufnahme auch bei den Amerikanern finden lassen und mich ohne Unfall nach der weit entfernten Heimath in die Arme meiner Theueren zurückführen! —

Am 7. Juli früh Morgens wurden die Anker gelichtet, am 9. und 10. schifften wir an den Banda-Inseln vorüber und lenkten in die Gaspar-Straße, welche von den Inseln Leat und Lepa gebildet wird und in die Chinesische See leitet. Alle Waffen wurden in Stand gesetzt, da diese See nicht immer frei von Piraten ist.

Am 12. Juli passirten wir den Aequator. Die See war so ruhig, daß der Kapitän eines Schiffes, welches an unserer Seite segelte, zu uns an Bord kam. Kaum hatte er uns wieder verlassen, so erhob sich so plötzlich eine Bö, daß wir in Angst waren, er könne sein Schiff nicht mehr erreichen; nur mit Mühe gelang es ihm.

Am 22. Juli begann Nachmittags ein heftiger Sturm; wir zogen alle Segel ein und befürchteten einen Tifoon (Orkan).

Am folgenden Tage gelangten wir unter fortgesetztem Sturme zwischen Luzon und der Höhe von Formosa in den stillen Ocean. Von nun an sahen wir durch zwei ewig lange Monate nichts als Himmel und Wasser; die einzigen lebenden Geschöpfe, die wir

von Zeit zu Zeit zu Gesicht bekamen, waren einige Möven, welche unsere Segel umflatterten.

Ich ward auf dieser Reise abermals vom Wechselfieber heimgesucht, obgleich weder die Kost noch sonst etwas mir Bekanntes Anlaß gab. Jene war so trefflich, daß ich auf der ganzen Reise nicht nöthig hatte, ein Stückchen Salzfleisch zu essen. Meine Schlafkabine war geräumig wie ein Kämmerchen, und für alle meine Bedürfnisse ward von dem guten und gefälligen Kapitän mit liebenswürdiger Aufmerksamkeit gesorgt. Welcher Unterschied zwischen dieser Reise und jener von London nach dem Kap der guten Hoffnung (Kapitän Brodie)! Mit Grausen denke ich der letzteren noch heut zu Tage.

26. September. Endlich erscholl der längst ersehnte Ruf „Land, Land!" Abends lag die Küste Kaliforniens vor unsern Augen. Und dennoch, obwohl ich beinahe drei Monate in dem hölzernen Gefängnisse zugebracht, mehr als zwei Monate kein Land gesehen hatte, machte diese Küste durchaus keinen angenehmen, im Gegentheile einen recht traurigen Eindruck auf mich. Sie war über alle Maßen öde und todt. Nackte Sandhügel stiegen von allen Seiten schroff auf, kein Baum, kein Strauch, nicht der ärmlichste Grashalm unterbrach die einförmige Farbe dieser unheimlichen Wüste. Hieher, dachte ich, verbannen sich die

Menschen freiwillig — warum? — um ein Klümpchen Gold zu finden! Wie müßte wohl eine Gegend aussehen, die den golddürstigen Weißen fern hielte, wenn er den geliebten Mammon daselbst zu finden wüßte?

27. September. Morgens kam der Pilot an Bord und geleitete uns durch das „goldene Thor" (so wird die Einfahrt genannt) in die Bay von San Francisco. Diese, obwohl so ziemlich denselben Charakter tragend, wie die Küste, der wir zuerst ansichtig wurden, ist doch im ganzen schön zu nennen. Sie ist von einer Fülle von Bergen, Hügeln und Felspartheien umgeben, die in den mannigfaltigsten Gruppen bald vortreten, bald zurückweichen, ferner besitzt sie viele kleine Eilande und bildet Buchten, Becken und Straßen, so daß der Blick fortwährend gefesselt bleibt. Ihre Länge beträgt 45 Meilen, ihre größte Breite 12. Wir glitten an den Ziegen- und Vogel-Eiländchen vorüber und warfen endlich Anker vor der Stadt selbst, die zwölf Meilen von der Einfahrt liegt und sich in bedeutendem Umfange auf vielen Sandhügeln ausbreitet.

Den zerstreut umher liegenden Häuschen gönnt man zwar noch nicht das Recht, zur eigentlichen Stadt gezählt zu werden; allein da die Stadt in so raschem Aufblühen ist und sich gewiß mehrere Meilen nach allen Richtungen ausbreiten wird, so werden sie wohl bald

dazu gehören. Die eigentliche Stadt besteht blos aus den Theilen, welche knapp am Strande liegen, wo sich die hölzernen Quais und die Magazine befinden. Die Bevölkerung des Ganzen (der Stadt und der sogenannten Vorstädte) wird auf einige sechzigtausend Seelen gerechnet.

Die Häuser in den Vorstädten und in der Umgebung sind sehr klein und von Holz; sie liegen ohne die geringste Regelmäßigkeit und Ordnung, das eine in der Tiefe, das andere auf steilen, spitzen Sandhügeln, was einen höchst erbärmlichen Anblick gewährt. Die Stadt dagegen besitzt schon viele große, zwei bis drei Stock hohe, gemauerte Häuser, die zum Theil auf Plätzen stehen, wo noch vor kurzem die See war, und zwar mit einer Tiefe, daß die größten Schiffe vor Anker gehen konnten. Da nämlich die Sandhügel auf allen Seiten beinahe senkrecht aus dem Meere stiegen, war man gezwungen, sie theilweise abzutragen, mit dem hinunter geworfenen Sande die See zurück zu drängen und so eine künstliche Fläche für die Geschäftsstadt zu bilden. Diese Arbeiten, so wie auch die hölzernen Quais und Werfte überraschten mich mehr noch, als die großen Häuser. Man kann nicht umhin, beide Unternehmungen als Riesenwerke zu betrachten, wenn man bedenkt, wie kurze Zeit das Land

von Amerikanern*) und Europäern in Besitz genommen ist, wie weit man das Holz für die Quais und Werfte zu führen hatte, und wie über alle Maßen theuer die Handwerker und gemeinen Arbeiter waren und noch heut zu Tage sind. Die ausgedehnten Quais und Werfte, in eine Linie neben einander gestellt, würden gewiß eine Länge von vielen Meilen betragen. Die See ist an der Küste so tief, daß Schiffe von zwei- bis dreitausend Tonnen an den Quais anlegen können.

Kalifornien oder Neu-Mexiko gehörte zu dem Staate Mexiko, wurde im Jahre 1846 von den Amerikanern nach einjährigem Kriege erobert und im selben Jahre am 7. Juli zu Monterey den Nordamerikanischen Staaten feierlich einverleibt. Die Bevölkerung dieses neuen Staates mochte damals an 150,000 Seelen betragen, von welchen der größte Theil Indianer waren; heut zu Tage wird sie auf 300,000 geschätzt.

Das erste Goldlager wurde bei Coloma im Distrikte Eldorado durch General Sutter bei Ziehung eines Mühlgrabens im Juli 1848 entdeckt. Man stieß mit der Schaufel auf einen harten Gegenstand, den man im ersten Augenblicke beinahe ununtersucht

*) Unter „Amerikaner" versteht man nur die Bewohner der Vereinigten Staaten; die übrigen Völker Amerika's werden bei ihren Völkernamen genannt, wie: Mexikaner, Brasilianer u. s. f.

bei Seite geworfen hätte. Doch die besondere Schwere erregte Aufmerksamkeit, und bei genauerer Untersuchung ergab sich, daß es ein reiner Goldklumpen war. Die Goldausfuhr betrug bis Ende 1849 ungefähr zwanzig Millionen Dollars, im Jahre 1850 vierzig Millionen. Seitdem rechnet man sie durchschnittlich per Monat auf fünf Millionen, welche Schätze alle nach den Vereinigten Staaten und Europa gehen.

Doch wieder zurück zu meiner Ankunft in San Francisco.

Ich hatte gar keinen Empfehlungsbrief, konnte mich daher an niemanden wenden und wußte nur zu gut, daß dieser Platz ganz außergewöhnlich theuer und wohl für Geschäftsleute, aber nicht für Reisende geschaffen sei, deren Kasse stets ab- und nie zunimmt. Ich wanderte den ersten Tag von früh Morgens bis spät Abends umher, um eine nur einigermaßen billige Unterkunft zu finden. Ermüdet und ohne Erfolg kehrte ich auf das Schiff zurück, wo mir der gute Kapitän Feenhagen so lange zu bleiben angeboten hatte, als er den Hafen nicht verließe. Aber noch denselben Abend erhielt ich eine äußerst liebenswürdige schriftliche Einladung, für die ganze Zeit meines Aufenthaltes in dieser Stadt von dem mir vollkommen unbekannten Englischen Hause Colquhoun Smith und Morton. Man kannte mich auch hier schon durch

meine früheren Reisen, und kaum las man meinen Namen unter den Angekommenen, so sandte man die Einladung an Bord. Es bedarf wohl keiner Worte, um zu sagen, in welcher Art ich aufgenommen wurde, und wie man bemüht war, mir mit allem an die Hand zu gehen. Wahrlich, von wenig Familien trennte ich mich so schwer als von dieser! Auch der Oesterreichische Konsul, Herr Eduard Bischer, erwies mir viele und große Gefälligkeiten. Dieser Herr machte eine erfreuliche Ausnahme von den meisten Oesterreichischen Konsuln, welchen ich bisher auf meiner Reise begegnete; ich möchte von Herzen wünschen, daß es deren mehrere ähnliche gäbe. Herr Bischer hat aber auch allgemein den Ruf eines sehr guten und gefälligen Mannes.

Einen äußerst drückenden und beängstigenden Eindruck machten anfänglich auf mich die engen, niedrigen Wohnungen, in welchen die Leute hier leben. Die größten Gemächer sind so winzig, daß man in den meisten Wohnungen gewiß in Verlegenheit käme, wenn zehn bis zwölf Personen zur Tafel eingeladen wären. Von den Kämmerchen und Nebengemächern will ich schon gar nicht reden, die sind alle wie für Liliputaner. Mir fiel dieß natürlich um so mehr auf, da ich gerade aus Batavia kam, wo jeder Empfangssaal so groß ist, daß man ganze hiesige Häuser hineinstellen könnte.

Solche Grillenhäuser, aus welchen jetzt noch die Hälfte der Stadt besteht, besitzen gewöhnlich fünf bis sechs Behältnisse, die man mit großem Unrecht „Zimmer" nennt. Die Einrichtung ist reich, meistens überreich, so daß die vielen schönen Möbel dem armen Bewohner beinahe den ganzen Raum stehlen. Die Fußböden sind mit kostbaren Teppichen belegt, die Wände mit Tapeten und Spiegeln bedeckt.

Auch in den neugebauten großen Ziegelhäusern sind die meisten Gemächer sehr klein, besonders die Schlafkammern; man sagte mir, dieß sei Amerikanische Sitte.

Ausgezeichnet groß und schön fand ich dagegen die Verkaufs-Lokale: viele können mit jenen der größten Europäischen Städte in die Schranken treten, so reich an Waaren, so zierlich arrangirt und so prachtvoll sind sie. Die größten und schönsten Waarenlager findet man in der Sacramento-Kle-Montgomery-Straße und auf der Plaza. An Spiel-, Kaffee-, Wein- und Tanzhäusern ist die Stadt überfüllt. Theater gibt es bereits sechs, in welchen Englisch, Französisch, Deutsch und Spanisch gespielt wird. Zeitungen erscheinen dreizehn, große Buchdruckereien bestehen achtzehn, außerdem noch viele kleine, die heute entstehen und morgen wieder verlöschen. Kirchen von allen denkbaren Sek-

ten sind sechsundzwanzig erbaut, die meisten davon ganz unbedeutend.

Das gesellschaftliche Leben ist sehr großartig. Wer sich darin gefällt, findet gewiß jeden Abend in häuslichen und öffentlichen Zirkeln mehr Unterhaltung, als er wünschen kann. Bei Einladungen wird in Hülle und Fülle aufgetischt. Was mir bei den Diners auffiel, war, daß es nirgends Servietten gab, oder so kleine, wie für Puppen. Dieß kommt von dem hohen Preise, der für das Waschen verlangt wird: man zahlt per Dutzend Stücke, groß oder klein, 3 Dollars (1 Dollar à 4 Schilling Englisch oder 2 fl. Oesterreichisch Geld); man gibt daher in den meisten Familien nur die größeren Stücke außer Haus und sucht allen überflüssigen Aufwand an Wäsche so viel wie möglich zu vermeiden. Ueberhaupt findet man hier, in Folge der übertrieben hohen Preise vieler Gegenstände, die höchste Oekonomie an der Seite der größten Verschwendung. Manche Familien mit vier bis sechs Kindern halten nur eine Magd, während es an prächtiger Hauseinrichtung, Garderobe, Gesellschaften und Unterhaltungen nicht fehlt.

Ich füge hier die Preise verschiedener Gegenstände bei, die manche meiner Leser kaum für wahrscheinlich halten dürften.

Eine Wohnung von fünf bis sechs Kämmerchen

per Monat auf den besten Plätzen 250 Dollars, etwas abgelegener 150 bis 200; die größten Modemagazine per Monat 700 bis 1000 Dollars. In letzteren werden oft wieder kleine Eckchen von sechs bis sieben Fuß im Geviert per Monat für 100 Dollars abgelassen. Ein Diener, eine Magd 50 und 60 Dollars per Monat nebst Kost und Wohnung, ein Handlanger 4 Dollars, ein Zimmermann, Maurer 8 Dollars per Tag. Eine Kleidermacherin 4 Dollars per Tag nebst Kost. — Ein Huhn kostete 2, ein Kalkuttischer Hahn 10 Dollars, ein Dutzend Eier 2 Dollars. Ein Pfund Rindfleisch ¼ Dollar. Ein Pfund Hammel- oder Schweinefleisch 60 Cents (ein Dollar hat 100 Cents), eine Flasche Milch 25 Cents, ein Pfund gesalzene Butter 75 Cents u. s. w. In den Hotels bezahlt eine Person per Monat für Kost und Wohnung 100 Dollars. Der Preis eines Lohnwagens per Stunde 6 Dollars, eines Reitpferdes, ob auf eine Stunde oder einen halben Tag, 5 Dollars, Sonntags für Wagen oder Reitpferd das Doppelte. Nach einem Dampfboote zu fahren 10 Dollars, nach einem Balle hin und zurück 20 Dollars. Für Reitpferde, die von den Eignern gewöhnlich in Miethställe zur Verpflegung gegeben werden, per Monat 50 Dollars. Ein Lohndiener erhält für jeden Gang 1 Dollar. Zwei bis drei Jahre früher waren die Preise noch ungemein höher. Verhältnißmäßig

billig werden dagegen viele Fabrik- und Manufaktur-Gegenstände verkauft, und zwar in Folge der übergroßen Einfuhr, mit der die Bevölkerung in keinem Verhältnisse steht*). Viele Europäische und Amerikanische Handelshäuser sollen dabei großen Schaden erlitten haben. Die Einfuhrzölle sind sehr bedeutend; gewöhnliche Bedürfnisse zahlen zwanzig bis dreißig Prozent und so fort bis zu hundert; letzteres jedoch nur für geistige Getränke.

Die Gründe der Stadt, wie die der nahen Umgebung, waren von der Regierung in Lots à 150 Fuß im Geviert getheilt worden. Wer das Glück hatte, solche Plätze im ersten Entstehen der Stadt zu kaufen, konnte mit einigen guten Lots reich werden. Man kaufte die besten zu 5- bis 8000 Dollars, die jetzt 150,000 kosten. Ein dreistöckiges Backsteinhaus auf ein ganzes Lot gebaut, das eine Ecke formt, kommt auf 200,000 Dollars zu stehen, trägt aber einen jährlichen Zins von 130,000 Dollars, so daß Haus und Grund in längstens drei Jahren gezahlt sind.

San Francisco wurde sechsmal von Feuersbrünsten zerstört, von welchen die meisten angelegt waren. Die zwei größten hatten im Jahre 1852 statt. Am

*) Die Einfuhr von Gütern jeder Art ist für eine Bevölkerung von wenigstens einer Million, während in Kalifornien kaum 300,000 Seelen leben mögen.

4. Mai des letztgenannten Jahres brannte jener Theil der Stadt ab, in welchem die größten Reichthümer in den Magazinen aufgespeichert lagen, nämlich von der Ecke der Montgomery-Straße bis an die Kerney-Straße. Das zweite Feuer im Juli legte den westlich gelegenen Theil der Stadt in Asche. Während das Feuer noch wüthete, kamen zu den Grundbesitzern schon Leute, um den Grund auf drei oder vier Jahre zu pachten. Sie bauten auf den beinahe noch glimmenden Boden hölzerne Häuschen, die sie vermietheten, und wenn der Kontrakt zu Ende war, hatten sie hinlänglich gewonnen, um den Grundbesitzern das Haus für nichts zu überlassen.

Einstimmig wird San Francisco die Stadt der Wunder genannt. Die Amerikaner behaupten, daß ihre schnelle Entstehung, ihr oftmaliges Wiederaufbauen nach den Feuersbrünsten das Wunderbarste sei, was die Welt je gesehen habe. Dieß ist allerdings wahr. Es gibt auch nur zwei Kräfte, welche solche Wunder bewirken können — Despotie und Gold. Hier war letzteres der Hebel. Der Durst nach Gold, dieser größte der Despoten, zog die Leute aus allen Weltgegenden herbei, und hölzerne oder gemauerte Obdächer entstanden überall wie durch Zauber. Was sind aber diese einfachen Werke gegen jene antiken Städte Hindostans, deren Ruinen noch heut zu Tage die vergan-

gene Größe verkünden, und von welchen, wie uns die Geschichte lehrt, manche ebenfalls in unglaublich kurzer Zeit entstanden, wie z. B. Fatipoor Sikri, eine Stadt voll der schönsten Paläste mit Skulpturen ganz überdeckt, mit prachtvollen Tempeln und Minarets, mit hoch gewölbten Stadtthoren u. s. w., deren Umfang sechs Meilen betrug, die mit vierzig Fuß hohen massiven Steinwällen umgeben und in weniger als zehn Jahren erbaut wurde. Dergleichen Städte kann man Wunderwerke nennen, denn zu ihrer Ausführung muß eine ganze Bevölkerung von Künstlern und Architekten gehören.

Die Wunderwerke San Francisco's bestehen in ganz gewöhnlichen Wohn- und Zinshäusern, zu deren Erbauung die Goldminen Kaliforniens hinlänglich Mittel geschafft haben und täglich schaffen. Was mich in dieser reichen und luxuriösen Wunderstadt am meisten wunderte, ist, daß man auf zwei sehr große Bedürfnisse gar keine Rücksicht genommen hat, auf reinliche, geebnete Wege und auf Beleuchtung.

Von den Löchern, Hügeln und Unebenheiten in den Straßen der Stadt kann man sich gar keine Vorstellung machen. Hier geht es Stufen hinauf, dort einige hinunter, hier ist der Fußweg erhöht, dort wieder nicht, hier werden Stellen abgegraben, dort liegen ganze Berge von Ziegeln, Bauholz, Kalk und Sand,

und keine Lichter werden zur Warnung hingestellt. Dieß macht die Straßen bei Nacht nicht nur für Fahrende und Reiter, sondern auch für Fußgänger wahrhaft gefährlich, was ganz besonders von den hölzernen Quais gilt. Die See darunter ist nicht ausgefüllt, die Bretter sind so abgenützt, daß sie einbrechen. Selbst bei Tage muß man der vielen Löcher wegen mit größter Vorsicht fahren. Nachts ereignet es sich nicht selten, daß Fußgänger in die Tiefe stürzen und nie wieder zum Vorschein kommen.

In den schönsten und befahrensten Straßen liegen alte Kleider, Wäsche, Stiefel, Flaschen, Geschirre, Kisten, todte Hunde, Katzen und ungeheuere Ratten, an welchen die Stadt überreich ist; aller Unrath wird vor die Thüre geworfen — man könnte wirklich Konstantinopel im Vergleiche zu San Francisco die Stadt der Reinlichkeit nennen. Dort gibt es wenigstens Leute und Hunde genug, welche die Straßen säubern, erstere lesen die Kleider, Wäsche u. dgl. auf, letztere verzehren den Unrath.

Zu allem diesem kommt noch die Ungebundenheit der Leute, jeder Mensch kann thun und machen, was er will; die Karren halten nicht selten an den schmalen, ausgetretenen Wegen, die über die bei Regenwetter grundlosen Straßen führen, Reiter befestigen ihre Pferde an den Häusern auf den Gehwegen, so daß

der arme Fußgänger tief in den Koth treten muß, um sie zu umgehen. Derlei Willkürlichkeiten arten oft so aus, daß sie mitunter gefährlich werden. So ging ich eines Morgens durch die Stadt, als mir ein Fußgänger zurief: „Ein Bär, ein Bär!" — Ich wußte gar nicht, was das bedeuten sollte, und konnte mir nicht denken, in den Straßen einer so belebten Stadt einem Bären zu begegnen. Ich sah mich nach allen Seiten um — wirklich kam ein Bär hinter mir her gelaufen und war nicht mehr als zwei Schritte von mir, so daß ich kaum Zeit hatte, auf die Seite zu flüchten. Das Thier war wohl an einem Stricke, der Strick an einem Karren befestigt; der Strick war aber so lang, daß der Bär rechts und links auf die Fußwege unter die Vorübergehenden gelangen konnte. Der Fuhrmann nahm sich nicht einmal die Mühe, die Leute anzurufen.

Ein Geschäfts- oder Spaziergang in San Francisco ist meiner Meinung nach eine wahre Bußaufgabe. In der sogenannten Geschäftsstadt kann man sich kaum durch das Gewirre von Menschen, Reitern, Karren und Wagen winden; in jenen Theilen der Stadt oder Gegenden*), wo die Straßen nicht mit Brettern belegt sind, muß man fußtief im Sande waten; dabei die ewig einförmige Ansicht der nackten Sandhügel —

*) Es gibt Fahrstraßen in der Nähe der Stadt, die meilenlang mit Brettern belegt sind.

wahrlich nur derjenige, der sein Glück im Golde findet, mag sich über alle diese Unannehmlichkeiten hinaus setzen und am Ende wohl gar vergessen, daß es Bäume und Wiesenteppiche gibt, die doch wohl schöner sind, als die Teppiche der goldbelasteten Spieltische.

Im Frühling soll die Umgebung freilich einen anderen Anblick gewähren und der dürre Sandboden mit einer wunderbar schönen, üppigen Flora bekleidet sein; aber die Könige des Pflanzenreichs, die majestätischen Bäume, die zierlichen Gebüsche schafft doch keine Jahreszeit.

Außerordentlich schön fand ich in San Francisco die Pferde und Maulthiere. Sie werden, wie die Ochsen und Kühe, alle zu Lande über die Plains (Ebenen) von Nordamerika herüber gebracht. Pferde und Maulthiere sind sehr hoch und kräftig. Es gibt Pferde, mit welchen man sechzig Meilen in einem Tage reiten kann, Maulthiere, die drei Centner tragen. Die Pferde in den Lohnkutschen und Omnibussen sind ungleich schöner als in London. Von einer besonderen Pracht sind die Lohnkutschen. Man kann nicht leicht etwas schöneres in dieser Art sehen; es soll aber auch ein solcher Wagen mit dem Gespann bis 4000 Dollars kosten.

Der Verkehr ist schon sehr leicht und schnell. Dampfschiffe durchkreuzen die Bay, befahren die Flüsse;

Stagecoaches, die gleich Postgelegenheiten die Pferde wechseln, gehen nach allen Richtungen des Landes. Auch eine Telegraphen-Linie ist bereits eröffnet und erstreckt sich über St. José bis Sacramento, eine Länge von ungefähr 130 Meilen.

Eines Abends besuchte ich die öffentlichen Unterhaltungsorte, von welchen mich die Spielhäuser am meisten interessirten, da ich bisher noch keine öffentlichen gesehen hatte. Was mir in diesen vor allem in das Auge fiel, war die höchst gemischte Gesellschaft. Neben dem zierlichsten Dandy saß ein Matrose, ein Minenarbeiter im rothwollenen Hemde ohne Jacke, die Hände kaum vom Theer oder Schmutz gereinigt, die Stiefel bis hinauf voll Koth. Der Reiche wie der schmutzig Gekleidete hatten nur Gold und harte Thaler vor sich liegen. Noch vor zwei Jahren soll man blos Gold gesehen haben. In keiner Miene, selbst bei dem sanguinischen Franzosen, dem lebhaften Mexikaner las man Aufregung oder Leidenschaft, obwohl ich das Gegentheil häufig behaupten hörte. Aus den Gesichtern hätte ich nicht beurtheilen können, wer von der Glücksgöttin begünstigt oder vernachlässigt war. Was die Einrichtung dieser Spielhäuser anbelangt, so ist sie darauf angelegt, nicht nur die Leidenschaft des Spielers, sondern auch seine Sinne zu berauschen und zu betäuben. Abscheulich verführerische Oelgemälde hängen an den

Wänden, lärmende Musik durchrauscht die geräumigen Säle, schöne Mädchen sitzen hie und da als Lockvögel an den Tischen.

Ich bin weit und breit in der Welt herum gekommen, unter Völker, die in Folge des Klima's und aus Mangel an Erziehung und Religion zu den sinnlichsten gehören; aber solche öffentliche, schamlose Verführungsanstalten sah ich nirgends — man findet sie nur unter christlichen Völkern, unter civilisirten Regierungen. Ich will damit nicht behaupten, daß die Unsittlichkeit unter nicht christlichen Völkern geringer sei; allein sie so öffentlich zur Schau zu legen, so weit geht ihre Schamlosigkeit nicht.

Von den andern öffentlichen Unterhaltungsplätzen, den Tanzhäusern, den Chinesischen Spiel- und Erfrischungshäusern will ich schweigen; nur muß ich bemerken, daß es in den Chinesischen Spielhäusern anständiger zuging, als in den Amerikanischen. Da gab es weder Gemälde, noch Musik, noch Mädchen; letztere wenigstens nicht in den Spielzimmern.

Der Goldüberfluß in San Francisco ist so groß, die Preise sind so hoch, daß gar keine Kupfermünze n Umlauf ist; die Leute wünschen auch nicht, daß es je dazu kommen möge. Jedermann findet hinlänglichen Verdienst; im Gegentheil, es fehlt noch überall an Händen. Dessen ungeachtet vergeht kaum eine Nacht,

daß man nicht von Diebstählen hört. In allen Schlafzimmern sieht man Pistolen hängen, und Abends geht niemand ohne Stockdegen oder Pistolen aus, denn auch in den Straßen kommen manchmal Raubanfälle und selbst Morde vor. Die Polizei ist so schlecht organisirt, daß kein Dieb so leicht entdeckt wird, die Bestrafungen so geringe, daß sie kein Mensch fürchtet. Beinahe alle Vergehungen werden mit einigen Wochen Gefängnißstrafe abgebüßt. Sogar die Mörder kommen leicht durch. Der Thäter geht gewöhnlich selbst zum Richter, erzählt den Vorfall nach Belieben, wobei es natürlich immer heraus kommt, daß er den Mord aus Nothwehr begangen habe. Weiß er den Richter auf dem rechten Flecke zu packen (d. h. mit Gold), so kommt er oft nicht einmal in das Gefängniß.

Während meines Aufenthaltes zu San Francisco schoß ein Herr, den ich persönlich kennen lernte, seinen Diener nieder. Die Kugel war in die Seite gegangen, und deshalb der Schuß zwar nicht augenblicklich tödtlich, doch hatte man am dritten Tage die Kugel noch nicht gefunden. Der Herr ging zu dem Richter, gab seine That an und erklärte sie ebenfalls für Nothwehr. Er führte an, daß sein Diener häufig betrunken sei, und daß er demselben in solch einem Zustande den Dienst kündete. Der Betrunkene, darüber erboßt, habe ihm geantwortet, daß er ohnehin nicht mehr bleiben wolle,

daß er aber, bevor er das Haus verließe, ihn niederschießen werde; „entweder", habe er hinzu gefügt, „schieße ich Sie todt, oder Sie müssen mich todt schießen." Bei diesen Worten habe der Diener ihm mit der Faust gedroht, worauf er (der Herr) eine Pistole ergriffen und auf ihn geschossen habe. Der Mörder wurde auf einen Tag eingesperrt, den zweiten gegen eine Kaution und das Versprechen, sich nicht aus dem Stadtgebiete zu entfernen, wieder frei gegeben.

Kurze Zeit darauf verließ ich San Francisco und erlebte deshalb nicht den Ausgang der Geschichte; allein man versicherte mir, daß, selbst wenn der Diener stürbe, der Herr mit höchstens einigen Wochen Gefängnißstrafe davon käme.

Vor zwei Jahren soll es noch ganz anders zugegangen sein, da war man seines Lebens am hellen Tage nicht sicher. Hatte einer einen Haß gegen jemanden, oder einen Streit, so schoß er seinen Gegner auf öffentlicher Straße nieder. Zweikämpfe wurden ohne weitere Umstände gleich auf der Plaza ausgemacht; die Kämpfer schossen da auf einander, ohne die Vorübergehenden anzurufen und zu warnen. Mitunter traf eine Kugel statt eines Kämpfers einen ganz Unschuldigen; das schadete aber nichts, deshalb wurde niemand zur Rechenschaft gezogen.

Viel strenger verfuhr man zu jener Zeit mit den Dieben, zwar nicht das Gericht, das schlief so fest und wo möglich noch fester als heut zu Tage, sondern die Privatpersonen. Sie bildeten einen Verein und übten die Gerechtigkeitspflege selbst aus*). Den ersten Dieb, den sie erhaschten, hingen sie sogleich auf der Plaza auf. Dieß wirkte so kräftig, daß die Diebstähle auf lange Zeit aufhörten.

Wie man sieht ist die Plaza ein höchst merkwürdiger Ort für die Stadtbewohner. Jetzt dient sie nicht mehr als Schauplatz so gewaltthätiger Scenen; im Gegentheile kehrt mancher vielleicht ein wenig gebessert von ihr heim. Ein sehr wackerer, würdiger Missionär, Herr Taylor, hält nämlich jeden Sonntag Nachmittag kräftige, gute Predigten dort. Ich hörte mehrere und jede befriedigte mich sehr. Er sprach den Leuten so recht an das Herz und Gemüth, und nahm die zweckmäßigsten Beispiele aus dem gewöhnlichen Leben. Man sah es dem trefflichen Manne an, daß er Missionär aus wahrem, innerem Berufe war. Die Leute hörten ihm auch sehr aufmerksam zu, und mancher Händedruck von Zuhörern ward ihm zum Lohne. Meiner Meinung nach hätten die Christen

*) Das sogenannte Lynch-Gericht, auch in den Vereinigten Staaten, besonders in früheren Zeiten, von dem Volke häufig ausgeübt.

gute Missionäre weit nöthiger als die Heiden. Ein altes deutsches Sprüchwort sagt: „Kehre zuerst vor deiner Thür.“

Von den öffentlichen Anstalten besuchte ich das Gefängniß und das Stadthospital. Um diese Plätze besuchen zu dürfen, mußte ich eine Menge Gänge machen und ein halbes Dutzend Erlaubnißscheine begehren.

Als ich in dem Gefängnisse dem Director meinen Schein vorwies, begab sich ein komisches Mißverständniß. Da sich in San Francisco niemand Zeit nimmt, eine öffentliche Anstalt zu besuchen, wenn ihn nicht ein Geschäft dahin ruft, dachte der Direktor, ich sei gekommen, um einen Gefangenen zu sprechen. Er las den Schein gar nicht durch, sein Blick blieb blos auf meinem Namen haften. Er dachte eine Weile nach und sagte endlich, er könne sich nicht entsinnen, daß ein Verbrecher dieses Namens in dem Gefängnisse säße, worauf dann natürlich die Erklärung folgte.

Das Gefängniß besteht aus dunklen, feuchten Kämmerchen, jedes für sechs Personen und so klein und enge, daß die Leute kaum Platz zum Schlafen haben. Der Boden ist nicht gedielt, es gibt weder Bänke noch Schlafstellen, und wer Decke oder Polster nicht selbst mitbringt, muß sich ohne sie behelfen. Die Kost ist etwas besser: sie besteht aus Suppe, einem

Stücke Fleisch und einer hinlänglichen Portion schönen Brodes.

Vor ungefähr sechs Monaten bekam das Gefängniß einen ganz unerwarteten Besuch: eine zahlreiche Gesellschaft von Männern (achtzig bis neunzig) verlangten es zu besehen. Als man sie eingelassen hatte, bemächtigten sie sich der Schlüssel, holten einen Verbrecher heraus, den das Volk schon lange gerne gerichtet sehen wollte und der bei der üblichen Fahrlässigkeit der Regierung wahrscheinlich mit geringer Strafe entkommen wäre, und hingen ihn vor dem Gefängnisse auf.

Das Hospital ist ziemlich gut, besonders wenn man auf die Zeit Rücksicht nimmt, zu welcher es errichtet wurde, im Jahre 1849. Es war damals in San Francisco noch alles so kostspielig, daß man sich wundern muß, wie die zur Errichtung eines anständig geordneten Krankenhauses (gegenwärtig schon mit dreihundert Betten) nöthige Summe durch freiwillige Beiträge zusammen gebracht werden konnte. Die Kranken bezahlen per Woche in den allgemeinen Zimmern 15, in einem besonderen 25 Dollars; die meisten werden jedoch unentgeldlich aufgenommen. Was mir sehr gut gefiel, ist, daß man Unheilbare nicht fortschafft: sie bleiben bis zu ihrem Tode. Wer das Unglück hatte, vor Errichtung dieses Hospitales zu erkranken, der konnte sich noch glücklich schätzen, wenn man ihn in

irgend einen Winkel trug und ruhig genesen oder sterben ließ. Kein Mensch hatte Zeit, sich nach einem Leidenden umzusehen, — Gold, Gold war das einzige Ziel und Streben.

Ich hatte Gelegenheit, in San Francisco eine sehr schöne Ausstellung von Gemüsen, Früchten, Getreide-Gattungen und anderen Naturprodukten Kaliforniens zu sehen, die Herr Warren veranstaltete. Ein Kürbis wog 125 Pfund, eine Runkelrübe 35 Pfund, eine weiße Rübe 25 Pfund, ein Blumenkohl 22 Pfund, eine gelbe Rübe 6 Pfund, eine Kartoffel 4 Pfund, eine Zwiebel 2 Pfund, ein Krautkopf hatte 2½ Fuß im Durchmesser. Weizen- und Gerstenhalme gab es von 12 Fuß Höhe, mit sehr großen, reichgefüllten Aehren, Maisstengel von 17 Fuß Höhe mit 3 Kolben, wovon jeder zwischen 550 und 600 Körner zählte. Die Früchte waren weniger ausgezeichnet. Was kann Kalfornien nicht liefern, wenn sich die Leute mehr und mehr mit Ackerbau und Kultur beschäftigen werden!

Nicht minder interessant war die Ausstellung eines Riesen-Eichenstammes. Der Baum kam aus der nördlichen Gegend Kaliforniens und war 250 Fuß hoch; der Stamm hatte am Grunde 97 Fuß, oberhalb des Grundes 85 Fuß im Umfange. Man schätzte sein Alter auf 1500 Jahre. Als er gefällt wurde,

war er noch vollkommen gesund. Man löste die achtzehn Zoll dicke Rinde in Streifen ab, stellte sie in San Francisco wieder zusammen und bildete daraus einen niedlichen Saal. Eine Durchschnittsscheibe des Stammes wurde daneben gelegt, damit man sich von dem Durchmesser des Baumes überzeugen konnte.

Ich machte von San Francisco drei Ausflüge in das Innere von Kalifornien. Den ersten nach Sacramento, Mary's Ville und den Goldminen an dem Yuba-Fluß, den zweiten nach Crescent-City und zu den Rogue-River-Indianern, den dritten nach St. José.

Am 3. October Nachmittags 4 Uhr schiffte ich mich auf dem schönen Dampfer „Senator" nach Sacramento (100 Meilen) ein.

Die Amerikanischen Dampfer sind die schönsten, die man sehen kann. Sie verdienen mit vollem Rechte, „Wasserpaläste" genannt zu werden, denn sie sehen vollkommen wie Häuser aus. Die Flußdampfer besonders haben Stockwerke mit großen Thüren, Fenstern und Galerieen. Ständen sie nicht im Wasser, so würde kein Mensch sie für Schiffe halten. Die innere Einrichtung gibt an Pracht und Vollkommenheit der äußeren nichts nach. Wenn man Nachts einem solchen

Dampfer begegnet, gewährt dieß einen wahren Feenanblick; alles erglänzt im hellsten Lichte und die Schornsteine speien Feuer, gleich Vulkanen.

Spät Abends lenkten wir in den Sacramento-Fluß, der bis zu der Stadt Sacramento für Dampfer von zwölf- bis fünfzehnhundert Tonnen fahrbar ist.

Am 4. October Morgens 5 Uhr landeten wir an der Stadt. Die Reisenden stürzten wie besessen an's Ufer, um ihre Reise mit Stage-coaches oder anderen kleineren Dampfbooten ohne Zeitverlust fortzusetzen. Auch ich folgte ihrem Beispiele, und eilte, um meinen Platz auf der Stage-coach nach Gras-Vale zu erobern. Allein meine Eile war umsonst. Die Kutsche war schon um 4 Uhr abgegangen. Ich änderte meine Reise dahin ab, daß ich auf einem Dampfer nach Mary's Ville (50 Meilen) ging.

Die Zeit bis zur Abfahrt des Dampfers benutzte ich, die Stadt zu besehen, die in einer staubigen, sandigen Ebene liegt, in deren weitem Hintergrunde man dunkle Umrisse von Gebirgen entdeckt. Die Stadt zählt 20,000 Einwohner und bietet in kleinerem Maßstabe dasselbe unvollendete, unsaubere Bild wie San Francisco. Nach den Begriffen der Amerikaner gehört auch Sacramento zu den Wunderwerken der Welt, da sie gleich San Francisco eben so schnell entstanden und eben so oft abgebrannt ist.

Um 11 Uhr ging es wieder an die Reise. Schon nach einigen Meilen lenkten wir in den Feather-Fluß, an welchem Mary's Ville liegt. Die Ufer dieses Flusses bleiben sich so ähnlich, daß ich mich, nachdem ich sie einige Zeit betrachtet hatte, in den Saal begab, um auch über die Gesellschaft meine Bemerkungen zu machen. Ich befand mich hier zum ersten Male in einer großen Gesellschaft von freien Amerikanern. Wie in den Spielhäusern zu San Francisco fielen mir vor allem die Kontraste in der Kleidung auf. Die Damen waren durchgehends sehr geputzt und hätten in ihrem Reiseanzuge in den glänzendsten Gesellschaften erscheinen können. Ganz anders verhielt es sich mit den Männern. Manche waren wohl sehr anständig gekleidet; die meisten aber hatten Jacken an, die nicht selten zerrissen waren, derbe, schmutzige Stiefel über die Beinkleider gezogen und die Hände so außerordentlich plump und verbrannt (eine Sache, die mir selbst bei den best angekleideten Herren häufig auffiel), wie die gemeinsten Bauersleute. Man spielte Karten, man kaute Tabak, selbst Jungen von zehn bis zwölf Jahren thaten dieß; allein man spuckte nicht so herum, wie manche Reisende behaupten. Eine andere Gewohnheit aber, nicht minder häßlich als das Spucken, ist, daß sich die Leute wohl der Sacktücher, aber zuvor ihrer

Finger bedienen; ich sah dieß sogar bei elegant gekleideten Herren.

Der gesammten Männerwelt muß ich das Zeugniß geben, daß sie gegen mein Geschlecht, alt oder jung, reich oder ärmlich gekleidet, gleich artig und gefällig war. Die Amerikaner gleichen hierin nicht meinen Landsleuten, und überhaupt nicht den Europäern, die ihre Artigkeit gewöhnlich nur der Jugend, Schönheit und dem Putze widmen.

Bei Tische blieb man nicht lange sitzen und sprach beinahe kein Wort; die Leute verschlangen die Speisen brühheiß und halb ungekaut. Sie gönnten sich keine Zeit, obwohl niemand etwas zu thun hatte; allein es ist nun einmal schon ihre Gewohnheit, alles als Geschäft zu betrachten und alles mit größter Hast und Eile zu verrichten. Getrunken wurde nichts als Wasser. Man sagte mir, daß der Amerikaner es vorziehe, die spirituosen Getränke zu verschiedenen Zeiten des Tages in kleinem Maße zu sich zu nehmen. Auf jeden Fall glaube ich jedoch, daß er hierin dem Engländer nachsteht, denn auch Kaffee und Thee wurde nicht sehr stark und nicht in großen Portionen genossen.

Die Fahrt nach Mary's Ville währte sehr lange, der Fluß hatte in dieser Jahreszeit wenig Wasser, und wir saßen alle Augenblicke auf Sandbänken auf. Es

zeigten sich hie und da einige Hügel, später sogar Gebirgsketten.

Ich hielt sechs Meilen von Mary's Ville bei der dem General Sutter gehörigen Farm*) an. Es war 10 Uhr Nachts, als ich an's Ufer gesetzt wurde. Ich wußte weder Weg noch Steg; doch lag die Farm nicht weit entfernt. An dem Gartenzaune angekommen, stürmte ein halbes Dutzend großer Hunde auf mich ein. Ich verhielt mich ruhig, wohl wissend, daß es so bei dem Gebelle bleibe. Alles lag schon in tiefer Ruhe. Durch den Lärm der Hunde aufgeweckt, kam endlich jemand daher. Man empfing den späten Gast auf die zuvorkommendste Weise.

General Sutter, ein Schweizer von Geburt, hat nicht nur, wie bereits erwähnt, die erste Goldmine entdeckt; er zeichnete sich auch als Soldat in dem letzten Kriege gegen die Mexikaner sehr aus. Er lebt seitdem auf seinen bedeutenden Ländereien.

Sein jüngster Sohn, ein Mann von zweiundzwanzig Jahren, ist schon Oberst bei der Landmiliz. Uns Europäern kommt es sonderbar vor, in Amerika junge Leute so hohe Stellen bekleiden zu sehen. Der Amerikaner sagt: „Wenn junge Leute ihr Fach verstehen, sind sie den älteren vorzuziehen, da sie mehr

*) Farm heißt jeder Landsitz, groß oder klein.

Thätigkeit, Fleiß und Ausdauer besitzen." Man findet in Amerika Männer von sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren, die sich als Kaufleute, Advokaten, Schiffskapitaine u. s. w. schon ein schönes Vermögen erworben haben. Freilich fangen sie auch in sehr frühen Jahren zu arbeiten an.

Ich verweilte zwei Tage in der Rock-Farm. Hier wird schon ziemlich viel Getreide und Gemüse gebaut. Der Boden sieht in der trockenen Jahreszeit so unfruchtbar aus (nichts als Sand und Staub), daß man denken sollte, das wenige, was hier wachsen kann müsse mit der größten Sorgfalt gepflegt werden. Man versicherte mich des Gegentheiles. Der Boden wird weder gedüngt noch bewässert, und die Getreidehalme, welche man mir von der letzten Ernte wies, waren groß und überreich an Körnern. Doch muß man auch bedenken, daß der Boden erst vor ein Paar Jahren zum ersten Male aufgebrochen wurde. Wer weiß, wie er sich nach fünfzig Jahren zeigen mag.

Mit Herrn Sutters älterem Sohne, der sich viel mit Botanik beschäftigt, machte ich einen Spaziergang nach einem nahe gelegenen Walde. Ich sah da sehr schöne und sehr verschiedenartige Eichen, an welchen Kalifornien überhaupt reich sein soll, ferner hübsche Schlinggewächse und sehr viele wilde Weinreben, die sich hoch hinauf mit den Bäumen verzweigten. Die

Beeren waren klein und nicht sehr süß. Der Boden des Waldes hatte nicht den geringsten Anflug von Gras oder Grün.

Ungefähr zwanzig Meilen von der Rock-Farm entfernt, erhebt sich eine majestätische Gebirgskette, deren höchste Spitze Chasta heißt und 14,000 Fuß hoch sein soll. Vor dieser Kette steigen mitten in der Ebene senkrechte Felswände auf, die man einem riesigen Walle vergleichen könnte. Sie bilden drei Hauptspitzen, welche die „drei Buds" genannt werden.

Am 7. Oktober ließ mich Herr Sutter nach Mary's Ville führen. Dieses Städtchen liegt am Zusammenflusse des Feather- und Yuba-Flusses. Ein Privatmann ließ hier eine hölzerne Brücke von vielleicht 120 Fuß Länge bauen, deren Ueberschreitung per Pferd oder Stück Hornvieh einen halben Dollar kostet.

Mary's Ville, später entstanden als Sacramento, enthält bereits 6000 Einwohner, hat schon zwei Zeitungen und ein Theater. Die Waarenlager sind so überfüllt, daß sie den Bedürfnissen einer zehnmal größeren Bevölkerung genügen würden. Es wird wohl viel hiervon nach den Minen gesandt; aber die Mode- und Luxus-Artikel finden doch nur bei den Städtern Absatz.

Kaum in Mary's Ville angekommen, war ich so glücklich, dem Herrn Baronet Heinrich Huntley

zu begegnen, einem Engländer, den ich in San Francisco kennen gelernt hatte. Dieser Herr besitzt Quarz-Goldminen zu Brown's-Valley, nahe der Gebirgskette, 14 Meilen von Mary's Ville, und ließ daselbst eine Dampfmühle zur Stampfung der Steine bauen. Er war so gefällig, mich auf sein Besitzthum mitzunehmen, um mir die Quarzminen, so wie auch die Goldwäschereien an dem Yuba-Flusse, die 6 Meilen davon entfernt liegen, zu zeigen.

Herr Huntley hat sich in Brown's-Valley erst vor drei Monaten angesiedelt, zu welcher Zeit der Platz einer Wildniß glich. Jetzt standen schon drei kleine Holzhäuschen, und das Hauptwerk, die Dampf-Stampfmühle, war der Vollendung ziemlich nahe. Die Arbeitsleute wohnten in Zelten umher, und es sah recht belebt aus.

Die ganze Umgebung besteht aus reichhaltigen Goldquarz-Lagern. Das Verfahren in den Minen ist wie in anderen Ländern. Man macht Schachten und Gänge, fördert das Gestein zu Tage, schafft es in die Mühle, stampft es zu Pulver, sondert durch Waschen das Metall von dem Quarzstaube, schmilzt es mit Schwefelsäure und bindet es mit Quecksilber. Herr Huntley war so gefällig, mir die ganze Verfahrungsart im Kleinen zu zeigen. Ein Quarzstein von fünf Pfund lieferte auf diese Weise dreizehn Cents Werth

in Gold. Jedermann kann graben; da aber das Anlegen einer Mühle eine etwas bedeutende Summe kostet, verkaufen die Minengräber ihre Steine an Herrn Huntley.

Den folgenden Tag führte man mich nach den großen Goldwäschereien an dem Yuba-Flusse. Das Gold wird hier auf zweierlei Arten gewonnen. Die Goldsucher graben Löcher an Stellen im Flußbette, in welche das Wasser nach einiger Zeit Erde und Schlamm absetzt; bei trockener Jahreszeit zieht es sich etwas zurück. Nun schürft man das Angeschwemmte heraus und sondert das sich vorfindende Gold durch Waschen ab. Die zweite, ungleich großartigere Weise besteht in dem Abdämmen des Flusses. Man baut zu diesem Zwecke mehrere hundert Klafter lange hölzerne Flu-der, in welche man den Fluß leitet. Der ganze trocken gelegte Theil des Flußbettes wird dann durchwühlt und das Erdreich gewaschen. Zu allen diesen Unternehmungen verbinden sich die Leute in größeren Gesellschaften und theilen den Gewinn am Ende jeder Woche. Es geht dabei so ordentlich und redlich zu, daß nie ein Streit stattfindet. Jede Gesellschaft wählt ein Haupt, welches mit der Austheilung beauftragt ist. Mit nicht minderer Sicherheit kann der Eigenthümer seinen Schatz ohne Schloß und Riegel in seinem Zelte liegen lassen; er wird nie etwas davon vermissen.

Nicht so sicher ging es in der ersten Zeit zu. Da wurde gestohlen und gemordet. Die Goldsucher sahen sich gezwungen, der Justiz vorzugreifen und selbst Ordnung zu schaffen. Sie hingen Diebe wie Mörder ohne Umstände auf, und dieses Mittel war probat.

Wer nicht selbst arbeiten will, findet Leute, die sich verdingen. Viele ziehen einen gewissen Lohn dem ungewissen Gewinne vor; sie erhalten sechs bis acht Dollars per Tag.

Jedermann und jede Gesellschaft kann einen freien Platz zum Goldsuchen auswählen; nur muß mit der Arbeit spätestens vierzehn Tage nach der Besitznahme angefangen werden. Wird dieser Zeitpunkt versäumt, so ist das Recht auf den Platz verloren, und jeder andere Liebhaber kann sich darauf niederlassen.

Wenn jemand nur mit einiger Wahrscheinlichkeit anzugeben vermag, daß auf dieser oder jener Stelle Gold zu finden sei, selbst auf Plätzen, wo Häuser stehen, so muß sie der Besitzer gegen Schadenersatz dem Minengräber überlassen. Dieselben Gesetze bestehen auch in Chili und Peru.

Es wurde an dem Flusse ungemein viel gearbeitet, und die Ufer sahen sehr belebt aus. Gegen fünftausend Menschen waren auf einer Strecke von höchstens drei bis fünf Meilen Länge beschäftigt. Zelt-

dörfer reihten sich an Zeltdörfer; die Leute können sich keine Holzhütten bauen, da sie, so wie eine Stelle ausgebeutet ist, zu einer anderen ziehen. Die verschiedenen Nationen halten sich in Arbeit und Wohnung meistens zusammen, so die Deutschen, die Amerikaner, die Chinesen u. s. w.

Unter den Goldsuchern gibt es im Verhältniß nur wenige, die ein Vermögen zusammenbringen. Sie können nur acht Monate im Jahre arbeiten, bis zu dem Eintritte der Regenzeit. Die Arbeit ist sehr beschwerlich, die Leute müssen den ganzen Tag im Wasser stehen, und während der Dauer ihrer Arbeiten muß jeder auch der geringsten Annehmlichkeit und Erholung des Lebens entsagen. Gehen sie dann während der vier Monate in irgend eine Stadt, so leben sie da wie die Matrosen, die nach einer langen Seereise das Land betreten. Systematisch angelegte Verführungen lauern von allen Seiten auf sie, der Schwindel der Unterhaltung ergreift die Unglücklichen, und wenn sie aus dem Taumel erwachen, ist nur zu oft der schwer erworbene Gewinn verschwunden. Arm, wie das erste Mal, als sie von der Heimath kamen, aber geschwächt an Körper und Seele durch das wüste Leben in der Stadt, müssen sie nach der harten Arbeit zurückkehren, und glücklich noch derjenige, den die gemachte Erfahrung vor Wiederholung bewahrt!

Die Gegend um Brown's-Valley wie um den Yuba-Fluß gehört zu den waldigen und gebirgigen. Die Wälder sind aber sehr licht, alle vierzig bis sechzig Schritte steht ein Baum, meistens Eichen. Untergebüsch, Schlingpflanzen gibt es gar nicht; der Boden besteht aus Staub und kleinen Steinen.

Nach einigen Tagen verließ ich diese Gegend und ging wieder nach Mary's Ville zurück. In dem letzteren Landstriche ist es viel wärmer als in und um San Francisco, obwohl jener nicht bedeutend viel südlicher liegt. Ich war hier abermals so unglücklich, einen Anfall von dem hartnäckigen Sumatrafieber zu bekommen.

In Mary's Ville fand ich einen Landsmann, einen Wiener, Herrn Rogler. Unsere beiderseitige Freude, von der lieben Heimath sprechen zu können, war so groß, daß mir der gute Mann einen ganzen Tag schenkte und mich an alle Orte begleitete, wo es etwas zu sehen gab.

Am meisten interessirten mich hier die Eingebornen, die noch reine Indianer sind und sich vor jeder Vermischung mit Spanischem Blute bewahrt haben. Diese sogenannten „Wilden" vermindern sich von Jahr zu Jahr und werden überall von den harten Weißen verdrängt. Vor einigen Jahren lebten noch mehr als

sechzig Familien bei Mary's Ville, jetzt sind sie bis auf zwanzig zusammen geschmolzen*).

Ich fand diese Indianer noch viel häßlicher als die Malaien. Ihr Wuchs ist klein und gedrungen. Sie haben besonders kurze Hälse und plumpe Köpfe. Die Stirn ist niedrig, das Nasenbein wenig erhoben, die Nasenflügel breit, die Augen schmal gespalten, wenig Intelligenz ausdrückend, die Backenknochen breit, der Mund groß; die Zähne, zwar weiß, stehen selten in schönen Reihen. Die kurzen, dichten und straff um den Kopf herab hängenden Haare sehen gerade wie eine Pelzmütze aus. Die Farbe derselben ist braun, nicht selten lichter und dunkler auf einem und demselben Kopfe; sie pflegen sie wenig und scheinen sie mit keinem Fette zu schmieren. Kinder von vier bis sechs Wochen hatten schon einen ganzen Wald von Haaren auf dem Kopfe. Ihre Hautfarbe ist schmutzig gelbbräunlich; die Weiber sind sehr zum Fettwerden geneigt. Männer wie Weiber haben die Ohrläppchen sehr weit durchstochen und tragen lange, runde, fingerdicke Rollen darin, die mit Zeichnungen oder Glasperlen verziert sind. Sie schmücken sich außerdem

*) Nahe der Farm des General Sutter lebten, wie er mir selbst erzählte, vor zwei Jahren über zweihundert Eingeborne in einem großen Wig-wam (Dorf), jetzt sind sie bis auf einige dreißig ausgestorben.

mit Glasperlen, Knöpfen, Federn und allem, was sie von den Weißen erhalten können. Die Weiber waren am Kinn ganz wenig tätowirt. Ursprünglich gingen die Männer ganz nackt, die Weiber trugen blos eine fußlange Schürze um die Mitte des Leibes; seit sich jedoch die Weißen hier niedergelassen haben, lesen die Indianer die weggeworfenen Kleidungsstücke, Wäsche, Stiefel u. s. w., von den Straßen auf und bedecken ihren Körper damit oft auf die lächerlichste Weise.

In Bildung und Lebensweise stehen diese Menschen sehr tief. Sie treiben weder Ackerbau noch Viehzucht noch Jagd, nichts als etwas Fischfang. Zu ihren Wohnungen graben sie runde, fünfzehn bis zwanzig Fuß breite, zwei Fuß tiefe Löcher in die Erde, über die sie ein zeltförmiges Dach von Holzwerk und Erdreich legen. Die Thüre ist ein kleines Loch, durch welches man auf Händen und Füßen kriechen muß; eine noch kleinere Oeffnung an der Spitze des Daches läßt den Rauch durchziehen. Sie haben weder Matten noch Geschirre und verstehen nichts als Körbe zu flechten. In dieser Kunst sind sie wahre Meister, wissen die Körbe vollkommen wasserdicht zu flechten und kochen sogar ihre Fische darin. Sie flechten große, um den Vorrath von getrockneten Fischen zu bewahren, kleinere, um Wasser zu holen, und ganz kleine, die ihnen zur Bedeckung des Kopfes dienen.

Es war gegen Abend, als ich diesen Stamm besuchte. Die Leute saßen vor ihren Höhlen an kleinen Feuern und bereiteten und verzehrten ihr Abendessen, das aus gebratenen Fischen und Eichelbrot bestand. Letzteres war fest, schwer, sehr feucht, hatte die Farbe der Chocolade und einen etwas bitteren Geschmack. Sie zerstampfen hiezu die getrockneten Eicheln zu Pulver und verfertigen daraus das Brot ohne sonstige Beimischung als Wasser. Außer Fischen und Eicheln essen sie so ziemlich alles, was sie bekommen können. Eidechsen, Heuschrecken, Frösche, Käfer u. s. w. sind Leckerbissen für sie.

Ich sah unter diesem Völkchen leider sehr viele Fieberkranke, auch eine Irrsinnige und auffallend wenig Kinder. Die Indianer, die in der Nähe der Weißen bleiben, sterben noch ungleich schneller aus, als jene, die in das Innere der Wälder fliehen. Erstere erhalten von den Weißen als Tauschmittel für Fische häufig Branntwein, der Gift für sie ist, und, wie man schon bemerkt hat, sie erkranken und selbst sterben macht. Ein zweites, noch größeres Unglück sind für sie die Blattern, eine Krankheit, die durch die Weißen eingeschleppt wurde, und an der die Eingebornen sehr häufig sterben.

Ihre Armuth an Kindern rührt hauptsächlich davon her, daß sie sich gemeiniglich nur in ihrem eigenen

Stamme verheirathen; sie sind oft ganz verschwistert und verwandt unter einander. Ihre Sitten sollen gut sein. Keine Indianerin wird freiwillig mit einem Weißen umgehen; sie würde von ihrem Stamme verstoßen oder wohl gar getödtet. Will ein Weißer ein Verhältniß mit einer Eingebornen eingehen, so muß er den Häuptling durch Geschenke zur Bewilligung zu gewinnen suchen.

Eine recht malerische Gruppe bildeten die drei Aeltesten des Volkes. Sie hatten einige Europäische Kleidungsstücke an, einen reichen Federschmuck auf den Häuptern und saßen ruhig und ernst auf der Spitze einer ihrer Erdhöhlen. Es schien, als betrachteten sie in ihrem einfachen Naturverstande das rastlose Treiben der nahe wohnenden weißen Fremdlinge nicht mit Erstaunen und Bewunderung, sondern mit Verachtung und Geringschätzung. Ich werde die Blicke nie vergessen, welche diese drei Männer auf mich und meinen Begleiter warfen; als letzterer sie ansprach, würdigten sie ihn kaum einer Antwort.

Von dem Werthe des Goldes haben die Leute noch keinen Begriff: die kleinste wie die größte Summe ist bei ihnen 5 Dollars. Ich wollte eine von den Rollen kaufen, die sie durch das Ohr stecken, so wie eines der wasserdichten Körbchen; sie verlangten für den einen wie für den andern Gegenstand 5 Dollars.

Abends besuchte ich auch in Mary's Ville die Spiel-, Tanz- und anderen öffentlichen Unterhaltungs-Häuser. Ich kann von ihnen nur wiederholen, was ich von jenen in San Francisco geschrieben habe: sie sind Kopien in kleinerem Style. Ich möchte wohl behaupten, daß in der kurzen Zeit, seit der Weiße nach Kalifornien kam, viel mehr Verbrechen und Laster begangen wurden, als in den Hunderten von Jahren, während der das Land nur von Eingebornen bewohnt war.

Nach San Francisco zurück ging ich denselben Weg über Sacramento. Die Ufer des Flusses Sacramento werden von den Amerikanern als bezaubernd schön und üppig geschildert. Auf der Herreise konnte ich nicht viel sehen, ich machte sie bei Nacht. Mit großer Erwartung begab ich mich daher auf die Rückreise, bei welcher mich der hellste Tag, das glänzendste Sonnenlicht begünstigten. Ich bemühte mich aber vergebens, die schönen Landschaften zu erblicken, die von Hunderten und Tausenden bewundert werden. Die Ufer waren wohl von einer Reihe von Bäumen und von Gebüschen umsäumt; allein wenige Schritte nach dem Innern zu hörte die Vegetation auf, und der Blick verlor sich auf der sandigen, staubigen Ebene. Und selbst die Bäume, meistens Eichen, Weiden und Eschen, konnte man nicht schön nennen: sie hatten zwar zum Theil dicke Stämme und umfangsreiche Kronen und Aeste,

welch letztere sich mitunter weit über das Wasser neigten; allein das Laubwerk war sehr klein, schmal und von schmutzig dunkelgrüner Farbe. Nur Leute, die beständig in der nackten, baumleeren, sandigen Gegend von San Francisco leben, können so viel Wesen aus diesen armseligen Ufern machen.

Vierzehntes Kapitel.

Crescent-City. — Ausflug zu den Rogue-river-Indianern. — Ein Nachtlager im Wig-wam. — Gefährliche Lage meines Reisegefährten. — Rachsucht der Indianer. — San José. — Acapulco. — Panama.

Mein zweiter Ausflug galt, wie bereits gesagt, dem neu angelegten Städtchen Crescent-City, nördlich, nahe an der Grenze von Oregon, und den Rogue-river-Indianern.

Die Entfernung nach Crescent-City beträgt nur 300 Meilen; der Preis der Ueberfahrt 50 Thaler. Die Amerikaner sind aber mit freien Ueberfahrten nicht so karg wie die Engländer. Ich hatte oft nur nöthig, meinen Namen zu nennen, und man gab mir freie Fahrten, so auch hier zur Hin- und Rückreise für Crescent-City.

Am 3. November begab ich mich an Bord des Dampfers „Thomas Hunt."

Wir liefen stets nahe der Küste, die meistens

aus spitzen, steil abfallenden Hügeln besteht, welche lange Ketten bilden und wenig geeignete Plätze zu Ansiedelungen bieten. Es sah auch alles unbewohnt aus. Die Berge und Hügel sind stellenweise mit dünnen Nadelwaldungen bedeckt; doch ist die Sandregion noch vorherrschend. Wir kamen durch die Humboldts-Bay.

Am 5. November früh Morgens lenkten wir in die Bucht oder den Hafen von Trinidad. Diese Bucht ist ausnehmend klein und niedlich; ich glaube kaum, daß sie eine Viertelmeile im Durchmesser hat. Sie ist von fünfzig bis sechzig Fuß hohen, steilen Felshügeln umfaßt, die Oeffnung gerade hinlänglich, daß ein Schiff einlaufen kann. In der Mitte erhebt sich ein hoher, schwarzer Fels, der den kärglichen Raum noch mehr beengt. Man könnte die ganze Bildung dieses Beckens für einen ausgebrannten Krater halten. Von dem Städtchen sieht man einige Dutzend hölzerne Häuser an den Säumen der Hügel. Ein schöner Nadelwald im Hintergrunde schließt das Miniaturgemälde.

Das Städtchen Trinidad entstand vor zwei Jahren, geht aber jetzt schon dem Untergange zu. Der Handel nimmt keinen Aufschwung, wie man bei der Errichtung geglaubt hatte, und Ackerbau wird noch nicht betrieben. Viele der Ansiedler sind wieder hinweg gegangen.

Von Trinidad an werden die Hügelreihen an der Küste niedriger, weniger steil und dichter mit Nadelwaldungen bedeckt.

Unter heftigem Regen, stark bewegter See langten wir Nachmittags vor Crescent-City an. Eine schwere Aufgabe war es, an das Land zu kommen, da die Rhede sehr unsicher und jedem Winde oder Sturme ausgesetzt ist. Von April bis November bietet sie zwar einigen Schutz gegen die vorherrschenden Nordwinde; aber in den Wintermonaten ist sie den Winden ganz Preis gegeben.

Die Lage des Städtchens ist überaus idyllisch. Die hölzernen Häuschen stehen zum Theil in einer Reihe an dem Saume des Meergestades; andere liegen zwischen Bäumen zerstreut umher. Das Ganze wird von hohen Nadelwaldungen überschattet. Gegen Südwesten steigen reichbewaldete Berge auf, auch an schönen Ebenen fehlt es nicht, und in der See liegen viele reizende Gruppen kleiner Eilande und Felsparthieen, von welchen manche nackt, andere bewaldet sind.

Crescent-City wurde erst in diesem Jahre, im Monat Februar, angelegt. Der Wald mußte gelichtet und ein Blockhaus errichtet werden, denn rund umher gab es noch viele Indianer-Stämme. Im Monat August standen bereits neunzig Häuser, zwanzig Magazine waren eröffnet, mehrere Hotels errichtet. Der Handel

nach den Minen, die an dem Smith's-Flusse liegen, war schon in vollem Gange. Täglich sah ich viele Maulthiere mit Lebensmitteln und andern Gütern von hier beladen dahin abgehen. Wenn es sich bewährt, daß von diesem Punkte aus der sicherste und beste Verkehr nach dem Innern geht, so wird sich dieser Ort wunderschnell erheben. Aber auch zu Trinidad siedelten sich die Leute in dieser Hoffnung an, die sich dann nicht bewährte. Die Theuerung ist hier noch weit größer als in San Francisco, von woher alles zugeführt wird.

Herr Grubler, ein Schweizer von Geburt, war so gefällig, mich in seinem Hause aufzunehmen. Dieser Mann gehörte unter die ersten Ansiedler und erbaute das Blockhaus. Er ist auch Präsident und hauptsächlicher Gründer eines sehr nützlichen und lobenswerthen Vereins zur Bildung angehender Redner. Die Mitglieder versammeln sich alle Wochen einen Abend in dem Schulsaale; es werden politische Fragen gegeben, erdichtete Prozesse, so wie auch Novellen und Gedichte vorgetragen, und in dieser Weise bieten diese Abende der ganzen Gesellschaft eine lehrreiche Unterhaltung.

Ich war über die guten, fließenden Vorträge um so mehr erstaunt, als die meisten der Sprecher wie Matrosen oder Minenarbeiter aussahen. Sie hatten Jacken, rothe Wollhemden und dergleichen an. Auch

das schöne Geschlecht erschien in ganz einfachen kattunenen Hauskleidern. Der Schulsaal sah ebenfalls nicht sehr elegant aus und ließ leider den rauhen Wind von allen Seiten dergestalt ein, daß man die Unschlittkerzen kaum vor dem Erlöschen bewahren konnte. Wie bald wird dieß alles vielleicht umgeschaffen sein und Pracht und Luxus die ländliche Einfachheit verdrängen! Werden sich die Leute dann wohl besser unterhalten?

Obgleich Crescent-City nur vier Grad nördlicher liegt als San Francisco, äußert sich in Witterung und Temperatur ein viel mächtigerer Unterschied als man vermuthen sollte. Dicke Nebelwolken verhüllten die ganze Gegend, es regnete häufig und schwer, und eine sehr empfindliche Kälte machte sich fühlbar.

Der Hauptzweck meiner Reise hierher war, die Indianer zu besuchen, welche in diesem Theile Kaliforniens noch in ziemlicher Anzahl zu finden sind. Seit sich die Weißen hier niederließen, haben sie sich jedoch etwas mehr in das Innere des Landes zurückgezogen, und man muß, will man größere Wig-wams sehen, wenigstens zehn bis zwanzig Meilen weit gehen.

Ein halbes Dutzend Indianische Familien waren noch in der Nähe des Städtchens angesiedelt. Ich fand sie wie jene bei Mary's Ville. Nichts erschien mir komischer, als die sonderbaren Anzüge, denn auch hier lasen sie alle von den Weißen weggeworfenen

Kleidungsstücke auf. So sah ich einen Indianer, welcher ein Beinkleid, eine sehr schadhafte Mantille und einen zerknitterten Frauenhut trug. Ein anderer hatte weiter nichts als einen Frack an, den er nach eigenem Geschmacke auf der Rückseite ganz mit Glasperlen benäht hatte. Ein dritter trug wieder nur eine Weste, dazu einen alten Männerhut, in welchen er oben ein Loch geschnitten und viele Vogelfedern aufgesteckt hatte. Eben so geschmackvoll waren die Weiber gekleidet.

Um weiter in das Land bis zu den Rogue-River-Indianern am Smith-Flusse vorzudringen, muß man, wie mir die Leute hier versicherten, in bewaffneter Gesellschaft gehen, da diese Indianer sehr wild und hinterlistig sind. Man versprach mir, acht oder zehn Herren zusammen zu bringen, die mich dahin begleiten sollten; allein es fanden sich nicht so viele, und eine geringere Anzahl wollte den Gang nicht wagen.

Glücklicher Weise hörte ein Deutscher Matrose, Karl Braun, der sich vor einigen Monaten hier niedergelassen hatte, von meinem Wunsche. Er war so gut, zu mir zu kommen, um mir zu sagen, daß er Willens sei, zu jenen Indianern zu gehen. Er sei viel mit Indianern in Verbindung, von welchen er Fische gegen Glasperlen eintauschte, und verstehe ihre Sprache. Wenn ich es wagen wolle, könne ich ihn begleiten. Ich war über diesen unerwarteten Zufall sehr erfreut;

die Reise ward beschlossen und, sobald der Regen aufgehört hatte, auch angetreten.

Wir gingen am ersten Tage, 7. November, ungefähr sechzehn Meilen, meistens an dem Seegestade, in tiefem Sande oder über Steine. Durch die Waldungen waren die Wege gut. Gegen Nachmittag wandten wir uns dem Innern zu und gelangten sehr bald an den Smith-Fluß, dessen Ufer ebenfalls aus Sand bestanden; doch kaum eine halbe Meile in das Land hinein fingen schon herrliche Nadelwaldungen an. Die Bäume waren sehr hoch und schlank, sie liefern das vorzüglichste Bauholz. Von Schlinggewächsen sah ich wenig, dagegen gab es dichtes Untergebüsch, unter welchem die Brombeer- und Heidelbeer-Staude und andere Waldbeeren. Die Heidelbeer-Staude wächst hier viel höher als bei uns in Europa; sie erreicht eine Höhe von vier Fuß.

Wir kamen an mehreren Wig-wams vorüber, hielten aber nur kurz an, um wo möglich vor einbrechendem Regen, der in unfreundlichen Wolken über uns schwebte, das Nachtlager zu erreichen. Die Wig-wams waren klein, sie bestanden höchstens aus sechs bis acht Hütten oder Höhlen, jenen bei Mary's Ville gleich, nur daß das hölzerne Dachgerippe statt mit Erde hier mit Blättern und Aesten überdeckt war.

Den Smith-Fluß übersetzten wir in einem aus-

gehöhlten Baumstamme, statt der Ruder bedienten sich die Leute ganz schmaler Brettchen.

Je weiter wir uns von den Niederlassungen der Weißen entfernten, desto weniger fanden wir die Leute bekleidet, endlich ganz im Naturzustande. Nur die Weiber trugen um die Hüften eine kurze bauschige Schürze, die aus Grasfasern oder aus Elenthierfell verfertigt war. Das Fell wird in sehr feine Streifen geschnitten und nur oben in einer Breite von drei Zoll ganz gelassen. Sie schlagen es zwei Mal um die Mitte, es sieht aus wie ein recht zottiger Pelz. Dergleichen Schürzen sah ich schon an den kleinsten Mädchen, wenn sie noch kaum gehen konnten. Von den Häuptlingen trug hie und da einer ein Thierfell um die Achsel geworfen.

Gegen Abend erreichten wir ein großes Wig-wam, dessen Bewohner sich „Hüna-Indianer" nannten. Mein Begleiter war bisher auf seinen Wanderungen nicht so weit gekommen; er kannte aber dennoch einen jungen Mann unter ihnen, mit dem er in andern Wig-wams zusammen getroffen war und Fische gegen Glasperlen umgetauscht hatte. Wir beschlossen, hier die Nacht zuzubringen. Es fing wieder an zu regnen, die Kälte wurde unleidlich, und ich mußte daher noch froh sein, ein Plätzchen in solch einem Erdloche mitten unter den ekelhaften, nackten Eingebornen zu finden. Wir la-

gerten uns an das Feuer, welches in der Mitte der Hütte lustig loderte und um das bereits ein halbes Dutzend Indianer hockten. Bald füllte sich die Hütte so mit Neugierigen, daß die Hitze, die Ausdünstung zum Ersticken wurde. Ging ich halb verzweifelnd in's Freie, so hatte ich noch mehr zu leiden, nicht nur von der Kälte und dem Regen, sondern von den Bewohnern des ganzen Wig-wams, die sich so um mich drängten, daß ich wie in einem festen Kreise eingeschlossen war und mich kaum bewegen konnte. Sie zogen mich hin und her, sie befühlten jedes meiner Kleidungsstücke vom Hute bis zum Schuhe. Ja ein Mal schleppten sie mich sogar ein Stück weit in den Wald hinein zu entfernten Hütten; nur mit Mühe kam ich wieder unter das Dach meines Wirthes.

Mein Reisegefährte hatte Zucker, Kaffee und Brod bei sich, ich führte ein Stückchen Käse und Brod mit. Der Matrose kochte einen ganzen kleinen Kessel (er trug einen solchen von Weißblech mit sich) voll Kaffee, aber so schwach, daß das Wasser blos einen leichten Anflug von brauner Farbe bekam; nichtsdestoweniger fanden die Indianer dieses heiße, bräunliche Wasser so köstlich, daß der Kessel bald geleert war und eine zweite Auflage erfolgte, denn sie sahen, daß der Matrose noch ein solches braunes Pulver hatte, und jeder wollte davon haben. Sie griffen darnach, um es zu

essen, und eher war keine Ruhe, bis alles verzehrt war. Mein Führer konnte nichts von seinen Lebensmitteln für den folgenden Morgen retten. Den Zucker warfen sie nicht in den Kaffee; sie aßen ihn mit größter Begierde, eben so das Brod. Nach diesem Mahle begannen sie ihre Kocherei. Sie brachten große, schöne Lachse herbei, an welchen die Flüsse Kaliforniens überreich sind. Die Köpfe und Schwänze wurden abgebauen, die Körper aufgeschlitzt, mit Hölzchen ausgespannt, an größere Hölzer gesteckt und am Feuer gebraten. Aus den Köpfen und Schwänzen bereiteten sie eine Art Suppe. Sie füllten ein Körbchen mit Wasser und warfen glühende Steine hinein, die sie fortwährend durch frische ersetzten; als das Wasser hoch aufbrodelte, warfen sie die Köpfe und Schwänze hinein und ließen sie einige Zeit kochen. Dieses Verfahren erforderte sehr wenig Zeit, weniger als das an unsern Sparheerden. Die Suppe sah gräulich und dick aus, denn mit den Steinen kam mitunter auch eine Portion Asche in das Körbchen; das nahmen die Leute aber nicht so genau. Sie langten die Suppe mit Muscheln heraus und tranken sie. Die gebratenen Fische rissen sie mit den Händen in Stücke und legten sie auf flache Körbchen, die ihnen als Teller dienten. Hierauf rösteten sie Eicheln in der heißen Asche. Diese, nebst dünnen, langen Graswurzeln, dienten als Dessert.

Die Wurzeln wurden nicht nur roh, sondern ungewaschen, mit der daran klebenden Erde genossen. Sie schmeckten ungemein zart und fein; man konnte sie mit der Zunge zerdrücken. Dieses Mahl wäre hinlänglich reich und auch schmackhaft gewesen, hätten ihm nicht zwei Hauptwürzen gefehlt: Reinlichkeit und Salz — beide sind diesen Menschen unbekannt.

Nach dem Essen bemalten sich die Männer und Jünglinge das Gesicht ganz abscheulich mit brauner, rother, blauer oder schwarzer Farbe. Sie bestrichen sich das Gesicht zuerst mit Fischfett, dann rieben sie mit den Händen die Farbe ein, und um verschiedene Zeichnungen hervor zu bringen, fuhren sie hie und da mit dem Finger über die bemalte Stelle, wodurch die Farbe verschwand. Daß dadurch ihre angeborne Häßlichkeit noch um vieles widerlicher wurde, bedarf wohl keiner Erwähnung. Nach dieser Operation fingen sie zu singen an. Ihre Gesänge fand ich melodischer und besser vorgetragen, als ich es bei einem so rohen Volke vermuthet hätte. Die Unterhaltung währte bis tief in die Nacht. Man war dann doch so galant, mir eine der Höhlen insofern zu überlassen, als sich die Männer entfernten und nur die Weiber bei mir blieben. Eine derselben legte sich so knapp an meine Seite, daß ich mich kaum umwenden konnte. Auf der andern Seite standen große Körbe voll geräucherter

Fische, über unsern Köpfen hingen die zu räuchernden, man kann sich daher das angenehme Nachtlager auf dem kalten Boden ohne Polster und Decke vorstellen.

Ich hatte an dem Mahle wenig Theil genommen, da ich beabsichtigte, mich Nachts, wenn alles schliefe, mit einem Stückchen Käse und Brod schadlos zu halten. So lange die Leute wach waren, wagte ich es nicht, diese Kleinodien aus der Tasche zu ziehen; jeder hätte davon kosten wollen, und am Ende wäre für mich selbst nichts übrig geblieben. Als ich die Weiber schlafen, d. h. schnarchen hörte, richtete ich mich ein wenig auf und zog meinen Schatz behutsam hervor; allein der Schlaf meiner Nachbarin war entweder sehr leise oder Verstellung: sie erwachte sogleich, frug mich, was ich thue und bedeutete mir, daß ich mich niederlegen und nicht rühren solle. Sie schürte das Feuer an, bis ich mich wieder auf die Erde hingestreckt und schlafend gestellt hatte, und legte sich dann abermals an meine Seite. Vermuthlich hatte man Mißtrauen gegen mich.

Am Morgen fing das Leben und Treiben schon vor Tagesanbruch an. Es wurde reichlich gekocht und tapfer gespeist. Die Zeit während des Kochens benutzte ich, mit einem Indianer auf den Fischfang zu gehen. Er nahm eine zwanzig Fuß lange Stange mit, an welcher ein Speer aus Knochen mittelst einer lan-

gen Schnur befestigt war. Sobald er den Speer geworfen hatte, ließ er die Stange, je nach der Kraft und Größe des Fisches, entweder in das Wasser fallen oder er behielt sie in der Hand. Er warf den Speer, ohne je zu fehlen. Die Schnur war von den Gedärmen des Elenthieres ausnehmend schön gearbeitet und glich einer starken Musiksaite.

8. November. Nach dem Frühstücke setzten wir unsere Reise fort. Wir gingen auch heute sechzehn bis achtzehn Meilen stets durch herrliche Waldungen. Schon nach einigen Meilen betraten wir das Oregon-Gebiet und stießen bald auf Stämme der Rogue-River-Indianer. Wir kehrten in mehreren ihrer Wig-wams ein; mein Begleiter suchte Fische einzutauschen; er hatte bisher noch keine bekommen.

Ich kroch heute wie gestern in viele der Höhlen, um der Leute Thun und Treiben zu beobachten.

Die Indianer im Norden Kaliforniens und besonders in dieser Gegend stehen auf der tiefsten Stufe der Bildung; sie sollen gar keine Begriffe einer Religion, keine Ahnung eines künftigen Lebens haben. In manchen Wig-wams findet man eine Art Zauber- oder Wundermann, der die Krankheiten heilen, bei Diebstählen die Diebe ausfindig machen und die Orte angeben soll, wo die gestohlenen Sachen verborgen liegen.

Die Indianer von Kalifornien und Oregon skal-

piren nicht und machen keine Gefangenen; sie tödten die Männer, doch nie die Weiber. Kommt zufällig während ihrer Kämpfe ein Weib, ein Kind in die Schußweite der Pfeile, so schreien sie ihnen zu, sich zu entfernen, da sie nur gegen Männer und nicht gegen Wehrlose kämpfen wollen.

Ich fand die Leute hier ein weniges größer und stärker als im südlichen Kalifornien, doch nicht hübscher. Unter den Weibern, die nicht nur am Kinn, sondern auch an den Händen und Armen etwas tätowirt waren, gab es sehr fette, überaus plumpe Gestalten. Die Haare trugen Männer, Weiber wie Mädchen in langen Wülsten. Da sie Kämme nicht kennen, fahren sie sich mit den Händen durch die Haare, streichen sie glatt, drehen sie auf jeder Seite des Kopfes zusammen und umwickeln sie mit einem Streifen Thierfell oder sonst einem Lappen. Die Mädchen tragen dieselben Haarwülste, nur haben sie die Haare vorn etwas abgeschnitten; die Männer tragen nur eine Haarwulst im Nacken. Durch die Ohrläppchen stecken sie runde Holz- oder Messingscheiben, die Männer und Knaben hängen auch verschiedene Zierathen von Perlen an den unteren Nasenknorpel. Beide Geschlechter schmücken sich leidenschaftlich gern mit Glasperlen und Vogelfedern. An Waffen besitzen sie blos Bogen und

Pfeile, seit sich die Weißen überall niederlassen, auch Messer. Die Elenthiere fangen sie in Schlingen.

Sie sind überaus unrein, suchen sich gegenseitig das Ungeziefer vom Kopfe und geben jeden Fund gewissenhaft dem Eigenthümer, der ihn gierig verspeist. Die Männer gehen zwar häufig Morgens in den Fluß; aber sie tauchen nur ein Mal und kommen, gleich den Malaien, eben so schmutzig von dem Bade zurück, als sie hingegangen sind. Dennoch sah ich unter diesem Volke bei weitem nicht so viele Hautkrankheiten wie bei den Malaien oder Dayakern. Dieß ist meiner Meinung nach den Schwitzbädern zuzuschreiben, die sie häufig gebrauchen und deren jeder Wig-wam wenigstens eins besitzt. Diese Schwitzbäder bestehen in Erdhöhlen, ähnlich ihren Wohnplätzen, aber kleiner. Sie schließen den Zugang, machen ein tüchtiges Feuer an und bleiben so lange darin hocken, bis sie recht in Schweiß gerathen.

Auch bei allen diesen Stämmen, die ich sah, gab es auffallend wenig Kinder, obwohl die Leute gesund und kräftig aussahen. Die kleinen Kinder werden in schmale, längliche Körbchen, die mit einem Deckel versehen sind, gebunden und so von den Müttern auf dem Rücken getragen. Diese Last hindert die Frauen nicht, alle Arbeit zu verrichten, die ihnen, wie bei den meisten rohen Völkern, größtentheils zufällt, aber sehr

gering ist. Sie haben zu kochen, Körbe zu flechten und Eicheln zu sammeln. Letzteres Geschäft ist das beschwerlichste; sie müssen oft viele Meilen danach gehen und große Lasten heimschleppen, denn wenn der Mann auch mitgeht, trägt er doch gar keine, oder höchstens eine kleine Last.

In vielen Hütten traf ich die Männer spielend. Sie saßen im Kreise um ein kleines Feuer und hielten feine, kleine Stäbchen in den Händen, von welchen die meisten weiß, einige wenige schwarz waren. Jeder warf seine Stäbchen derart vor sich hin, daß die schwarzen alle weit aus dem Kreise der weißen flogen. Er faßte sie hierauf wieder zusammen, gab sie hinter dem Rücken von der linken in die rechte Hand und begann das Werfen von neuem. Es gab viele Zuschauer und auch zwei Musikanten, welche getrocknete Krebsscheeren auf ein Stöckchen gefaßt hatten und damit an ein Brettchen schlugen. Ein anderes Spiel ist eine Art Errathen mittelst Lehmkügelchen. Sie spielen um Muschelgeld, das einzige, welches sie kennen und das Werth bei ihnen hat. Mit diesem kaufen sie auch ihre Weiber. Wenn sie spielen, geschieht dieß gewöhnlich in der Häuptlings-Hütte. Die Weiber sind für die Dauer des Spieles aus der Hütte gebannt. Ihre Leidenschaft für das Spiel ist so stark, daß sie es Tage und Nächte fortsetzen. Diese unglück-

selige Beschäftigung war Ursache, daß mein armer Gefährte auch hier keine Fische bekommen konnte.

In einem der Wig-wams blieben wir über Nacht. Ich schlief wieder in einer Hütte mit mehreren Weibern. Meinem Gefährten wäre es aber diese Nacht beinahe sehr schlecht ergangen: er war nahe daran, ermordet zu werden. Eine Ahnung, wie er mir am folgenden Morgen sagte, flüsterte ihm zu, vorsichtig zu sein, er traute den Leuten nicht und hatte sich eine Hütte ausgebeten, um allein zu schlafen. Das Gefühl der Unsicherheit ließ ihn nur leicht schlummern, und das war sein Glück, denn gegen die Mitte der Nacht hörte er in den Zweigen, mit welchen er den Eingang der Höhle vermacht hatte, ein leises Knistern und Rauschen, und als er hin blickte, war schon ein Indianer auf Händen und Füßen in die Hütte gekrochen, eben im Begriffe sich aufzurichten und ein Messer zu zücken. Der Matrose sprang sogleich auf, hielt ihm eine Pistole entgegen und drohte ihn niederzuschießen; der Indianer zog sich zurück, vorgebend, daß er nur gekommen sei, nachzusehen, ob der Fremde genug Holz zum Unterhalte des Feuers hätte.

Man schildert die Indianer als falsch, hinterlistig, rachsüchtig und feig, und sagt, daß sie die Weißen nur dann zu tödten suchen, wenn sie selbe einzeln finden. Wie können sich aber diese armen Menschen gegen die

wohlbewaffneten Weißen, gegen diese übermüthige Raçe, von der sie so viel Unbill erleiden, anders rächen? Rache liegt nun einmal in der Natur des Menschen. Was würde wohl der Weiße thun, wenn man so mit ihm verführe, wie er mit dem armen Wilden? Auf dieser kleinen Strecke Landes, die ich durchwanderte, sah ich mehrere zerstörte, abgebrannte Wig-wams, aus welchen die Indianer von den weißen Ansiedlern mit Gewalt vertrieben worden waren, weil sie nicht freiwillig von ihrem heimathlichen Boden wichen. Die Weißen verführen ihre Weiber und Töchter, und wo ihnen dieß nicht gelingt, nehmen sie dieselben ihnen mit Gewalt weg. Während ich in Crescent-City war, ereignete sich ein ähnlicher Fall. Drei Meilen von der Stadt hatten sich einige Amerikaner als Farmer (Landbebauer) angesiedelt. Ein Eingeborner kam mit seinem Weibe vorüber auf seinem Wege nach der Stadt. Die Männer sprangen aus ihrer Hütte, rissen das Weib von seiner Seite, schleppten es in ihre Wohnung und schlossen die Thüre. Der arme Wilde schrie und heulte, schlug an die Thür und forderte sein Weib; statt dessen kamen die Männer heraus, prügelten ihn derb durch und jagten ihn fort. Mit zerschlagenem Körper kam er nach der Stadt und klagte. Und was geschah den feigen, weißen Missethätern? Sie wurden verurtheilt, sich mit dem Wilden abzufinden, d. h.

ihm einige Glasperlen und andern werthlosen Kram zu geben. Derlei Grausamkeiten werden natürlich von Stamm zu Stamm erzählt, und so geschieht es öfter, daß wenn einzelne Weiße unter sie kommen, die Uebermacht auf der Indianer Seite ist, diese gleiches mit gleichem vergelten und den Unschuldigen für den Schuldigen büßen lassen. Viele unpartheiische Männer gestanden mir, daß die Eingeborenen überall, wo man ihnen mit Liebe und Güte entgegenkam, harmlos gefunden wurden.

9. November. Morgens verließen wir den gefährlichen Wig-wam. Wir waren auf die Rückreise bedacht, mein Begleiter wagte sich nicht weiter. Wir schlugen eine andere Richtung ein und kamen Nachmittags an eine kleine Niederlassung von einem Dutzend Weißen. Auch hier war das erste, was ich sah, ein großer in Asche gelegter Wig-wam. Die Farmer lebten, der Weiber wegen, in stetem Streite mit den Indianern. Letztere rächten sich, wo sie konnten, und erschlugen zu Ende einen der Weißen, worauf diese an den Wig-wam Feuer legten und die Eingebornen fortjagten. Seitdem gehen sie nie ohne scharfgeladene Gewehre an die Arbeit, um so mehr, da seit einiger Zeit von andern nachbarlichen Ansiedlern vier Männer vermißt wurden. Von zweien wurden die Körper kürzlich an verschiedenen Plätzen im Walde unter Laub und Aesten verborgen gefunden, ein dritter Körper

eine weite Strecke von der Farmer Wohnplatz in dem Flüßchen, aus welchem sie ihren Wasserbedarf nehmen. Die Ansiedler sagten uns, daß sie, als sie den halbverwesten Körper da zufällig fanden, vor Ekel alle erkrankten. Den vierten Leichnam hatten sie noch nicht aufgefunden.

Wir kehrten bei den Farmern ein; sie wohnten in zwei kleinen Hütten, Blockhäusern ähnlich, hatten aber schon den Bau einiger Häuser begonnen. Die Leute lebten sehr gut. Sie hatten die schönsten Wildgänse, die sie selbst schossen, herrliche Fische, die sie für Kleinigkeiten von den Indianern eintauschten, Kartoffeln, Brod, Thee und Kaffee, kurz wir hielten Abends ein köstliches Mahl, ein gleiches Morgens.

Die Kälte war sehr empfindlich; Nachts stieg sie beinahe auf einen Grad unter Null (Réaumur). Morgens war alles weiß vom Reife. Dennoch ist das Land immer grün. Schnee fällt sehr selten, und wenn er fällt, berührt er kaum den Boden, er schmilzt schon während des Fallens. Die Farmer versicherten mir, daß der Grund eine reiche Ernte zu geben verspreche. Sie waren erst sehr kurze Zeit angesiedelt und hatten kürzlich einen Strich Landes angebaut. In der Umgebung von Crescent-City sah ich in dieser vorgerückten Jahreszeit noch alle möglichen Gemüse im Freien gedeihen, darunter so große und schöne, wie in Herrn Warren's Prachtausstellung zu San Francisco.

Ich glaube, daß der größte Theil Kaliforniens, besonders der nördliche, für Europäische Ansiedler sehr vortheilhaft wäre. Das Klima ist gesund, der Boden sehr ergiebig, selbst wo er sandig und trocken aussieht. Die üppigen Waldungen zeugen von seiner Fruchtbarkeit. Er ist Urboden und benöthigt daher weder Bewässerung noch Düngung; bis es zur letzteren käme, könnten die Ansiedler bereits einen schönen Viehstand haben.

Nahe dem Oregon-Gebiete wird der Acker von der Regierung um einen Dollar verkauft, in dem Oregon-Gebiete noch umsonst gegeben, da sie auf alle Weise Ansiedler dahin zu bekommen sucht. Möchten die Leute doch mehr in der Absicht des Ackerbaues als des Goldsuchens nach diesen Ländern kommen! Farmer können sich mit einiger Ausdauer und Umsicht in kurzer Zeit einen ausreichenden Wohlstand, ein angenehmes häusliches Leben verschaffen; von den Goldsuchern sind im Verhältniß zu der großen Zahl nur gar wenige reich heimgekehrt, bei den meisten kann man sagen: „Wie gewonnen, so zerronnen!"

Am vierten Tage, 10. November, kam ich von meinem Ausfluge wieder nach Crescent-City zurück, das Loos des armen, ausgestoßenen Indianers tief bedauernd. Man muß zwar gestehen, daß sich die Regierung um die Indianer bekümmert; allein ihre

Hauptsorge gebt dahin, sie nach entfernteren Plätzen zu schaffen, ihnen für das abgenommene Land einige Entschädigungen zu geben und an die Ansiedler Befehle zu erlassen, sie gut zu behandeln. Jedes Jahr werden Beamte nach ihren neuen Wohnplätzen gesendet, um ihnen einige Geschenke zu bringen und nachzusehen, ob sie nicht Hungers sterben. Aber ein bedeutender Fehler der Regierung ist die allzugroße Nachsicht mit den Ansiedlern, da letztere, meistens roher und weniger gutartig als die Wilden, diese Nachsicht nicht vertragen, ohne sich zu übernehmen. So lange es der Gerichte noch so wenige im Lande gibt, daß der Eingeborne nicht leicht zu ihnen gelangen kann, und so lange dieselben den Ansiedlern gegenüber nicht größere Strenge bezeugen, wird der arme Indianer immer der Spielball des übermütbigen Weißen sein.

Das Land fand ich, wie gesagt, nicht nur sehr fruchtbar, sondern auch romantisch. Die schöne Gebirgskette Siskiyon, die sich im Osten von Marv's Ville zeigt, erstreckt sich bis bieher, steigt in mehrfachen Ketten auf, und fruchtbare Thäler und Ebenen breiten sich überall dazwischen aus. Die höheren Spitzen waren in dieser Jahreszeit mit Schnee bedeckt, dem ersten, den ich sah, seit ich mein Vaterland verlassen hatte.

Als ich nach Crescent-City zurück kam, fand ich den Dampfer, mit welchem ich die Reise von San

Francisco machte, bereit, Abends die Anker zu lichten. Das Wetter, das schon den ganzen Tag stürmte, wurde so schlecht, daß wir erst am 11. November mit Mühe an Bord gelangen konnten. Auf der Reise begleiteten uns Stürme und Nebel, so daß wir zu Trinidad gar nicht einlaufen konnten. Als kleine Entschädigung dieses bösen Wetters sah ich einen schönen Nebelregenbogen.

Den dritten kleineren Ausflug nach St. José (60 Meilen) verdanke ich der gefälligen Einladung des Oesterreichischen Konsuls, Herrn Vischer. Es war dieß eine sehr große Aufmerksamkeit von seiner Seite, wenn man bedenkt, wie hoch hier die Zeit geschätzt wird und wie theuer jede Unterhaltung ist.

22. November. Die Reise ging zu Lande. Wir setzten uns auf die Außenseite des Omnibus, um die Schönheiten der Gegend, die als ganz bezaubernd geschildert wird, recht genießen zu können.

Die Ebene, in welcher St. José liegt, erstreckt sich bis San Francisco auf der einen, bis Monterey auf der andern Seite, ist bei 120 Meilen lang, zehn bis fünfzehn breit, und wird ihrer großen Fruchtbarkeit wegen schon jetzt die Kornkammer des nördlichen Kaliforniens genannt.

Das erste Drittheil der Reise kann ich nicht für schön erklären. Das wellenförmige Land ist ohne Be-

getation, hie und da sieht man verkrüppelte Bäumchen, deren Kronen ganz nach einer Seite stehen. Diese seltsame Erscheinung verursachen die anhaltend starken Nord-Ost-Winde, die das Klima von San Francisco so unangenehm machen. Der Boden ist noch wenig bebaut und größtentheils eine magere Viehweide, auf welcher die armen Thiere nur während des Frühlings genügende Nahrung finden. Man behauptet jedoch, daß das Erdreich vortrefflich sei und daß es ihm blos an Kultur fehle.

Drei Meilen von San Francisco liegt die Missionsstation Dolores, in die ich schon früher durch Madame Morton eingeführt wurde. Das Kloster, die Kirche und einige Häuser der noch da wohnenden Spanier*) sind von ungebrannten Ziegeln erbaut, die Thüren und Fenster alle so niedrig, die Häuser selbst so erbärmlich, daß ich sie, das Kloster nicht ausgenommen, eher für Scheunen als für menschliche Wohnungen gehalten hätte. Die Kirche enthält ein schönes Seitenaltar-Bild, welches ich der Altspanischen Schule zuschreiben möchte.

In dem Gebiete San Mateo (22 Meilen) fängt die Landschaft an, hübscher zu werden. Der Berg Diabolo, 3600 Fuß, überragt die ihn umgebenden Ge-

*) So nennen sich alle Eingebornen, die nicht reine Neger oder Indianer sind.

birge. Große, umfangreiche Bäume, meistens Eichen, bilden parkähnliche Parthieen; Landsitze, Gasthäuser, kleine Farmer-Wohnungen beleben die Gegend. Der Boden bestand zwar aus Sand und Staub, in welchem die Pferde oft fußtief einsanken; doch konnte ich mir vorstellen, daß nach der Regenzeit, im Frühlinge, wann die Felder grünen, die Blumen blühen, das Gras sich überall hervor drängt, die Bäume mit frischem Laube prangen, diese Landschaft recht lieblich und freundlich sein und dem durch den Anblick von Naturschönheiten wenig verwöhnten Städter bezaubernd erscheinen mag.

St. Clara, durch das der Weg führte, ist ein nettes Oertchen mit einer hübschen Kirche und einem Jesuiten-Collegium für Knaben. Schon das Wörtchen „San" vor den Namen der Städtchen und Dörfer zeigt, daß Kalifornien einst zu dem katholischen Mexiko gehörte. In den meisten größeren Orten findet man hübsche Kirchen und Schulgebäude.

Eine vier Meilen lange Baum-Allee, von der Geistlichkeit gepflanzt, führt von St. Clara nach St. José. Letzteres Städtchen ist etwas bedeutender als ersteres, besitzt einige hundert Häuschen, die zum größeren Theile neu und von den kürzlich eingewanderten Ansiedlern bewohnt sind.

Wir fuhren noch vier Meilen weiter nach der

großen Farm des Herrn Vischer. Diese Farm von 750 Akres würde bei uns gewiß schon zu den großen gehören; hier wird sie zwar auch nicht zu den ganz kleinen gezählt; doch gibt es noch aus den Zeiten der Mexikanischen Regierung, wo Grund und Boden so viel wie keinen Werth hatte, Landbesitzer, deren Gründe sich sieben bis zehn Legnas (eine Legua = drei Meilen Englisch) in die Länge, vier bis sechs in die Breite erstrecken. Der Werth dieser Besitzungen steigt mit jedem Tage bedeutend; Leute, deren Ländereien vor der Goldentdeckung kaum 50,000 Dollars werth waren, gehören heut zu Tage zu den Millionären. Was die Besitzungen sehr vertheuert, sind die Umzäunungen. Jeder Eigenthümer muß sein Land aus zwei Gründen umzäunen lassen. Erstlich wird alles Hornvieh, so wie auch die Pferde, Maulthiere, Schafe, Schweine, auf freie Plätze zur Weide getrieben, zweitens lassen sich auf offenen Plätzen die neuen Ankömmlinge nieder, bauen sich Zelte und Hütten, pflanzen u. s. w., ohne um Erlaubniß anzufragen. Der Eigenthümer hat nach Amerikanischen Gesetzen kein Recht, die Eindringlinge von uneingefaßten Räumen zu vertreiben, und selbst wenn er diese später einzäunen läßt, geht die Vertreibung sehr schwer, oft nur mit kostspieliger Proceßführung oder gar mit Gewalt ab. An manchen Orten schlug und schoß man sich, wie im Kriege. Ueberhaupt

kann man sich von den Eigenmächtigkeiten und Gewaltthätigkeiten der Ansiedler gar keine Vorstellung machen. Manche treiben die Freiheit so weit, sogar leer stehende Hütten und Häuser in Besitz zu nehmen.

Diese Umzäunungen, hier Pfänzen genannt, kosten in einem Lande, wo die Arbeit so theuer ist, ein schweres Geld. Herr Vischer z. B. benöthigte für die Umzäunung seines Landes 30,000 acht Fuß hohe Pflöcke. Der Preis per 1000 Stück im Walde war 50 Dollars, das Zuführen und Zuspitzen kam auf 30, das Einschlagen in die Erde auf 20 zu stehen, so daß die Umzäunung 3000 Dollars kostete.

Zwölf Meilen von San José liegt ein sehr großes, bedeutendes Quecksilber-Bergwerk. Wir sollten es besuchen, der Wagen stand schon vor der Thüre; allein unausgesetzter, heftiger Regen machte die Parthie im wahren Sinne des Wortes zu Wasser, die Wege waren unfahrbar geworden, und ich mußte mich mit der Beschreibung begnügen, die mir Herr Vischer davon machte.

In dieses Bergwerk fährt man auf einem 1500 Fuß hohen Berge in die Stollen ein und kommt 800 Fuß tiefer wieder an das Tageslicht. Die Zinnobererze enthalten fünfunddreißig bis fünfundvierzig Prozent. Das Bergwerk gehört einer Gesellschaft in Mexiko, deren Betriebskapital auf eine Million Thaler geschätzt wird.

Das Gewerk ist so reich, daß es den Bedarf der ganzen Welt decken könnte. Seit es bearbeitet wird (seit ungefähr zehn oder zwölf Jahren), ist der Preis des Quecksilbers in Peru von achtzig auf fünfzig Dollars gefallen.

Das Wetter klärte sich auch den folgenden Tag nicht auf, es blieb uns daher nichts anderes übrig, als das Merkwürdigste der Reise, den Besuch der Minen, aufzugeben, und im wohlverschlossenen Omnibus nach der Stadt zurück zu kehren.

Wenige Tage, bevor ich San Francisco verließ, brachten die Zeitungen ganz wunderbare Berichte aus Unterkalifornien, das noch zu Mexiko gehört.

Einige fünfzig Amerikaner hatten San Francisco auf einer Schaluppe verlassen, bei Félipe in dem Distrikte Sonora gelandet, daselbst eine Standarte aufgepflanzt und das Land förmlich in Besitz genommen. Das friedliche Völkchen, eines solchen Piraten-Einfalls nicht gewärtig, war nicht einmal mit Waffen versehen; es setzte sich bei Guaymas kaum zur Wehre, um so mehr, als die Piraten vorgaben, der Vortrab einer bedeutenden Macht zu sein. Die fünfzig Amerikaner blieben Sieger und erklärten einen Länderstrich mit einer Bevölkerung von 10,000 Seelen für unabhängig von Mexiko.

Die Veranlassung dieses widerrechtlichen Zuges

war der Durst nach Gold, denn es ging die Sage, daß es da Gold und Silber in großer Menge gäbe.

Und was sagte man in San Francisco zu diesem Raubanfalle? Die Einen nahmen die Parthie der Räuber, die Anderen sahen darin einen Geniestreich! —

Gerade den Tag vor meiner Abreise, am 15. December, ging, ungehindert von der Regierung, ein zweiter Trupp solchen Gesindels, 256 an der Zahl, nach Sonora ab, um den Vorgängern zu helfen. Wie ich später hörte, ist der Raubzug verunglückt. Die Mexikanische Regierung sandte Truppen gegen diese Leute aus, mit dem Befehle, sie gleich Räubern überall niederzuschießen, wo sie ihrer ansichtig würden. Die meisten der Flibustier sind auch zu Grunde gegangen.

Die Gesellschaft der Linie, deren Dampfer nach Panama gehen, gab mir auf einfaches Ansuchen des Herrn Mathes, eines dabei Angestellten, freie Ueberfahrt von San Francisco nach Panama.

Am 18. December ging ich Nachmittags, in Begleitung der mir so überaus theuer gewordenen Familie Morton, an Bord des Prachtdampfers „Golden Gate," Kapitän Isham. Um 4 Uhr wurden die Anker gelichtet.

In meinem Leben habe ich kein schöneres Schiff

gesehen. Es hatte 800 Pferdekraft oder 2500 Tonnen Gehalt, und faßte mit Bequemlichkeit 800, im Nothfalle auch tausend Reisende. Der Verbrauch an Kohlen war per Tag fünfzig Tonnen, die Schnelligkeit zwölf Meilen per Stunde. Seine Länge betrug 300, die größte Breite 75 Fuß. Der Hauptsaal war 130 Fuß lang. Man konnte diesen Dampfer wahrhaftig einem großen Palaste vergleichen — er hatte vier Stockwerke, von welchen zwei sich über dem Wasser befanden. Es liefen breite Galerien längs dem Borde, auf die sich geräumige Thüren und Fenster öffneten. Die Einrichtung des ersten Platzes war in jeder Beziehung prachtvoll, nicht minder die des zweiten; selbst der dritte war in seiner Art vollkommen. Die Tafel, für die erste und zweite Klasse dieselbe, war verschwenderisch besetzt, die Gerichte köstlich bereitet, zwei Mal des Tages frisches Brod. Und wie das Schiff durch seine Pracht und Bequemlichkeit, zeichneten sich Kapitän und Schiffsoffiziere durch ihr zuvorkommendes, aufmerksames Benehmen gegen die Reisenden aus. Mit Freuden sprachen wir bei der Ankunft in Panama diesen Herren unseren Dank in einer öffentlichen Adresse aus.

17. December. Wir segelten an den Eilanden St. Catarina, St. Clemens, St. Barbara und St. Anacapa vorüber. Am letzteren ging vor vierzehn Tagen der prachtvolle Dampfer „Winfield

Scott" (2500 Tonnen) zu Grunde. Die Nacht war ungemein finster und neblig, und der Kapitän hatte die große Unvorsichtigkeit, bei diesem Wetter nicht außerhalb der Inseln, sondern zwischen denselben und dem Festlande zu fahren. Glücklicher Weise ging dabei kein Menschenleben verloren. Doch sank das Schiff so schnell, daß gar kein Gepäck und kaum die Goldbarren und die Hälfte der Postpackete gerettet werden konnten.

Auch wir fuhren durch die enge Straße; allein der freundliche Mond leuchtete uns aus allen Kräften, und die See war so ruhig, als schliefe sie und träume höchstens von dem Unheil, das sie zeitweise anrichtet.

18. December. Diesen Morgen hielten wir eine halbe Stunde vor St. Diego an, einige Reisende abzusetzen. Wir waren aber so weit von der Küste entfernt, daß ich von dem neu angelegten Städtchen der Amerikaner wenig, von dem älteren der Mexikaner, welches vier Meilen höher liegt, gar nichts sah.

In der Nähe von St. Diego steigt eine sehr hohe Gebirgskette auf, deren Spitzen die Schneeregion erreichen. Die ganze Küste, die wir bisher nie aus dem Auge verloren, so wie die Gebirge sind wenig mit Vegetation und Wald bedeckt.

19. December. Fern dem Festlande, dagegen nah dem bedeutenden Eilande Cerroo und dem klei-

nen Bonnitos. Ersteres hat sechsundzwanzig Meilen Länge, sieht schön und fruchtbar aus, ist aber dennoch unbewohnt, da es ihm an Wasser fehlen soll. Bonnitos ist ein in vielen Zacken aufsteigender Fels, ohne Baum und Busch mit spärlichem Grün.

20. December. Meistens auf hoher See, das Kap Lazaro passirt und in die Magdalenen-Bay gelenkt.

21. und 22. December. Fortwährend auf hoher See.

Schon seit einigen Tagen fing die rauhe Witterung Kaliforniens der Wärme zu weichen an. Mit jedem Schwunge des Rades fühlte man die Annäherung der Tropen; ein warmes Kleidungsstück nach dem andern wurde verbannt. Abends bildete das Deck einen schönen Vereinigungsplatz, man drängte sich durch einander, man spazierte auf und nieder, größere und kleinere Gruppen bildeten sich, Kinder sprangen und spielten umher, die ganze Scene war reich beleuchtet von dem vollen Monde und von Tausenden von Sternen. Wahrlich, der Reise auf diesem Wasserpalaste werde ich stets mit großer Freude gedenken!

Die Gesellschaft bestand fast ausschließend aus Amerikanern, und wiederholt muß ich sagen, daß die Herren durchgehends gegen mein Geschlecht überaus artig und gefällig waren. In keinem Lande kam mir

Aehnliches vor. Die gemeinsten Amerikaner, Jungen von zehn Jahren, standen hierin dem gebildetsten Europäer nicht nach. Auch in allem übrigen ging es höchst anständig zu. Kein Mensch kam je mit einer brennenden Cigarre in den Salon, niemand kaute da Tabak oder spuckte zu Boden, nie wurde eine Ursache zur leisesten Rüge gegeben. Dieß Benehmen setzte mich um so mehr in Erstaunen, als man wohl nirgends eine gemischtere Gesellschaft finden mag, als auf Reisen von und nach Kalifornien. Bei Tafel gab es die beste Gelegenheit, dieses Gemisch zu beobachten. Der reich gewordene Minenarbeiter, Handwerker oder Krämer saß neben dem großen Kaufmanne oder Spekulanten. Mit aufgestützten Ellbogen saßen die Leute am Nachtische; mit Händen, welchen man es hundert Schritte weit ansehen konnte, daß sie nur den Spaten, die Schaufel zu führen gewohnt waren, langten sie nach den Schüsseln. Ich gestehe aufrichtig, daß ich mich unter dieser natürlichen, aber dennoch anständigen Gesellschaft weit fröhlicher und heimischer fühlte, als auf einem der Englischen Dampfer, welche von Europa nach Indien gehen. Dort herrschte auf dem ersten Platze durchgehends ein Putz (noch ärger als bei den Frauen auf den kleinen Reisen von San Francisco nach Sacramento und Mary's Ville), als ginge es täglich nach einem Balle. Hier waren die Frauen an-

ständig, aber einfach gekleidet. Auch nimmt es der Amerikaner ziemlich gleich auf, ob man mit dem Messer oder mit der Gabel nach dem Munde fährt, ob man anders sitzt, geht und steht wie er. Er hat noch nicht die kleinliche Schwäche des Britten, welcher jeden, der nicht gerade alles so thut wie er, für roh und ungebildet hält.

23. December. In die niedliche Bucht von Acapulco eingelaufen. Die Berge umher sind zwar nicht hoch, auch nicht so üppig bekleidet, wie im Indischen Archipel, doch herrlich im Vergleiche zu den öden Sandhügeln Kaliforniens. Die hoch gefiederte Cocos-Palme, die umfangreiche Mango, die zarte Banane und andere Bäume und Gebüsche umgürten theilweise die See und steigen die Hügel hinan.

Hier setzte ich den Fuß zum ersten und wahrscheinlich auch zum letzten Male auf Mexikanischen Grund und Boden.

Das Städtchen Acapulco liegt auf hügeligem Grunde in einem Winkel der Bucht, so verborgen, daß man es von Bord aus kaum gewahrt. Dagegen thront das Fort recht stattlich auf dem äußersten Ende eines weit in die See vorgeschobenen Hügels. Das Städtchen, mit 1500 Einwohnern, hat ein höchst armseliges Ansehen. Die Häuser sind von Holz, Lehm oder ungebrannten Ziegeln erbaut und haben nur ein Erdgeschoß, das

mit stark vergitterten Fenstern versehen ist. Das Innere sieht etwas freundlicher aus; die Zimmer sind hoch, luftig und gegen den Hofraum mit Veranden umgeben, in welchen die Leute speisen und den größten Theil des Tages verbringen.

Auf dem Platze, welcher als Markt dient, und durch viele kleine Buden sehr verunstaltet ist, prangt eine ziemlich hübsche katholische Kirche von ungebrannten Ziegeln. Dieß Material scheint bei den Spaniern sehr beliebt zu sein; alle ihre Bauten in Kalifornien waren damit aufgeführt.

Der ganze Ort sah sehr ruinenhaft aus: ein heftiges Erdbeben hatte am 4. December vergangenen Jahres die meisten Gebäude mehr oder minder beschädigt, manche der Ziegelhäuser sogar theilweise eingestürzt. Zum Glück fand das Erdbeben Abends 9 Uhr statt, während noch alles wach war und augenblicklich fliehen konnte. In Folge dessen kam niemand dabei um. Auch die Festung, die ich bestieg, um den Ueberblick über die Bucht und Gegend zu haben, hatte stark gelitten; ihre festen Steinwälle und Mauern waren zum Theil geborsten und eingestürzt.

Acapulco ist berühmt durch die Perlen, welche auf verschiedenen, zwanzig bis dreißig Meilen entfernt gelegenen Eilanden gefischt werden. Die Perlenfischerei geht auf sehr einfache Weise vor sich. Die Fischer

sind mit Messer und Körbchen versehen, tauchen in die Tiefe, oft fünfzig bis achtzig Fuß, lösen die Schaalthiere, die zu dem Austergeschlechte gehören und gegessen werden, los, und kommen nach ein bis zwei Minuten mit oder ohne Beute wieder an die Oberfläche des Wassers. Die einzige Gefahr, die sie zu bekämpfen haben, sind die die Küste umschwärmenden Haifische, welchen sie jedoch auf geschickte Weise zu entgehen wissen. Sie führen, wie sie mir sagten, beständig ein langes, abgerundetes Stück Holz mit sich und stecken es, können sie dem Unthiere nicht durch Tauchen oder Schwimmen entkommen, in seinen aufgesperrten Rachen; bis sich das Thier dieser Maulsperre entledigt, hat der Taucher genügend Zeit, aus seiner gefährlichen Nähe zu kommen.

Das Schaalthier wird geöffnet, die Perle in dem Thiere und nicht, wie viele fälschlich glauben, in der Schaale gesucht — letztere enthält nur die sogenannte „Perlmutter." In vielen Schaalen gibt es Auswüchse, welche ungeformten Perlen gleichen. Diese Auswüchse rühren von andern Thieren her, gleich den Auswüchsen an Blättern oder Pflanzen. Obwohl jede Auster Perlenstoff und manche sogar acht bis neun Perlen enthält, bedarf es doch gar vieler Thiere, bis der Fischer so glücklich ist, eine schön geformte, reine Perle zu finden. Je mehr Stücke eine Auster ent-

hält, desto sicherer, daß sie unbrauchbar sind. Man glaubt, daß die Perle durch eine Krankheit des Thieres erzeugt wird; wenn daher ein Thier viele Stücke enthält, genießen es die Leute nicht, sie halten es für der Gesundheit schädlich.

Die Perlen an den Küsten Mexiko's und Granada's zeichnen sich durch ihr besonders reines Wasser aus. Sie sind selbst am Platze sehr theuer.

Ich sah in Acapulco auch sehr schöne, aus ganz kleinen Muscheln verfertigte Blumen, so wie auch graziöse, höchst richtig geformte Wachsfigürchen, die Mexikaner in ihren Trachten und Handthierungen vorstellend. Die Wachsfigürchen kommen aus der Stadt Mexiko.

Die Einwohner von Acapulco kann man gar keiner Race zuzählen; sie haben sich aus der Verzweigung der Stammbewohner, der Neger und der Spanier, welche vor etwas mehr als dreihundert Jahren das Land eroberten, gebildet. Je nach der näheren oder ferneren Vermischung mit der einen oder andern Nation ist ihre Hautfarbe braun, schwarz oder weiß, eben so verhält es sich mit den Gesichtsbildungen.

Nach sechsstündigem Aufenthalte am Lande gingen wir wieder an Bord, wo wir uns viel mit den jugendlichen Tauchern unterhielten, die das Schiff von allen Seiten umschwärmten und uns Reisenden zuriefen, Geld in die See zu werfen, in dessen Auffangen sie

große Geschicklichkeit bewiesen. Die Jungen machen sich schon frühzeitig mit dem Meere vertraut, um für die Perlenfischerei tüchtig zu werden.

Von Acapulco an hielten wir uns stets auf hoher See und wurden des Landes erst kurz vor Panama wieder ansichtig.

Den heiligen Abend brachten wir ruhig wie jeden andern zu; am Christtage gab es bei Tische viele Hurrah's mit Champagner und andern Weinen.

28. December. Heute erschien wieder Land; es zeigte sich anfänglich in hohen Gebirgen, welche später großen Ebenen wichen. Auch hier gehörte die Vegetation nicht zu den üppigsten; die Flächen sahen sogar mitunter etwas nackt aus. Abends 9 Uhr lagen wir vor Panama. Wir hatten die 3300 Meilen von San Francisco hierher (den Aufenthalt abgerechnet) in elf Tagen und neunzehn Stunden zurückgelegt.

29. December. Schon um 4 Uhr Morgens begann das rege Leben auf unserm Wasserpalaste. Alles wollte eilig an's Land, um die besten Maulthiere zu dem Uebergange über den Isthmus zu bekommen. Auch ich that dieß frühzeitig, obwohl ich nicht im Sinne hatte, den Isthmus zu passiren; aber Land bleibt Land: man zieht festen Grund und Boden dem besten Schiffe vor.

Ich war so glücklich, bei Dr. Autenrieth eine herzliche Aufnahme zu finden.

Mein erster Gang war nach dem Platze, wo ich die ganze Schiffsgesellschaft versammelt fand, sich zur Reise anschickend. Da ging es munter her, alles drängte durch einander, der Platz war voll von Menschen, Maulthieren, Pferden, Trägern und Gepäck. Die Bemittelten ritten, die kleinen Kinder wurden getragen, die Armen folgten zu Fuße nach, das Gepäck ward auf Maulthiere geladen.

Die Breite des Isthmus beträgt etwas über hundert Meilen, von welchen man 23 zu Maulthier, einige vierzig in Booten und den Rest auf der erst kürzlich begonnenen Eisenbahn zurücklegt. Diese kleine Reise, so wie alles in dieser Gegend, kommt sehr hoch zu stehen, da des starken Zudrangs wegen alles sehr theuer ist. So kostete z. B. die kleine Fahrt von dem Dampfer an das Land (drei Meilen) per Kopf zwei Dollars; für das Tragen durch das Wasser von dem Boote, welches bei Ebbezeit nicht ganz an das Ufer gelangen kann, hatte man einen halben Dollar zu bezahlen, eben so viel für das an's Land Schaffen des Koffers. Noch ärger ist es, wenn jemand an Bord eines Schiffes zu gehen hat, da begehren die Leute oft das Zwei- und Dreifache. Es ist ein großer Fehler, daß die

Gesellschaft der Dampfschiffe nicht Anstalt trifft, die Reisenden vor diesen Plünderungen zu bewahren.

Die Miethe eines Maulthieres für die dreiundzwanzig Meilen betrug, weil es nicht sehr viele Reisende gab, achtzehn Thaler; sind der Reisenden viele, dann steigt sie auf zwanzig und mehr. Ein Platz in dem Boot auf dem Flusse kostet fünf, die Eisenbahn acht Thaler, das Gepäck zwanzig Cents per Pfund, so daß diese kleine Reise ohne Kost und Nachtlager auf nicht viel weniger als vierzig Thaler kommt.

Die Lage Panama's*) ist schön, das Land ringsumher blühend. Kleine Eilande und Felsen, darunter Taboga, Taboguilla, steigen von allen Seiten aus dem Meere; eine Hügelkette, deren höchster Punkt der Aneon (500 Fuß), zieht sich bis nahe an das Seegestade. Die Gebirgskette von Mexiko und Neu-Granada ist hier schon sehr abgeflacht; man sieht sie in der Ferne.

Die Stadt zählt mit den Vorstädten und der nächsten Umgebung gegen 10,000 Seelen. Sie hat

*) Panama ist der Hauptort und größte Hafen des Distriktes gleichen Namens in der Republik Neu-Granada, welche über zwei Millionen Einwohner zählt, und deren Hauptstadt Bogota im Innern liegt.

bedeutende Festungswerke, welche auf der Seeseite mit einem halben Dutzend Kanonen und einigen Bombenkesseln versehen sind. Von den drei Plätzen zeichnet sich der Hauptplatz durch Größe, Reinlichkeit und die Kathedrale mit einer hübschen Façade aus. Einen angenehmen Eindruck machte es auf mich, die Straßen gesäubert zu sehen von alten Kleidungsstücken, Wäsche, Schuhwerk, todten Hunden, Katzen und Ratten und anderem Plunder, über welchen man in San Francisco bei jedem Schritte zu klettern hatte. Auch über die Wohnungen war ich entzückt, obwohl sie weder mit schönen Einrichtungen noch mit Teppichen u. dgl. prangten; die Zimmer waren hoch und groß, man konnte doch wieder frei athmen und sich bewegen.

An Kirchen und Kapellen ist die Stadt überreich; man zählt mehr als ein Dutzend, die im Gebrauche sind, und eine ganze Menge, die in Ruinen liegen. Wenn Kirchen allein die Menschen gut machten, so müßte dieß hier der Fall sein.

Die größte Kirche ist die Kathedrale, die am meisten ausgeschmückte die sogenannte „Negerkirche." An dieser ist sehr viel Silber angebracht, aber geschmacklos und ohne Wirkung. Die hölzernen Statuen der Heiligen sind gräßlich geschnitzt und bemalt, mit Menschenhaaren verziert und in Seide, Sammet, Spitzen u. dgl.

so barock gekleidet, daß man mit Erstaunen nach ihnen sieht.

Am Sonntage wurde bei der großen Messe viel musicirt und gesungen, aber so ohrenzerreißend, daß nach dieser musikalischen Aufführung mir die Malaische Musik sicher gefallen hätte und ich mein über letztere gefälltes strenges Urtheil zurücknehmen muß. Die Melodien während der Wandlung klangen so munter, daß ich mich im Theater und nicht in einer Kirche zu befinden wähnte.

Schon auf meinen früheren Reisen in Chili und Brasilien habe ich bemerkt, daß viele der dortigen Priester so tief an Bildung und nur zu häufig auch an Charakter stehen, daß man ihnen eher alles, als den Gottesdienst und den Volksunterricht anvertrauen sollte. Nicht einmal bei den Eingebornen, weder dort noch hier, stehen sie in Achtung oder Ansehen. Da gehe man nach Batavia oder Padang, dort gibt es Männer, die ihr Amt auf wahrhaft würdige Weise vertreten, dagegen auch bei Hohen und Niederen in unbestrittener Achtung stehen. — Wäre in den Spanisch- oder Portugiesisch-Amerikanischen Ländern die Zahl der wackeren Priester nicht gar so gering, so würde es mit der Volks-Erziehung und Moralität nicht so schlecht stehen, wie es leider der Fall ist.

Unter den Ruinen sind die schönsten: das ehema-

lige Kollegium sammt Kirche und die St. Domingo-Kirche. Beide würden herrliche Skizzen zu Bildern geben. Sie sind noch nicht so sehr zerstört, daß man nicht theilweise ihre schönen Formen, kühne Kuppel-Wölbungen, hohe Portici sehen könnte. Zierliche Schlingpflanzen ranken sich an halb eingestürzten Wänden auf, Bananen, Strauchwerk, Blüthen und Blumen decken den Boden und blicken aus den verfallenen Thüren und Fenstern. In der Ruine der St. Domingo-Kirche zeichnet sich einer der gewölbten Bogen durch seine besondere Bauart aus und zieht die Aufmerksamkeit aller Sachverständigen in hohem Grade an. Seine Wölbung ist so gering, daß sie auf dreißig Fuß Länge kaum drei Fuß Höhe beträgt.

Das Volk in Panama besteht aus demselben Gemische von Alt-Spaniern, Indianern, Negern u. s. w., wie in Acapulco. Unter den Mischlingen gibt es viele hübsche Leute mit schönen Augen, Haaren und Zähnen. Man rühmt auch ihre kleinen Hände und Füße. Dieselben sind wohl klein, aber selten schön; man sieht, wie bei den Malaien, zu viel Knochen, die runde Form fehlt, auch sind die Finger etwas zu lang.

Seit solche Massen von Reisenden den Isthmus hier durchziehen, gibt es so viel Verdienst, daß das Volk nicht den geringsten Mangel zu leiden hätte, wenn es arbeiten wollte; aber es ist träge, wie in allen

heißen Ländern. Es zieht die Armuth, die Unreinlichkeit der Arbeit vor. Seine Hauptnahrung besteht aus Reis und Früchten. Sehr gern essen die Leute frisches Schweine- und getrocknetes Ochsenfleisch. Letzteres wird meistens von Buenos-Aires eingeführt. Es ist in lange, schmale Stücke geschnitten und wird nach der Elle verkauft.

Die Tracht des Volkes ist Europäisch. Der Mann hat das Europäische Beinkleid, die Jacke an, das Weib ein die Straße fegendes, langes Kleid, welches sehr weit ausgeschnitten und mit einer oder zwei so breiten Falben versehen ist, daß solche bis tief unter die Brust fallen. Wäre dieser Anzug rein und nett gehalten, so stände er ziemlich gut; allein das Kleid hängt so lose, daß es von der einen Schulter gewöhnlich hinab gleitet und Brust und Schulter entblößt, während es auf der andern beinahe bis an den Hals reicht. Sie wischen mit den breiten Falben den Schweiß vom Gesichte, bedienen sich derselben statt der Taschentücher und putzen den Staub u. dgl. überall damit ab. Beide Geschlechter tragen runde, kleine Strohhüte, die sie sehr schön zu flechten verstehen. Dem weiblichen Geschlechte lassen sie nicht gut, da sie zu klein sind und kaum auf dem dickgeflochtenen Haare sitzen. Weiber und Mädchen tragen sehr gern Blumen im Haar; in Ermangelung frischer ersetzen sie selbe durch

künstliche. Das Rauchen von Cigarren ist eine Hauptleidenschaft beider Geschlechter: man sieht schon zehnjährige Kinder mit der Cigarre im Munde. Eigenthümlich ist es, daß die Leute, vorzüglich wenn sie mit Arbeiten beschäftigt sind, den brennenden Theil der Cigarre in den Mund stecken, wodurch sie länger währt. Ich würde diese Sonderbarkeit wohl nicht beobachtet haben, hätte Dr. Antenrieth mich nicht darauf aufmerksam gemacht.

Die beliebteste Unterhaltung des Volkes sollen Hahnenkämpfe sein; doch scheint die Leidenschaft dafür nicht gar so groß zu sein, da ich weder Streithähne noch Gefechte sah.

Von den öffentlichen Anstalten Panama's besuchte ich nur die Spitäler, deren es zwei gibt, das eine für das Volk, das andere für Fremdlinge. Ersteres ist von der Regierung, letzteres von den Europäern gegründet. Das Volkshospital ist unter aller Kritik. Es besteht eigentlich bloß aus einem langen, breiten, auf einer Seite ganz offenen Gange, in welchem der von ansteckender Krankheit Befallene neben dem leicht Erkrankten liegt. Unreinlichkeit und Armseligkeit sind die Haupteigenschaften dieses Ortes, der mehr einem Gefängnisse als einer Heilanstalt gleicht. Jeden andern als den im tiefsten Schmutze und Elend aufgewachsenen Eingebornen müßte schon sein Anblick tödten.

Ich sah da ein Dutzend Menschen, meistens mit bösen Augen, abscheulichen Geschwüren und Hautkrankheiten behaftet, in den ekelhaftesten, schmutzigsten Verbänden auf dem ungedielten Boden kauern.

Einen ganz andern Anblick gewährt das Fremden-Hospital. Man hat zwar nur ein abgetakeltes Schiff dazu verwendet; aber alles ist schön, rein und wohlgeordnet, und der Kranke sehr gut gepflegt.

Unter den nahen Ausflügen Panama's fand ich einen Spaziergang nach dem Berge Aneon höchst lohnend. Man kann mit größter Bequemlichkeit in einer Stunde auf seine Spitze gelangen und genießt eine der reizendsten Aussichten: stundenlang möchte man da sitzen und schauen. Man überblickt die ganze Stadt, von welcher ein Theil weit in die See vordringt, in deren Hintergrunde sich ein großes, höchst fruchtbares, üppiges Thal anschließt, von einem Flusse durchschnitten. Leider deckt noch Wald und Gebüsch den größten Theil des Grundes. Der weite Ocean mit vielen Inseln und Eilanden auf der einen Seite, Reihen von Hügeln und Bergketten auf der andern rahmen das liebliche und zugleich großartige Bild ein. Kein ähnlicher Naturgenuß ward mir in Kalifornien zu Theil, obwohl ich durch bedeutende Strecken jenes Landes reiste.

Schade, daß Panama so ungesund und das Klima

so heiß ist. Der Fremde wird leicht und schnell von dem hartnäckigen, bösartigen Panama-Fieber befallen, und häufig bringt dieß ihm sogar den Tod. Die Ursache soll in der geringen Kultur des Bodens liegen, und das große, schöne Thal ist zum großen Theil sumpfiger Grund.

Fünfzehntes Kapitel.

Reise nach Lima. — Die Englischen Dampfer. — Guayaquil. — Callao. — Die Deutschen Auswanderer. — Lima. — Kirchen und öffentliche Gebäude. — Die Peruanischen Damen. — Erdbeben. — Unsicherheit. — Der Badeort Chorillos. — Die Ruinen des Sonnentempels Pachacamac. — Die Hazienda St. Pedro.

Am 7. Januar 1854*) ging ich von Panama mit dem Dampfer „Bolivia," 750 Tonnen, Kapitän Straham, nach Lima.

Eine Englische Gesellschaft hat bisher noch immer den Vortheil, die Linie von Panama nach Valparaiso allein, ohne Amerikanische Konkurrenz, zu befahren. Dieß ist Ursache, daß die Preise sehr hoch, die Versorgung der Reisenden sehr schlecht ist. Obwohl der Engländer stets von Philanthropie mit Begeisterung spricht, zeigt er auf seinen Dampfern doch

*) Den Antritt des neuen Jahres feierte ich in Panama bei Dr. Autenrieth.

ganz das Gegentheil. Recht von Herzen würde es mich freuen, eine Amerikanische Gesellschaft erstehen zu sehen. Man wirft den Amerikanern vor, daß sie nur Dollar-Menschen seien — auf ihren Schiffen ziehe ich sie den Engländern bei weitem vor.

Ich will hier nur wieder eine kleine Skizze von der Einrichtung dieses Dampfers geben.

Die Schlafkabinen auf dem ersten Platze sind so beschränkt, besonders jene der Frauen, daß sich diese nur ei. e nach der andern aus- und ankleiden können. Sind die Kabinen besetzt, so müssen die Nachkommenden in dem Speisesaale schlafen, denn aufgenommen werden so viele Reisende als kommen. Ist auch der Speisesaal schon voll, so stopft man die Leute auf dem Vorderdeck in eine Kajüte, die zwar rein und hübsch, aber nicht in Kabinen getheilt ist; einfache Vorhänge bergen jede Schlafstelle. Beide Geschlechter werden dahin gewiesen, obgleich der Engländer in seinem eigenen Lande so empfindlich ist, daß z. B. auf manchen Eisenbahnen in die Wartezimmer der Frauen kein Herr gehen darf. Aber wo es Geld zu verdienen gibt, schweigen alle andern Rücksichten.

Die Kost war sehr gut, der Kapitän äußerst gefällig und aufmerksam.

Der zweite Platz ist gar unter aller Kritik; er besteht aus einem Loche, in welches nicht einmal eine

Treppe, sondern nur eine Leiter führt. Die Leute haben weder Schlafstellen noch Polster oder Teppiche, sie können sich auf den nackten, schmutzigen Boden hinstrecken. Die ganze Einrichtung ist ein langer Tisch und eine lange Bank, die Kost besteht aus den Resten der Speisen, die von der Tafel des ersten Platzes abgenommen werden. Tischzeug, Gläser und ähnliche Dinge mangeln gänzlich; dieß würde Ueberfluß sein. Die Aufwärter bilden die Gesellschaft der Reisenden.

Der dritte Platz ist das offene Deck, über welches sich kein Linnendach spannte, die armen Reisenden gegen Regen oder die Tropensonne zu schützen. Wahrlich, eine echt philanthropische Behandlung! Welcher Gegensatz zu dem Amerikanischen Dampfer „Golden Gate," wo selbst der Deckreisende eine geräumige Kajüte, ein gutes Bett und eine treffliche Kost findet, und dafür nicht mehr zu bezahlen hat, als auf dem Englischen Dampfer!

Bis 11. Januar fuhren wir stets auf hoher See. Am 10. Mittags passirten wir den Aequator, ohne von der Hitze im geringsten zu leiden. Der Kapitän, der schon seit mehreren Jahren die Reise von Panama nach Valparaiso macht, versicherte mir, daß er die Temperatur längs der Küste nie heiß gefunden habe; der Himmel sei meistens bedeckt, die Kraft der Sonne dadurch gelähmt.

Am 11. Januar traten wir in den Golf von Guayaquil und bekamen Land von der Republik Ecuador zu sehen. Im Vordergrunde liegt ein abgeplatteter Felshügel, an welchen sich das Festland in unübersehbaren, öden Flächen schließt. Später kamen wir an einem langen Fels vorüber, der seiner merkwürdigen Gestaltung wegen der „todte Mann" genannt wird.

12. Januar. Früh Morgens in dem Städtchen Guayaquil angekommen, welches an dem schönen Flusse Guaya, 50 Meilen stromaufwärts, liegt.

Guayaquil, mit 12,000 Einwohnern, ist der erste Hafenplatz und die zweite Stadt des Landes; die Hauptstadt Quito liegt jenseits des Chimborasso in einer Höhe von 10,000 Fuß.

Die Lage von Guayaquil ist recht artig: der Strom breitet sich gewiß über eine halbe Meile aus, die Umgebung ist sehr fruchtbar; den Hintergrund bildet eine schön bewachsene Hügelkette. In weiter Ferne steigen die mächtigen Cordilleren auf. Bei ganz heiterem Wetter soll man den 21,000 Fuß hohen Chimborasso sehen.

Die Bauart der Häuser fand ich sehr zweckmäßig: sie sind beinahe durchgehends einstöckig, gegen die Straße zu mit breiten Galerien versehen, die auf Säulen oder Bogen ruhen, unter welchen man geht

und auf diese Weise jederzeit vor der Sonne geschützt ist. Die Wohnungen sind geräumig und ebenfalls gegen den Hof zu mit breiten Galerien umgeben, die Zimmer hoch und luftig. Hier ist die Hitze sehr bedeutend.

Mein erster Gang in den Städten ist gewöhnlich nach den Bazaren und Märkten: man hat da den besten Ueberblick des Volkes und der Landesprodukte. Ich benutzte die kurze Zeit unseres Aufenthaltes hier zum Besuche dieser Orte. Der Markt von Guayaquil liegt an dem Flusse. Ich war überrascht von der Mannigfaltigkeit und dem großen Ueberflusse der Lebensmittel. Es gab ganze Boote voll mit Ananas*) oder andern Früchten, Getreide aller Art, Reis, Mais, Gemüse, Jamswurzeln, Fleisch, Fische, Geflügel, Eier, Chocolade u. s. w. Alles ist hier ungleich billiger als in Panama, dessen ungeachtet gibt es hier wie dort keine Kupfermünzen. Die kleinste Silbermünze ist ein Quarto medio ($2\frac{1}{2}$ Cents), deren man aber so wenige sieht, daß man sagen könnte, sie seien gar nicht im Kurse.

13. Januar. Gegen Abend kamen wir nach Payta (Peru), einem elenden Orte mit der traurigsten Umgebung. So weit das Auge reicht, sieht es weder einen Grashalm, noch viel weniger einen Busch

*) Aber nicht so süß und aromatisch, wie im Ostindischen Archipel.

oder Baum. Die einigen Dutzend Häuser oder Hütten sind von Rohr, mit Lehm überklebt, flach gedeckt; man unterscheidet sie kaum von dem sandigen, staubigen Grund und Boden. Das Land ist hügelig und durchaus sandig.

Wir hielten hier, wie in Guayaquil, einige Stunden an; der gute Kapitän Strahan nahm mich überall mit an's Land. Ich hatte nichts eiliger zu thun, als einige der Hügelchen (dreißig bis vierzig Fuß hoch) zu besteigen, weil ich hoffte, vielleicht doch im Hintergrunde einiges Grün zu erspähen; allein vergebens, stets neu aufsteigende Hügelchen bildeten eine Fortsetzung dieser todten, grauenvollen Wüste. Das Trinkwasser wird auf Eseln 14 Meilen weit hergebracht, eben so weit wird die Wäsche zum Waschen gesandt. Um nur einige Vegetation zu sehen, muß man 21 Meilen weit nach einem Flusse wandern. — Und an einem solchen Orte lassen sich Menschen nieder!

14. und 15. Januar. Häufig Land gesehen, denselben traurigen, einförmigen Charakter tragend, theils niedrige Küsten, theils Hügel und Berge, alles öde und wüstenartig.

16. Januar. Casma, ein Landungsplatz an der See mit ein paar erbärmlichen Laubhütten, den Reisenden Schutz verleihend, die auf den Dampfer warten; die Stadt selbst liegt 6 Meilen landeinwärts.

Hier beginnen wieder höhere Gebirge, doch sind sie gleichfalls öde.

Wir hielten nur eine Stunde an, um Reisende und Fracht einzunehmen. Je näher wir Lima kamen, desto mehr glich das Deck einem Bivouak. Die Zahl der Reisenden stieg außerordentlich; man errichtete Nothzelte; Kisten, Koffer und Körbe beengten den Raum so sehr, daß für die Leute selbst wenig Platz blieb. Auch die Kabinen wurden voll bis zum Erdrücken. Das Uebelste dabei war, daß die Leute trotz der vollkommen ruhigen See mehr seekrank wurden, als ich dieß irgend wo in der Welt bemerkt hatte.

Die Frauen und Mädchen kamen in großem Putze an Bord; allenthalben rauschten seidne Kleider, schöne Chinesische Umschlagetücher; Edelsteine und Perlen fehlten auch nicht. Gestickte Schuhe, seidene Strümpfe sah man sogar an Dienerinnen. Viele der so reich geschmückten Frauen trugen das kleine, runde Männer-Strohhütchen, das ganz abscheulich stand. Alle die Pracht und Herrlichkeit machte jedoch wenig Effekt: es fehlte an geschmackvoller Zusammenstellung, und die Farben waren meistens sehr grell und unpassend gewählt. Die Peruanischen Frauen haben sehr kleine und wohlgeformte Füße. Sie wechseln auch, wie man mir sagte, zweimal in der Woche die Schuhe und ziehen dieselben so mühsam an, wie unsere Modewelt die Handschuhe.

Sie stülpen den halben Schuh rückwärts um und zwängen ihn dann mit der größten Anstrengung über die Ferse.

17. Januar. Der hohen, öden Gebirge blieben wir stets ansichtig; sie nahmen an Höhe zu, je näher wir Callao kamen.

Bei Huacho, einer kleinen befestigten Stadt, gleich Payta von einer Wüste umgeben, wurde ebenfalls kurzer Halt gemacht. Der Kapitän beeilte sich, Callao zu erreichen, wo wir schon Tags zuvor hätten eintreffen sollen; allein der Dampfer fuhr sehr langsam, wir machten durchschnittlich per Stunde nicht mehr als sechs Meilen. Da, wie gesagt, keine Konkurrenz existirt, werden natürlich alte, schlechte Dampfer benützt, — der Reisende muß sich alles gefallen lassen.

Callao ist der bedeutendste Hafen von Peru. Die Rhede ist schön durch die Masse der sie umgebenden Gebirge; doch fehlt es auch hier an Wald und Vegetation.

Das Städtchen Callao, mit 7000 Einwohnern, erinnerte mich beim ersten Anblick durch seine Bauart einigermaßen an den Orient. Die Häuser haben nur ein Erdgeschoß oder höchstens einen Stock mit unregelmäßig angebrachten Fenstern, oft nur mit hölzernen, dicht vergitterten Balkons, die wie Verschläge an den Wänden hängen, und mit platten Dächern (Terrassen).

Sie sind theils aus ungebrannten Ziegeln erbaut, theils aus Rohrwänden und mit Lehm beworfen. Die Zimmer sind etwas düster, da sie ihr Licht gewöhnlich nur von einem Fenster erhalten, mitunter nur von einem Verschlage, der auf die Terrasse mündet. Diese Verschläge sind statt der Glasscheiben mit hölzernen Gittern und Läden versehen, welch letztere man mittelst einer Schnur, die tief in das Zimmer hinab hängt, öffnen und schließen kann.

Die Festung, die seit der Unabhängigkeits-Erklärung von Peru den Namen Independenzia führt, gehört zu den bedeutenderen. Sie bildet ein regelmäßiges Achteck, ist umfangreich, gut erhalten, und von einem breiten, tiefen Graben umgeben, der mittelst einer Verbindung mit der See unter Wasser gesetzt werden kann.

Ich verweilte nur einen Tag in Callao. Vor allem besuchte ich auch hier den Wochenmarkt, der mich durch die reiche und mannigfaltige Zusammenstellung von Lebensprodukten beider Hemisphären noch mehr in Erstaunen setzte, als jener von Guayaquil. Die Abstufungen der Cordilleren (denen man hier sehr nahe ist) bieten so zu sagen alle Klimate der Welt, und so kommt es, daß man hier neben der saftigen Traube die hochgelbe Granadilla, neben dem Pfirsich die Mango, neben der Aprikose oder dem Apfel die Platane oder

Chirimoya u. s. w. sieht. Letztere Frucht (von den Engländern Custod-apple genannt) wird von mehreren Reisenden für die Königin aller Früchte erklärt. Ich würde der Mangostan den Preis ertheilen, die auf Java vorkommt; sie schmeckt ungleich feiner und ist dabei leicht und gesund. Die Granadilla ist die Frucht einer Passions-Blume, an Geschmack unserer Stachelbeere ganz ähnlich. Pfirsiche, Aepfel, Aprikosen stehen den Europäischen bei weitem nach: man kann sie kaum anders als gekocht genießen. Die Ursache mag wohl an der vernachlässigten Kultur liegen, da der Eingeborne zur Arbeit zu träge ist und es wenige, beinahe keine Europäischen Pflanzer gibt.

Von den Getreidegattungen wird Gerste und Mais am meisten gebaut; sie bilden auch den Hauptnahrungszweig des gemeinen Volkes. Auffallend waren mir Kolben ganz schwarzen Maises, die ich unter den Haufen der gelben, weißlichen, braunen und andern liegen sah. Dieser schwarze Mais kommt nur in ganz kleinen Kolben und zwar selten vor; er wird nur zu Backwerken verwendet.

Nachmittags wanderte ich nach dem Platze (unweit der Festung), wo einst Alt-Callao stand, das im Jahre 1746 durch ein schreckliches Erdbeben zu Grunde ging. Ein Theil sank in die See, der andere in Trümmer; 3000 Menschen sollen dabei das Leben verloren haben.

Von den Resten der Stadt ist nichts mehr zu sehen, als hie und da kleine Bruchstücke einer Wand oder Schichten von Ziegeln. Manche Reisende wollen behaupten, daß man den in die See gesunkenen Theil der Stadt noch sähe — eine der gewöhnlichen romantischen Uebertreibungen.

Freundlicher war ein Gang nach den Gärten und andern Pflanzungen, die in der Nähe von Callao am Saume eines Bächleins liegen. So sandig, wüst und öde die Gegend rings umher ist, so schnell erscheint Leben und Vegetation an Orten, die nur einigermaßen bewässert werden können. Ein Dutzend Deutscher Ansiedler hat sich da niedergelassen und erzielt sehr ergiebige Ernten. Sie bauen besonders viele Weinreben, die sich auf dem Gestein fortranken, es wie ein Netz überziehen und sich kaum einen Fuß hoch über die Erde erheben.

Vor ungefähr zwei Jahren erging von der Regierung Peru's eine Aufforderung nach Deutschland, Ansiedler hierher zu senden; man machte ihnen gute, vortheilhafte Bedingungen, und diesem zu Folge schifften sich alsbald über zweitausend Auswanderer nach dem fernen Lande ein. Schon auf der Reise starb beinahe die Hälfte. Die Schiffe waren überfüllt, die Lebensvorräthe, das Wasser schlecht und verdorben, und die Leute wurden nicht besser behandelt als die Sklaven,

die man von Afrika bringt. In Peru angekommen, fanden die Ueberlebenden, daß man sie von allen Seiten betrogen und belogen hatte. Statt sie in ein ihnen angemessenes Klima zu weisen, gab man ihnen Ländereien bei Callao und Lima, wo die große Hitze Europäischen Arbeitern tödtlich ist. Die ihnen gebotenen Geldunterstützungen standen in keinem Verhältnisse zu der Theuerung des Landes; nur zu bald versanken die Armen in Elend und Krankheit. Der Hamburger Konsul in Lima, Herr Rodewald, nahm sich ihrer mit aller Macht an, verwendete sich für sie bei der Regierung, schrieb um Hülfe nach Deutschland, veranstaltete Sammlungen und unterstützte sie kräftig aus seinen eigenen Mitteln. Dessen ungeachtet starben die meisten, trostlose Witwen und Kinder hinterlassend, welche das Klima natürlich besser vertrugen, da sie mit Feldarbeiten wenig oder nichts zu thun hatten. Unverzeihlich ist es von der Regierung eines Landes, durch Lüge und Betrug Leute, Familien zur Auswanderung zu bewegen und sie dann so gewissenlos ihrem Schicksale zu überlassen. Könnte ich doch allen Auswanderern zurufen, sich, bevor sie solch einen wichtigen Schritt unternehmen, Kenntnisse von dem Lande, dem Klima, den Kosten und den Hülfsmitteln, die ihnen daselbst zu Gebote stehen, zu verschaffen, und nicht unbedingt den Vorspiegelungen zu glauben, die ihnen

von gewissenlosen, gewinnsüchtigen Agenten gemacht werden. Ist der arme Mann einmal von seiner Heimath weg, so hat er nicht leicht mehr die Mittel zur Heimkehr und muß bleiben, wo ihn sein Schicksal hingeworfen hat.

Freilich ist die Schuld auch häufig an den Ansiedlern. Viele haben die falsche Meinung, daß, wenn sie in einen fremden Welttheil gehen, ihnen gleich, wie das Sprüchwort sagt, die gebratenen Tauben in den Mund fliegen müssen; ist dieß dann nicht der Fall, so ergreift sie Unzufriedenheit und Mißmuth. Gerade der Ansiedler muß sich, wenigstens in den ersten Jahren, auf mehr Mühen, Arbeiten und Beschwerden gefaßt machen, als in seiner Heimath. Aber so sind die Menschen, nie genügsam und bescheiden in ihren Wünschen und Anforderungen. Sah ich doch selbst bei manchen Auswanderern, die sich erst seit kurzer Zeit angesiedelt hatten, den Tisch mit schönem Fleische, Gemüse, gutem Brot u. s. w. besetzt, den Kaffee- und Theetopf zweimal des Tages auf dem Feuer stehen, und dennoch waren die Leute nicht zufrieden. Warum? — Weil sie hier wie in der Heimath arbeiten mußten. Daheim mochte es ihnen an der Arbeit wohl noch weniger gefehlt haben, wohl aber an den trefflichen Lebensmitteln; wie oft mögen sie ihren Hunger kaum nothdürftig mit Kartoffeln oder schlechtem Brote gestillt haben!

Bevor ich Lima, die Hauptstadt von Peru, betrete, will ich dieses Reiches mit wenigen Worten erwähnen.

Peru faßt auf 2300 Quadratmeilen eine Bevölkerung von 2,150,000 Seelen und ist in elf Departements, diese in 63 Provinzen getheilt. Die Staatseinkünfte werden auf 10 Millionen Dollars gerechnet, eben so hoch die Ausgaben. Die Staatsschuld beträgt gegen 60 Millionen Dollars. Auf die Tilgung dieser Schuld wird nur ein ganz kleiner Theil der Einnahmen verwendet.

Die legislative Gewalt besitzt der Kongreß, welcher sich alle zwei Jahre in Lima versammelt und aus zwei Kammern besteht, der Kammer der Senatoren (21) und jener der Deputirten (81).

Die executive Gewalt und das Recht, die Minister zu ernennen, liegt in den Händen des Präsidenten, welcher alle vier Jahre neu erwählt wird. Der jetzige Präsident heißt José Rufino Echenique.

Diese Regierungsform besteht seit dem Jahre 1824, in welchem sich das Land von der Spanischen Regentschaft lossagte. Die einzige Festung Callao hielt sich unter General Bodin bis Februar 1826 und ergab sich unter sehr ehrenvollen Bedingungen. Obgleich dieser General große Tapferkeit bewies, hinterließ er doch einen sehr schlechten Ruf. Man schreibt die lange

Vertheidigung mehr seinem Eigennutze als der Treue und Anhänglichkeit an seinen Monarchen zu. Er soll nämlich große Vorräthe von Lebensmitteln aufgespeichert und sie zur Zeit der Noth den Reichen, die in die Festung geflohen waren, zu den unverschämtesten Preisen überlassen haben. Die Leute mußten die Lebensmittel, wie man erzählt, beinahe mit Gold aufwiegen. Mit ungeheueren Reichthümern beladen ist der General nach der Uebergabe der Festung nach Spanien, seinem Vaterlande, gegangen.

Seit der Unabhängigkeits-Erklärung fanden in Peru so viele Revolutionen statt, daß eine Ruhe von ein paar Jahren unter die Seltenheiten gehört, und daß man der politischen Bewegungen am Ende schon nicht mehr viel achtet. Alle Revolutionen gingen bisher vom Militär aus. Hochgestellte Offiziere, lüstern nach der Präsidenten-Würde, suchten das Militär zu gewinnen, und die Unruhen begannen. Auch jetzt, als ich nach Peru kam, war das Land im Aufstande, und diese Revolution war die erste, die vom Civil ausging. Sie hatte ihren Anfang im September vorigen Jahres genommen. Ursache der Revolution war die schlechte Verwaltung der Staatseinkünfte, die sich seit der Auffindung des Guano (Vogeldünger) auf den Chincha- und andern Eilanden*) sehr vermehrt hatten und doch

*) Man hat berechnet, daß auf den Chincha-Inseln allein

weder für das allgemeine Wohl noch zur Tilgung der Staatsschulden verwendet wurden. Man wirft dem gegenwärtigen Präsidenten vor, einen großen Theil der Reichthümer des Landes in seine und seiner Anhänger Hände zu leiten. Um dieß leichter zu bewirken, hat er die Leute aufgefordert, unberichtigte Rechnungen aus den Zeiten vergangener Revolutionen für gelieferte Lebensmittel, Schadenersätze u. dgl. vorzubringen. Die Gläubiger, die solche Schulden einzufordern hatten, dachten daran schon lange nicht mehr, viele hatten die Papiere verloren oder zerrissen, andere waren gestorben und den Erben fehlte es an Beweisen. Es wurde jedoch den Leuten unter der Hand gesagt, daß man ihre Forderungen leicht anerkennen würde; nur möchten sie höhere Summen angeben, damit man, einer scheinbaren Gerechtigkeit wegen, einiges streichen könne.

Die Agenten des Präsidenten und dessen Anhang kauften diese Papiere insgeheim um geringe Summen, und durch diese Umtriebe, so wie mit der Manipulation der Staatspapiere und dem Guano-Handel soll

---

noch ein Vorrath von mehr als zwölf Millionen Tonnen Guano vorhanden sei. Die Regierung verkauft den Guano auf eigene Rechnung in Europa und Nordamerika, und gewinnt per Tonne fünfzehn bis fünfundzwanzig Dollars.

sich der Präsident allein schon einige Millionen Dollars erworben haben.

Die jetzige Revolution war noch nicht bis Lima gedrungen. Der Präsident hatte das Militär noch auf seiner Seite; auch besoldete er theils aus der Staats-, theils aus eigener Kasse eine Legion Spione, die sogleich jede Person, auf die der leiseste Verdacht fiel, ergriffen und der Regierung überlieferten. Viele schmachten in den Gefängnissen, andere wurden des Landes verwiesen*).

Schon seit vielen Jahren hat Peru das Unglück, von habsüchtigen, eigennützigen Beamten regiert zu werden, die auf nichts anderes bedacht sind, als ihre Taschen zu füllen.

Am 19. Januar fuhr ich nach Lima, wo der Hamburger Konsul, Herr Rodewald, so gütig war, mich in sein Haus einzuladen, eine Gefälligkeit, die für mich von um so größerem Werthe war, als man in diesem Lande ausschließlich die Spanische Sprache spricht, mit welcher ich mich noch nicht vertraut gemacht hatte.

Von Callao nach Lima (zwei Leguas, sechs Englische Meilen) führt seit dem Jahre 1851 eine Eisenbahn, deren Steigung so bedeutend ist (450 Fuß),

*) Wie ich später in Zeitungen las, endete die Revolution mit dem Sturze des Präsidenten.

daß man auf der Fahrt von Lima nach Callao gar nicht des Dampfes bedarf. Was mir bei dieser Eisenbahn am meisten auffiel, ist, daß sie durch einen großen Theil der Vorstädte Lima's geht, ohne durch Geländer abgesperrt zu sein. Die Dampfwagen fahren hier durch die Straßen wie in andern Städten die mit Pferden bespannten Kutschen. Kinder spielen an den Hausthüren, Reiter lenken die Thiere eilig zur Seite, Leute laufen über die Schienen, und lärmend braust die Lokomotive mitten hindurch. Ungeachtet dieser augenscheinlichen Gefahr ereignete sich erst ein Unglück. Ein Esel wurde überfahren und die Maschine kam dadurch aus dem Geleise, bei welcher Gelegenheit mehrere Menschen verwundet wurden und einer das Leben verlor.

Die Stadt Lima, mit 96,300 Einwohnern, wurde am 6. Januar des Jahres 1534 von Pizarro gegründet; am 18. Januar desselben Jahres legte er den Grundstein zu der Kathedrale. Die Stadt ist in regelmäßige Quadrate eingetheilt; der Fluß Rimac, über welchen eine einzige, aber schöne, auf fünf Bogen ruhende Steinbrücke führt, theilt sie in zwei ungleiche Theile. Die Straßen sind lang, ziemlich breit und gerade.

Der Hauptplatz ist ein schönes Viereck. Auf zwei Seiten laufen an den Häusern Bogengänge hin, unter

welchen es einige reiche, geschmackvolle Waarenlager gibt; auf der dritten Seite steht die Kathedrale nebst dem bischöflichen Palaste, auf der vierten Seite der Palast des Präsidenten und das Haus der Senatoren. Diese Paläste gleichen von außen so erbärmlichen Gebäuden, daß ich wirklich nicht weiß, wie man ihnen den hochtrabenden Titel „Palast" beilegen konnte. Im Hofraume sehen sie etwas besser aus. Der Palast des Präsidenten ist überdieß noch durch viele kleine Verkaufsbuden verunziert, die wie Kleckse daran hängen. In der Mitte des Platzes prangt ein leidlicher Springbrunnen, der zu jeder Zeit des Tages von Eseln und deren Treibern umgeben ist, denn kein Haus in Lima hat einen eigenen Brunnen: alles Wasser wird mittelst Esel in die Häuser gebracht. Manche Familie gibt für den Wasserbedarf allein im Monat vier bis sechs Dollars aus.

An der Südseite dieses Platzes, wo jetzt Wohnhäuser stehen, stand der Palast Pizarro's. In demselben wurde Pizarro am 26. Juni 1546 ermordet. Er saß mit einigen Freunden an der Tafel, als die Verschwornen den Palast umringten und der Ruf: „Nieder mit dem Tyrannen!" erscholl. Er fiel mit dem Schwerte in der Hand. Die Stelle, wo er fiel, ist nicht genau bezeichnet, eben so wenig der Ort, wo er begraben liegt. Einige behaupten, in der Kathedrale, andere in der

Franziskaner-Kirche. Ich suchte und fragte in beiden Kirchen vergebens nach seiner Grabesstätte.

Kirchen und Klöster hat Lima in großer Menge aufzuweisen. Die Geistlichkeit ist im Besitze unzähliger Gebäude und ausgedehnter Ländereien; ein Fünftheil der Stadt soll ihr Eigenthum sein. Manche Klöster schätzt man auf achtzig- bis hunderttausend Dollars Einkünfte.

Unter den Kirchen gefielen mir die Kathedrale, die Franziskaner- und die St. Petri-Kirche am besten. Die der Augustiner und die der Dominikaner gehören ebenfalls zu den vorzüglichen, so wie viele andere in allen Gegenden der Stadt sehenswerth sind. Ihre Bauart ist imposant, ihre Kuppeln sind hohe, herrliche Wölbungen, und im Innern findet man vieles und schönes Schnitzwerk in Holz, alles Basrelief und sehr reich vergoldet. Der innere Reichthum an Silber, Gold und Edelsteinen ist nicht mehr so groß, als er gewesen sein soll. Die silbernen Tabernakel, so wie die silbernen Säulen an den Altären in der Kathedrale sind so schmutzig, daß man sie, wenn man auf ihre Kostbarkeit nicht aufmerksam gemacht wird, gewiß ganz übersehen würde. Bei großen Festen sollen die Kirchen prachtvoll mit Sammt, Blumen u. s. w. geschmückt, feenartig erleuchtet sein, die Heiligen in großem Pomp mit Gold und Edelsteinen prangen und die Priester

in überreichen, goldgestickten Meßkleidern erscheinen. Leider gab es während meiner Anwesenheit kein Fest, ich mußte mich mit den schlecht geschnitzten hölzernen Heiligen in ihrem Alltagsputze begnügen. Dessen ungeachtet machten die Kirchen einen imposanten Eindruck. Die majestätischen Wölbungen, die langgezogenen, hohen Schiffe, die Seitenaltäre und Nischen mit den sie stützenden Pfeilern und Säulen, die mit Gemälden und Statuen gezierten Wände (besonders wo dieß nicht übertrieben ist und nicht Bilder in grotesken Anzügen mehr an das Heidenthum, als an das Christenthum erinnern), das Halbdunkel, durch welches hie und da ein Lämpchen gleich einem Sterne schimmert, die tiefe Stille oder der am Altar fungirende Priester im würdigen Ornate erheben das Gemüth unstreitig mehr, als Tempel mit ganz einfachen, weißen Wänden in prosaischer Nacktheit.

Die äußere Religiosität des Volkes ist noch ziemlich groß. Viele nehmen die Hüte ab, wenn sie an einer Kirche vorüber gehen, aber gewiß thun es alle, wenn Morgens oder Abends die Glocke zum Gebete ruft. Der Fußgänger bleibt stehen, der Eseltreiber steigt von seinem Thiere ab, das Gespräch erstirbt, alles fleht zum unsichtbaren Wesen. Ist aber dieser Augenblick vorüber, so kehrt das gewöhnliche Getreibe wieder, der Eseltreiber mißhandelt sein Thier wie zu-

vor, der Verkäufer betrügt den Käufer, böse Nachrede tritt an die Stelle des Gebetes.

Außer den Kirchen ist gar kein öffentliches Gebäude hübsch zu nennen. Im ganzen macht Lima auf den Ankömmling keinen sehr vortheilhaften Eindruck. Die Vorstädte zeigen gleich den Orientalischen Städten nichts als lange Mauerwände mit Eingangsthüren und sehr wenigen Fenstern. Erst mehr gegen das Innere der Stadt wird der Anblick etwas freundlicher. Die Häuser sind da meistens stockhoch, haben große, hochgewölbte Eingangspforten und zahlreichere Fenster. Die angehängten, eng vergitterten hölzernen Balkons findet man überall. Die Dächer sind platt, wie in Callao; die meisten Zimmer erhalten hier wie dort das Licht durch Verschläge, die auf das Dach münden.

Auch hier, wie im Orient, geht die eigentliche Façade der Häuser auf den Hofraum. Die Empfangsgemächer (durchgehends im Erdgeschosse) liegen dem großen Hausthore gegenüber; die Hallen unter dem Thore, die Mauerwände in dem Hofe sind hie und da mit hübschen Fresken bemalt, die Höfe nett gepflastert und mit Blumentöpfen geziert. Der Salon, in welchen man von der Hausthüre gerade hinein sieht, ist niedlich ausgestattet, die Fenster und Glasthüren werden mit Draperien versehen, durch die Saalthüren hindurch erblickt man im Hintergrunde ein kleines Gärtchen;

mit wahrem Vergnügen bleibt man bei jedem Hausthore stehen, um diesen lieblichen Anblick länger zu genießen. Abends ist ein Gang durch die Straßen noch anziehender: die Gemächer sind erleuchtet, Thüren und Fenster geöffnet, und die graziösen Gestalten der Peruanischen Damen beleben die freundlichen Bilder.

Das schönste Haus ist jenes der Alt-Spanischen Familie Torre-Tagle; es zeichnet sich durch seine schöne Façade und architektonischen Verzierungen gegen die Straße zu aus. Jetzt ist das Haus auf einen Seitenzweig der Familie übergegangen.

Von den öffentlichen Anstalten sah ich das Museum, die Akademie der bildenden Künste und die Bibliothek. Das Hospital besuchte ich nicht, es herrschte das gelbe Fieber und viele daran Erkrankte lagen in demselben.

Das Museum als solches ist eins der erbärmlichsten von allen, die ich bisher gesehen hatte. Jede Gattung aus dem Naturreiche ist mit einigen schlechten, ganz verwahrlosten Exemplaren angedeutet. Aus dem Insekten- und Crustaceen-Reiche fehlen sogar diese. Statt der Peruanischen Insekten sieht man ein halbes Dutzend Kästchen mit den gewöhnlichsten Chinesischen Käfern; von Seeprodukten ist gar nichts vorhanden. Das Werthvollste sind vier sehr gut erhaltene Mumien in hockender Stellung, wie sie in den Inkas-Gräbern

aufgefunden wurden, desgleichen eine ziemliche Anzahl Alt-Peruanischer Trink- und anderer Gefäße. Aus acht Oelgemälden von einst regierenden Inkas ersieht man, daß dieselben schöne, wohlgebildete Leute mit edlen Gesichtszügen waren. Auch die lebensgroßen Bildnisse aller Spanischen Vicekönige sind hier aufgestellt; aber gerade jenes von Pizarro steht im ungünstigsten Lichte und ist vom Alter so geschwärzt, daß man kaum mehr als die Umrisse unterscheiden kann.

Die „Akademie der bildenden Künste" ist nichts weiter als eine erbärmliche Zeichenschule für die ersten Anfänger. Aus welchem Grunde sie den Namen „Akademie" führt, konnte ich nicht ermitteln, denn sie besitzt weder eine Büste oder Statue, noch ein Gemälde, noch eine größere Zeichnung. Alles, was ich sah, waren einige angehende Künstler, die sich mit dem Zeichnen von Nasen, Augen und Ohren beschäftigten.

Die Bibliothek enthält in zwei schönen Sälen 30,000 Bände. Es sollen darunter werthvolle Handschriften sein.

An öffentlichen Spaziergängen besitzt Lima die Alameda und die Brücke. Die Alameda besteht aus Baum-Alleen längs des Rimac-Flusses. An einer Seite steht die Arena für die Stiergefechte. An dem Ende der Alameda befindet sich eine Anstalt für kalte Bäder. Die Gebirgswelt sieht man nicht nur von

hier aus, sondern beinahe von jeder Straße, vorzüglich den 1275 Fuß hohen „Cerro de San Cristoval," auf dessen Spitze ein Kreuz errichtet ist, zu welchem jedes Jahr eine große Wallfahrt stattfindet.

Sehr schön ist der außerhalb der Stadt gelegene Friedhof oder das „Pantheon." Es wurde im Jahre 1807 gegründet. Die Kapelle so wie das Haus des Aufsehers sind sehr niedlich, die Gärten in verschiedene Abtheilungen gesondert, von schönen Baum-Alleen durchschnitten und mit hohen Mauern eingefaßt. Sie enthalten mehr als tausend Nischen zur Aufnahme von Verstorbenen, nebst vielen andern Grabesplätzen. Unter den Nischen gibt es solche, die für immerwährend angekauft werden können; in den anderen bleiben die Leichen nur so lange, bis man den Platz für die Nachfolgenden benöthigt. Die Gebeine werden dann in gemauerte Gewölbe oder große Gräber geschafft. Die Leichen der Kinder werden in einem hölzernen Thurm aufgeschichtet. Ich hob die Thüröffnung auf und sah eine große Anzahl solcher kleiner Geschöpfe, in Tücher geschlagen, aufgehäuft. Die Armen werden in große Gruben begraben.

Vor Erbauung des Pantheons wurden viele Verstorbene in den Kirchen beigesetzt.

Außer dieser äußerst zweckmäßigen Einrichtung, daß die Todten nicht mehr innerhalb der Stadt be-

erdigt werden, erfreut sich Lima zweier Vortheile, die sehr zur Gesundheit beitragen. Der eine besteht in vielen künstlich gezogenen Wassergräben, die, von dem Rimac gefüllt, die Straßen von Osten nach Westen durchschneiden; der zweite in einer Gattung ganz schwarzer Vögel von der Größe eines Huhnes, deshalb auch Gallinazo genannt, welche Thiere, gleich den Hunden in Konstantinopel, die Straßen von allem aasartigen Unrathe säubern. Schon in Callao fielen mir diese zahmen Raubvögel auf, die dort wie hier sich mitten in den Straßen unter den Leuten bewegen.

Den Wochenmarkt besuchte ich mehrere Male. Eine große, gemauerte, schöne Halle dient vorzüglich zum Fleisch-, geschlachtetem Geflügel- und Gemüse-Verkauf. Die Verschiedenartigkeit der Lebensmittel ist noch größer und natürlich die Menge bedeutender, als in Callao. Den vielen Fleischbuden nach zu urtheilen, muß das Volk hier ziemlich häufig Fleisch genießen. Sonderbar kam es mir vor, in den Fleischbuden statt der Männer Weiber zu sehen, welche die schwersten Ochsenkeulen handhabten und den Käufern pfundweise den Bedarf zutheilten. Das Geflügel wird wie in Italien nicht nur in ganzen, sondern auch in halben und Viertel-Stücken verkauft.

Das Leben in Lima ist theuer; man kann annehmen, daß ein Haushalt, der in Deutschland 1500 Thaler

kostet, hier gewiß auf 4000 zu stehen kommt. In jedem wohlhabenden Hause wird ein Mayordomo gehalten, welcher das Silberzeug, die Wäsche, so wie die Dienerschaft unter seiner Aufsicht hat und die Einkäufe der Lebensmittel besorgt.

Außerordentlich ist der Verbrauch des Eises; man braucht per Tag für etwa 1000 Dollars. Es wird von Nordamerika gebracht und kommt auf diesem Wege billiger, als von den nahen Cordilleren, von wo es durch Maulthiere getragen werden müßte. Man genießt es nicht blos mit Wasser oder Wein, man bereitet auch Eis aus Milch und Früchten. Schon am frühesten Morgen sind die zahlreichen Eisbuden belebt. Die Milch-, Obst- und Fleischhändlerin, den Koch, den Mayordomo kann man da in gemüthlicher Ruhe beisammen sitzend finden. Das Eis ist durchschnittlich schlecht bereitet, grob, wenig consistent und fade.

Das Volk besteht hier wie zu Acapulco, Callao und gewiß allen Spanisch-Südamerikanischen Staaten, aus einem solchen Gemische, einer solchen Verzweigung Indianischen, Europäischen und Afrikanischen Blutes, wie man es in keinem anderen Theile der Welt finden kann. Unter der reichen Klasse, den Kreolen und Alt-Spaniern*) gibt es sehr schöne Mädchen und Frauen.

*) Alle, deren Hautfarbe der weißen nur etwas nahe kommt, nennen sich „Alt-Spanier," sie wünschen sehr, zu dieser Race

Die Damenwelt von Lima hat den Ruf, ihre Reize durch eine sehr geschmackvolle und kostbare Toilette zu erhöhen; ihr Gang, ihr Benehmen wird als graziös geschildert. Daß sie ganz besonders kleine, wohlgeformte Hände und Füße haben, nur seidene Strümpfe und die engsten Schuhe tragen, habe ich bereits erwähnt. Auch mit geistigen Fähigkeiten, mit natürlichem Verstande und Witz, desgleichen mit Talenten, besonders für Musik, soll sie die Natur reichlich ausgestattet haben. Leider sollen sie wenig Ausdauer besitzen, dieselben auszubilden.

Ich selbst kann darüber kein Urtheil fällen, ich war zu kurze Zeit in Lima, um in mehrere echt Alt-Spanische Häuser eingeführt werden zu können; auch ist für Fremde der Zutritt nicht sehr leicht zu erhalten. Ich sah nur in den Logen im Theater, wo ich die berühmte Sängerin Fr. Hayes, den nicht minder geschätzten Tenoristen Herrn Mengis und den ausgezeichneten Violinkünstler Herrn Hauser hörte, einen Theil der eleganten Gesellschaft und fand an Schönheit und Grazie alles bestätigt, was mir die Herren von der Frauenwelt gesagt hatten.

Vor noch wenig Jahren bedienten sich die Frauen, wenn sie auf der Straße oder nach der Kirche gingen,

---

gezählt zu werden. Kreolen heißen jene, die von echt Europäischen Eltern geboren sind.

einer eigenthümlichen Tracht, die aus einem langen, schwarzseidenen Oberkleide (Saya) und dem Manto bestand, der den Körper von den Hüften bis über den Kopf verhüllte und nur einem Auge Raum zum Sehen gestattete. In diesem Anzuge soll die Frau dem Manne unkenntlich geblieben sein, selbst wenn sie neben ihm stand. Jetzt ist diese Tracht wie verschwunden, man sieht sie kaum zuweilen in der Kirche oder bei Prozessionen. Man sagt, sie habe gar zu leicht Anlaß zu unbescheidenen Zusammenkünften gegeben; die Herren suchten die Saya bei Gemahlinnen und Töchtern abzuschaffen. Jetzt ersetzen die Frauen den Manto durch ein großes Umschlagetuch, das sie über Kopf und Kleid schlagen. Diese großen, aber nicht sehr reizend stehenden Tücher tragen sie nicht nur in der Kirche und auf den Straßen, sondern sogar im Parterre des Theaters.

Die Weiber aus dem Volke sah ich nirgends so reich und verschwenderisch gekleidet wie hier. Milch- und Obst-Verkäuferinnen saßen in Barège- oder Seidenkleidern, Chinesischen Tüchern, seidenen Strümpfen, gestickten Schuhen auf den Eseln, mit dem Verkaufskram an der Seite. Alles hing jedoch nachlässig, auch zerrissen am Körper, die Farben waren höchst grell oder verschossen, alles stand schlecht zu der dunklen oder gelben Gesichtsfarbe. Ich gedachte jedesmal der etwas derben, aber passenden Worte Sancho Pansa's, welcher,

als er Hoffnung hatte, zum König einer noch unentdeckten Insel gemacht zu werden, von seiner Frau sagte: „Sie wird sich als Königin ausnehmen, wie ein Schwein mit einem goldenen Halsbande."

Die Männer, Europäer wie Eingeborne, reich oder arm, tragen über ihrem Anzug auf Reisen oder auch nur bei gewöhnlichen Reitparthieen den Poncho, wie in Chili. Selbst Frauen bedienen sich dieses Kleidungsstückes, wenn sie einen Ausflug zu Pferde machen.

Die reichen und vornehmen Frauen gehen nur zur Kirche zu Fuß, sonst fahren sie in Calezas, zweiräderigen, von Maulthieren gezogenen Gläserwagen. Die Maulthiere sind weit vor die Kutsche gespannt, und der Kutscher sitzt auf einem der Thiere.

Die Herren, die viel außer Hause zu thun haben, wie z. B. Aerzte, reiten auf Maulthieren oder Pferden.

Die Kleinverkäufer, Wassermänner u. s. w. bedienen sich der Esel, die hier sehr mißhandelt werden. Oft hängt auf einem solchen armen Thiere die ganze Familie, Mann, Weib und Kind, nebst den größten Lasten als Zugabe. Ein Peruanisches Sprichwort sagt: „Lima ist die Hölle der Esel, das Fegefeuer der Ehemänner, der Himmel der Frauen." Wenn es eine Seelenwanderung gäbe, müßte der Gedanke, in einen Peruanischen Esel oder in ein Javanesisches Postpferd verwandelt werden zu können, zur Verzweiflung bringen.

Ungleich besser geht der Eingeborne mit dem Llama um: er gebraucht es zwar auch als Lastthier; allein er behandelt es mit Liebe und Zärtlichkeit, man möchte beinahe sagen, er habe Hochachtung für dieses Thier. Das Llama ist von dem Fuße bis zum Scheitel fünf Schuh hoch und gehört zu dem Geschlechte der Kameele. Die Llamas werden als Lastthiere gebraucht, sie sind für die schlechten Wege in den Cordilleren ungleich brauchbarer, als Esel und Maulthiere, und bringen gewöhnlich die Erze in die Niederungen. Ein Llama geht per Tag drei bis vier Leguas und trägt hundert Pfund; ladet man ihm mehr auf, so legt es sich nieder und steht nicht eher auf, als bis ihm die Ueberfracht abgenommen ist*).

Selten bekommt man diese schönen, sanften Thiere in Lima zu sehen, denn das warme Klima vertragen sie nicht. Zufällig kam doch während meiner Anwesenheit eine kleine Heerde von vierzig bis fünfzig Stück nach der Stadt, um Salz nach den Gebirgen zu bringen.

Wenn diese Thiere gereizt werden, spucken sie um sich. Der Speichel soll so scharf und ätzend sein, daß er auf der Haut einen brennenden Schmerz verursacht.

Außer der Seltenheit, Llamas in Lima zu sehen, erlebte ich auch noch eine andere Merkwürdigkeit, näm-

*) Ein Esel trägt für gewöhnlich zweihundert, ein Maulthier dreihundert Pfund.

lich einen ziemlich starken Regen, der fünf bis sechs Stunden anhielt — eine Erscheinung, deren sich die ältesten Leute nicht zu entsinnen wußten. Es regnet hier im Sommer nie, im sogenannten Winter höchst selten, und da fällt meistens mehr feuchter Nebel als Regen, der kaum die Steine befeuchtet. Donnerwetter gibt es diesseits der Cordilleren nie.

Die Temperatur ist, obwohl Lima nur zwölf Grad südlich vom Aequator liegt, nie drückend heiß. Ich war in der Mitte des Sommers hier*), und fand den Thermometer im Zimmer nie über 20 Grad Réaumur. Man schreibt diese gemäßigte Temperatur den Luftströmungen von den nur achtundzwanzig Leguas von der Stadt entfernten, mit ewigem Schnee bedeckten Cordilleren zu. Dagegen gibt es häufig Erdbeben. Ich erlebte in den fünf Wochen meines Aufenthaltes drei. Das erste war sehr bedeutend, richtete aber doch keinen Schaden an; bei dem zweiten ließ sich ein starkes, donnerähnliches, unterirdisches Geräusch vernehmen, welches gegen vierzig Sekunden anhielt; das dritte bestand aus ein paar ganz leichten Stößen. Bei jedem Erdbeben stürzt das Volk auf die Straßen, wirft sich auf die Knie und schreit, während es sich

*) Die Jahreszeiten, bekanntlich jene der nördlichen Hemisphäre, sind entgegengesetzt.

beständig an die Brust schlägt: „Misericordia!“ Die Glocken läutet man in allen Kirchen.

Eine große Unannehmlichkeit Lima's ist die Unsicherheit (das Räuberunwesen). Gegen 6 Uhr Nachmittags, wo es kaum dunkelt, darf man sich weder vor ein Stadtthor, noch auf die Alameda oder sonst einen einsamen Ort allein wagen; sogar zu Pferde wird man angefallen und beraubt. Bei Hausberaubungen, die jedoch seltener vorfallen, brechen die Diebe nicht immer durch Fenster und Thüren ein, sondern sie ersteigen die Terrassen (meistens aus einer leichten Rohrdecke bestehend), machen eine kleine Oeffnung und lassen sich in das Zimmer hinab.

Vor noch wenig Jahren ging das Raubsystem viel großartiger vor sich. Berittene oder unberittene Banden von dreißig bis vierzig Mann kamen Abends zu irgend einem Hause (gerade nicht in den belebtesten Straßen); die Hälfte der Leute stellte sich vor demselben auf, die übrigen gingen hinein, schlossen schnell die Thüre und ersuchten die erschrockenen Bewohner ganz höflich, sich nicht stören zu lassen, ihnen nur alle Schlüssel zu geben, da sie schon selbst finden würden, was sie benöthigten. Bis die Nachbarn oder Vorübergehenden, durch die aufgestellte Wache aufmerksam gemacht, bewaffnete Hülfe bringen konnten, waren die Vögel mit ihrer Beute schon längst davon geflogen.

Auf dem sehr besuchten Wege von Lima nach Chorillos (zwei Leguas) sind beständig berittene Patrouillen im Gange; dessen ungeachtet ist es für einen einzelnen Reiter gefährlich, sich nach 6 Uhr auf der Straße blicken zu lassen.

Die Peruanische Kavallerie, größtentheils aus Negern bestehend, soll von geringem Werthe sein. Besser als diese ist, wie man mir sagte, die Infanterie, zu welcher meistens Gebirgs-Indianer genommen werden. Man schildert sie als tapfer und ausharrend, Hunger und Beschwerden lange und leicht ertragend, und zählt sie zu den besten Truppen der Welt. Im gewöhnlichen Dienste sehen die Truppen nicht sehr glänzend und kriegerisch aus; hätten sie nicht ein Schwert umgegürtet, so würde man sie kaum von den Tagelöhnern unterscheiden. Bei Paraden dagegen nimmt sich das Militär, besonders die Kavallerie, recht gut aus: es ist mit weißem Linnenzeug uniformirt, die Pferde sind hübsch und gut gezäumt.

Herr Konsul Rodewald war außerdem, daß er mir den angenehmsten Aufenthalt in seinem Hause bot, auch noch so gefällig, einen kleinen Ausflug zu veranstalten, um mir den Badeort Chorillos und die Ruinen eines Peruanischen Sonnentempels zu zeigen, welche vier Leguas von Chorillos bei dem Oertchen Lurin stehen und unter die interessantesten gezählt

werden, von jenen, die noch längs der Küste vorhanden sind.

Nach Chorillos (zwei Leguas) geht täglich ein Omnibus. Ich fuhr in demselben, die Herren waren zu Pferde. Der Weg zieht sich durch eine sandige Ebene, auf welcher man nur hie und da kleine grüne Fleckchen gleich Oasen gewahrt. Auch die über einander geschichteten Gebirgsmassen zur Seite sind ohne alle Vegetation. Der Badeort selbst macht einen ungefälligen, traurigen Eindruck: erbärmliche Lehmhäuschen stehen in schmutzigen, staubigen Straßen zusammen gedrängt. Ich würde Chorillos eher für einen Verbannungs- als Belustigungs-Ort gehalten haben. Man sollte glauben, daß wohl nur wirklich Kranke, welchen die Seebäder verordnet sind, hierher kommen. Dem ist aber nicht so: das zarte Geschlecht sucht, ohne krank zu sein, Vergnügen in diesem traurigen Badeorte, Erholung in dem Luftwechsel, und die Herren zieht nicht nur die Damenwelt, sondern auch der grüne Tisch an, auf dem sie oft bedeutende Summen zurücklassen. So sucht der Mensch Wechsel in das Leben zu bringen und vertauscht oft das Bessere gegen das Schlechtere. Aber Licht und Schatten schaffen ein schönes Bild; eines wie das andere allein ist eintönig und wird mit der Zeit unerträglich.

Am folgenden Morgen ging es zu Pferde nach

Lurin. Wir wählten den Weg über die Pampas, das heißt: „Sandsteppen," in welchen nichtsdestoweniger einige hübsche Zuckerrohr-Pflanzungen (Haziendas) liegen.

Eine Legua hinter Chorillos zeigt noch eine kleine Reihe gemauerter Bogengänge, daß hier einst eine Wasserleitung existirte.

Kurz vor dem Oertchen Lurin lenkten wir unsere Rosse etwas rechts nach dem 555 Fuß hohen Hügel Pachacamac, auf welchem die Ruinen des umfangreichen Sonnentempels stehen.

Pachacamac (Schöpfer der Erde) war der mächtigste Gott der Yunkas. Als die Yunkas von den Inkas überwunden wurden, warfen diese die Götzenbilder aus dem Tempel, weihten ihn der Sonne und bestimmten königliche Jungfrauen (Sonnen-Jungfrauen) ein ewiges Feuer darin zu unterhalten. So wie die Inkas die Yunkas vertrieben, ihre Götzenbilder zerstört, sie gezwungen hatten, die Sonne anzubeten, eben so erging es den Inkas später durch die Christen, als Pizarro das Land eroberte. Die christlichen Horden verfuhren jedoch mit dem Volke noch grausamer, als die Inkas mit den Yunkas. Die Sonnen-Jungfrauen wurden den rohen Kriegern übergeben und das Volk durch Feuer und Schwert zur Annahme einer neuen Religion gezwungen, die es hassen und verab-

scheuen mußte, da es die Anhänger derselben die schändlichsten Gräueltaten verüben sah! —

Von dem Tempel, den wir von allen Seiten untersuchten, bestehen nur mehr einfache Mauerreste, die gleichwohl von seiner ehemaligen Größe zeugen. Die wenigen erkennbaren Kämmerchen gleichen kleinen Zellen ohne Fenster und erhielten das Licht wahrscheinlich von oben. Auch zwei kleine Feuerstellen waren noch zu erkennen. Die Mauern, Wände und Wälle sind aus ungebrannten Ziegeln aufgeführt: hie und da besteht die unterste Lage aus behauenen Steinen. An einer einzigen Wand fanden wir noch ein kleines Stückchen sehr feines und hartes Plaster von ziegelrother Farbe, ganz ähnlich wie ich es in den ausgegrabenen Häusern zu Pompeji bei Neapel gesehen hatte.

Die schönen Monumente der Peruanischen Bauart stehen bei Cuseo im Innern des Landes, zweihundert Leguas von Lima. Die Hauptkunst der Peruanischen Baumeister bestand darin, die größten Steine ohne Mörtel so ineinander zu fügen, daß sie eine Festigkeit bekamen, als wäre das Ganze aus einem Stücke gehauen. Noch heut zu Tage liegen die Steine so fest auf einander, daß man mit keiner Messerklinge dazwischen dringen kann.

Erheiternd ist der Blick von den Ruinen über das zu Füßen liegende Thal. Die Umgebung von

Lurin ist lieblich; blühende Felder, zartes Gebüsch bedecken den ursprünglich sandigen Boden. Als die Spanier Peru eroberten, war das Thal von Pachacamac das fruchtbarste an der Küste und reich bevölkert. Die Wasserleitung in der Nähe von Chorillos spricht noch von jenen schönen Zeiten.

Von den interessanten Denkmälern einer zerstörten Vergangenheit hinweg begaben wir uns nach der prosaischen Hazienda St. Pedro, die zu dem Kloster St. Pedro gehört, große Zuckerpflanzungen und viele Sklaven besitzt.

Dergleichen Haziendas werden auf eine bedeutende Anzahl von Jahren verpachtet. Jede Verbesserung, die der Pächter anbringt, erhält er zu gut gerechnet. Oft belaufen sich zu Ende des Pachtes die Forderungen so hoch, daß der Besitzer froh ist, wenn der Pächter um einen geringen Preis den Pacht fortbehält. In dieser Hazienda hat der Pächter eine Dampfmaschine zum Zuckerpressen (die erste im Lande) errichtet.

Es war Sonntag, und als wir ankamen, endete so eben der Gottesdienst. Der ganze Haufen der Sklaven wurde von der Kirche in eine Abtheilung des Hofes getrieben und diese geschlossen. Sie gingen singend, lachend und lärmend nach ihrem Gefängnisse, aber gerade dadurch kamen sie mir wie eine Heerde Vieh vor. Nie ergriff mich eine Scene so sehr, wie

diese, denn an keinem Orte sah ich die Menschheit so erniedrigt, so ganz dem Thiere gleich gestellt. Jede Freude war nun für mich dahin: ich konnte dieß Bild nicht aus dem Gedächtnisse streichen.

Die Armen sandten nach Branntwein, den ihnen ihr Herr verkauft; sie wollten den Tag mit Trunk, Tanz und Gesang verbringen.

Ich war in Brasilien und in andern Ländern auf vielen Plantagen, die mit Sklaven bearbeitet wurden; allein überall sah ich diese besser gekleidet, als hier, und nirgends wurden sie eingesperrt.

Die Sklaverei ist in Peru bei der Unabhängigkeits-Erklärung nicht aufgehoben, sondern dahin bestimmt worden, daß die von Sklaven erzeugten Kinder nach fünfundzwanzig Jahren frei sein sollen. Später wurden jedoch statt der fünfundzwanzig Jahre fünfzig festgesetzt. Eingeführt darf kein Sklave mehr werden. Betritt ein Sklave Peruanischen Boden, so ist er frei; dieß gilt auch von jenem, der z. B. von seinem Herrn in ein fremdes Land oder über See mitgenommen und wieder zurückgebracht wird. Im allgemeinen sollen die Sklaven gut behandelt werden, besonders die Hausssklaven, und von den Gesetzen sehr in Schutz genommen sein. Der Sklave kann sich, wenn er hart behandelt wird, selbst an einen andern Herrn verkaufen; auch läßt man ihnen Zeit und Gelegenheit, sich Geld

zu verdienen, damit sie sich selbst loskaufen können. Die meisten aber ziehen es vor, das Verdiente in Branntwein zu vertrinken und den Brodherrn für ihre Bedürfnisse sorgen zu lassen.

Herr Rodewald hatte einen Sklaven, dem er die Freiheit schenken wollte; dieser wies das Geschenk zurück, mit der Bemerkung, daß er sorgenloser lebe, wenn ihn sein Herr behalte.

Den Rückweg nach Chorillos nahmen wir durch die Playas, d. h. an der Meeresküste.

Die Nacht blieb ich in dem Badeorte und am folgenden Morgen fuhr ich nach Miraflores, einem Dörfchen, auf halbem Wege zwischen Chorillos und Lima gelegen. Auch hieher ziehen viele Familien aus der Stadt, um in den Sommermonaten eine bessere, frischere Luft zu genießen. Niedliche Ranchos (Sommerhäuschen) mit Gärten und ein hübscher Platz zieren das freundliche Oertchen; im Vergleich zu Chorillos könnte man Miraflores ein kleines Eden nennen.

Ich verlebte hier zwei sehr angenehme Tage in Gesellschaft der beiden geistreichen, höchst gebildeten Frauen Smiths und Dardnell. Erstere Dame ist eine ausgezeichnete Malerin, Madame Dardnell mit einer schönen Stimme begabt, und beide sind höchst achtungswerthe, liebenswürdige Hausfrauen.

Nach Lima zurückgekehrt, dachte ich an die Fortsetzung meiner Wanderungen.

Ich war mit der Absicht nach Lima gekommen, von hier aus die Cordilleren zu überschreiten, nach Loretto an den Amazonenstrom, und von dort mit den Brasilianischen Dampfern nach Para (an der Ostküste Amerika's) zu reisen. Allein die Revolution hinderte die Ausführung dieses Planes. Sie hatte sich gerade nach den Gegenden gezogen, durch die ich sollte. Ich hätte weder Führer noch Maulthiere bekommen, denn bei Revolutionen oder Kriegen nimmt hier Freund wie Feind Leute und Thiere in Beschlag; erstere werden den Soldaten eingereiht, letztere für die Kavallerie oder Artillerie benützt.

Vergebens wartete ich bis gegen Ende Februar, die Lage der Dinge änderte sich nicht, man rieth mir daher, mein Glück über Quito zu versuchen. Ich war dazu um so mehr geneigt, als mir Herr Muncajo, Chargé d'affaires der Republik Ecuador, sehr viel von Seite seines Gouvernements versprach. Er sagte mir, daß der Präsident sein besonderer Freund sei, daß er mir Briefe an ihn, wie auch an andere hochgestellte, wichtige Personen geben, daß sich der Präsident sicher selbst sehr für meine Reise interessiren und sie auf alle Art unterstützen werde.

Im Vertrauen auf dieſe Verſicherungen und wohl ausgerüſtet mit einem Dutzend, wie ich meinte, ſehr gewichtiger Briefe, begab ich mich fröhlichen Muthes auf die Reiſe, und ging auf dem Dampfer Santiago, Kapitän Joy, wieder zurück nach Guayaquil.

Sechzehntes Kapitel.

Ecuador. — Reise nach Quito. — Fahrt auf dem Guaya. — Savanetta. — Die Tambos. — Der Camino real. — Guaranda. — Uebergang über die Cordilleren nächst dem Chimborazo-Gipfel. — Die Hochebenen von Ambato und Latacungo. — Ausbruch des Cotopari. — Die Haziendas-Besitzer.

Auf dem Dampfer Santiago fand ich die Kabinen besetzt und bekam einen Platz in der bereits beschriebenen Kajüte auf dem Vorderdecke angewiesen. Ich kam Abends an Bord und mußte den Weg dahin im Finstern suchen — der Zugang war nicht einmal mit einem Lämpchen erleuchtet. Ich tappte über die Achsen der Wasserräder durch Kohlenschmutz und Nässe, gerieth zu weit links, und stieß — an die Hörner von Ochsen, die, wie ich am folgenden Morgen sah, kaum zwei Schritte von dem Eingange der Kajüte standen. Mich rechts wendend, fiel ich über einen Kohlenhaufen, der noch nicht eingeräumt war und gerade vor unserer Thüre lag — eine höchst comfortable Einrichtung, die der Reisende aber auch mit schwerem Gelde bezahlen muß.

Am 1. März erreichten wir Guayaquil.

In dieser, der wichtigsten Hafenstadt des Reiches Ecuador, gibt es keinen Gasthof. Jeder Reisende muß sich mit Briefen an Familien versehen, um irgend wo aufgenommen zu werden. Ich wagte es, ohne Brief zu dem Hamburger Konsul Herrn Garbe zu gehen, der mir sein Haus auch gastfreundlich öffnete.

Ecuador hat sich im Jahre 1830 von dem Spanischen Mutterlande losgesagt und als Republik erklärt. Die Bevölkerung des Landes besteht aus 400,000 Seelen, die Staatseinkünfte betragen 900,000 Dollars, die Ausgaben bedeutend mehr; dessen ungeachtet hat der Staat keine Schulden. Die Regierung macht einen kurzen Prozeß und zahlt die Gehalte meistens nur zur Hälfte. Die Regierungsform ist dieselbe wie in Peru.

Die Hauptausfuhr des Landes besteht in Cacao (jährlich fünfzehn, sogar bis fünfundzwanzig Millionen Pfund), Kaffee noch wenig, aber von vorzüglicher Güte, vielen heilsamen Kräutern und Pflanzen, schön geflochtenen und sehr dauerhaften Strohhüten (dreißig- bis vierzigtausend Stück per Jahr), die in ganz Südamerika von Männern und Frauen getragen werden.

Ich kam unglücklicher Weise nach Guayaquil zur Regenzeit, die im Monat December beginnt, bis halben April währt, und natürlich zur Reise in das

Innere die ungünstigste ist. Man sagte mir, die Wege seien so schlecht, daß jeder Verkehr mit der Hauptstadt des Landes (Quito), die Post ausgenommen, für diese Zeit unterbrochen werde. Der Postbote selbst habe di größte Mühe durchzukommen und müsse oft auf Bäume klettern und sich von einem zum andern an den Aesten fortschwingen, um derart über die grundlosen Sümpfe zu gelangen. Ich dachte aber, daß manches von der Beschreibung übertrieben sein möge; auch traute ich mir noch so viel Kraft und Ausdauer zu, eben so gut fortkommen zu können, wie der Postbote, und traf meine Anstalten zur Reise.

Wider meinen Willen war ich gezwungen, meine Reise drei Wochen zu verzögern, da ich abermals einige Anfälle des abscheulichen Sumatra-Fiebers hatte.

Während meines Aufenthalts zu Guayaquil wurde der Unabhängigkeits-Tag (6. März) gefeiert. Vormittags fand in der Kirche ein Hochamt statt, Abends eine Beleuchtung. Letztere war über alle Maßen erbärmlich, kaum, daß hie und da ein Paar Kerzen an einem Fenster prangten. Am folgenden Abend ward dasselbe Kinderspiel wiederholt. Zugleich mit diesem Feste wurde die Sklaverei gänzlich aufgehoben, welche, vermöge eines Vertrages bei der Unabhängigkeits-Erklärung, noch zehn Jahre länger, nämlich bis 1864, hätte dauern sollen.

Am 22. März ging ich Abends 5 Uhr mit dem Postboten in einem kleinen Boote nach dem Städtchen Bodegas ab.

Man hatte mich zu überreden gesucht, einen Diener mitzunehmen, besonders weil ich der Spanischen Sprache nicht mächtig sei, und weil in den Gebirgen während der Regenzeit, wo jeder Verkehr unterbrochen ist, die Tambos (Schenken) unbewohnt wären; die Leute gingen für diese Zeit in die Niederungen, ich könnte daher weder einen Trunk Wasser, noch Feuer oder sonst etwas bekommen. Trotz meinem Abscheu gegen solche Diener ließ ich mich leider dazu bewegen — die Folge zeigte, daß ich auch dießmal Unrecht hatte, nachzugeben.

Bodegas liegt 15 Leguas stromaufwärts an dem Flusse Guaya. Wir hatten eine häßliche Nacht: es war stockfinster und der Regen strömte unausgesetzt auf uns herab.

23. März. Nachmittags landeten wir an der Treppe des ersten Beamten von Bodegas. Das ganze Städtchen steht während der Regenzeit so tief unter Wasser, daß man in Booten von einem Hause zum andern fährt. Die Häuser sind auf Pfähle gebaut.

Als ich die wenigen Stufen hinan stieg, hob ein Neger mein kleines Gepäck aus dem Boote und trug es mir nach; ich hielt ihn für den Diener des Hauses.

Kaum hatte er es jedoch abgelegt, so verlangte er zwei Realen*) für diese unbedeutende Mühe. Der Beamte so wie mein Diener hörten dieß unverschämte Begehren; allein weder der eine noch der andere machten die geringste Einwendung: weil das Zahlen nur mich und nicht sie anging, waren sie zu träge, den Mund zu öffnen. Ich erzähle absichtlich dergleichen Prellereien und Betrügereien, um meinen Lesern einen Begriff von diesem abscheulichen Volke zu geben, und zugleich zu beweisen, daß ich Recht habe, wenn ich behaupte, mich als einzelne, schutzlose Frau unter den Wilden überall besser befunden zu haben, als unter Christen. Ueberall, wo ich hinkam, hieß es zwar in diesem Lande: „Pobrezita Sennorita;“ dabei war man aber schon bedacht, wie man dieser „armen Frau“ ihr bischen Geld abnehmen könnte.

So hatte ich z. B. einen Brief an einen Kaufmann in Bodegas, Herrn Verdesotto. Dieser Mann kam zu mir, und seine erste Frage war, ob ich einen Sattel habe. Als ich es verneinte, sagte er, ich müsse durchaus einen solchen haben, da man mir keinen mit den Maulthieren vermiethen werde; er besitze einen

*) Ein Thaler hat hier acht Realen, auf eine Unze gehen zwanzig bis einundzwanzig Thaler, je nach dem Kurse. Ein hiesiger Thaler ist um ein Fünftheil weniger werth, als ein Spanischer Thaler.

sehr guten, beinahe ganz neuen, den er mit einer Unze bezahlt habe; aus Rücksicht der Empfehlung wolle er ihn mir um die Hälfte überlassen. Als er sah, daß ich zu dem Handel nicht geneigt war, erklärte er, mich ohne Sattel nicht fortlassen zu können, und wollte mir denselben um acht Thaler geben. Ich bezahlte das Geld, und er sandte mir einen Sattel, der so schlecht, zerrissen und erbärmlich war, daß man ihn kaum mehr gebrauchen konnte*). Derselbe ehrliche Mann wollte mich auch noch um einen halben Thaler mehr betrügen. Er hatte für mich für den kommenden Tag ein Boot von hier nach Savanetta bestellt, sagte der Preis sei 2½ Thaler und verlangte im voraus das Geld. Zufällig erfuhr ich von dem Beamten, bei welchem ich wohnte, daß man nur zwei Thaler zu bezahlen habe; der Betrüger mußte mir daher einen halben Thaler wiedergeben.

In dem Hause des Beamten aß ich zum ersten Male nach der Landessitte. Das Mahl fing mit der Sopa an, einer Art Wassersuppe mit Fett, Kartoffeln und vielem rothen Pfeffer, dann kamen kleine Stückchen geröstetes Fleisch, Reis, geröstete Pisangs, und zum Schlusse Locro, ein Mittelding zwischen Sauce und Suppe, aus kleinen Fleischstückchen, Brod, Käse, ein

*) In Quito gab man mir, im Umtausche gegen einen andern, einen halben Thaler dafür.

Paar hart gekochten Eiern und rothem Pfeffer bestehend. Als Nachtisch fungirte eine Süßigkeit unter dem allgemeinen Namen Dulce (Früchte, zu einer Sulze in Zucker gekocht), ohne welche der Reichste wie der Aermste (den Indianer ausgenommen) keine Mahlzeit schließen kann; der Arme begnügt sich mit Syrup (Molasses); aber süß muß die Mahlzeit enden.

Zum Schlafen wurde mir eine Hängematte angewiesen; glücklicher Weise gab es keine Mosquitos, weshalb ich auch ohne Netz schlafen konnte.

Die Hängematten sind hier wie in Peru so beliebt und so im Gebrauche, daß eher jedes Möbel, nur dieses nicht, fehlen darf. Den ganzen Tag über wiegt sich alles in Hängematten, jeder Besucher trachtet einer solchen habhaft zu werden. Mädchen und Frauen verrichten sogar die Handarbeiten in schaukelnder Bewegung.

24. März. Savanetta, 5 Leguas. Von dem Postboten hatten wir uns schon gestern getrennt; dieser setzte seine Reise ohne Unterlaß fort.

Savanetta ist ein kleines, schmutziges Oertchen mit elend gebauten, strohgedeckten Bambushütten. Aus seinem Aeußeren würde man auf größte Armuth schließen; dessen ungeachtet soll sein Handel ziemlich bedeutend sein. Es ist der Hauptstapelplatz der Lebensmittel und Waaren, welche von und nach den Cordil-

leren gebracht werden. Die höher gelegenen Gegenden liefern hauptsächlich Kartoffeln, Butter, Käse, Schweinefett, Eier, Geflügel; auch die meisten Säcke zur Verpackung der Cacaobohnen werden in den Gebirgen verfertigt. Alles wird hier in kleine Boote oder auf Thiere geladen, erstere gehen auf dem Savanetta-Flusse nach dem Guaya, auf diesem nach Guayaquil, letztere mit Salz, Zucker, Kaffee und anderen Waaren nach Quito und anderen Gegenden.

Mädchen und Frauen sahen durch die Nachlässigkeit in der Kleidung ekelhaft aus. Sie tragen Kleider nach Französischem Schnitt, sind aber zu bequem, sich in die engen Leiber derselben zu pressen. Sie lassen sie lose herab fallen; eben so luftig hängt das Hemd über die Achseln. Die Leute kamen mir wie Megären vor. Die Negerinnen bedienen sich derselben Tracht, nie aber sah ich sie an einer Indianerin. Letztere tragen gefärbte wollene Röcke und ein drei Ellen langes, eine Elle breites Stück Wollenstoff, das sie gleich einem Shawl über den Obertheil des Körpers schlagen.

In der trockenen Jahreszeit macht man die Reise schon von Bodegas aus zu Lande; in der jetzigen aber ging es noch eine Legua über Savanetta hinaus zu Boot. Doch mußte ich hier Maulthiere miethen. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß mich mein Diener betrogen hatte. Ich nahm ihn nach Quito, wohin er

ohnedieß zu gehen hatte, unter der Bedingung mit, daß ich nur ein Maulthier für ihn, aber keins für sein Gepäck zu bezahlen habe. Als ich bei der Abreise von Guayaquil in dem Boote vieles Gepäck sah, sagte er, es gehöre nicht ihm; der Bootführer habe es da- oder dorthin zu bringen. Hier erwies es sich, daß es dem Schurken, meinem Diener gehörte, der nach Quito ging, um zu handeln. Er mußte für sein Gepäck ein Thier miethen, dessen Zahlung natürlich bei der meinigen eingerechnet wurde. Zum Glück kam die Reise doch nicht so hoch zu stehen, als ich dachte; der Preis per Maulthier bis Quito (62 Leguas) betrug nur zehn Thaler.

Die Nacht in Savanetta gehörte zu den schlechtesten, obwohl ich nicht ohne Empfehlungsbrief gekommen war. Ich fing schon früh an, einen geringen Begriff von der Gastfreundschaft dieses Landes zu bekommen. Sie steht bei weitem nicht auf dem Höhepunkt, auf welchem ich sie unter den Arabern, Beduinen oder den wilden Völkern Borneo's und anderer Länder gefunden habe. In Bodegas betrog mich der eine, an den ich einen Brief hatte, mit dem Sattel, der andere, bei dem ich wohnte, wies mir eine Hängematte zum Schlafen an, während die Uebrigen vom Hause in Betten unter Mosquito-Netzen schliefen, und ließ mich Morgens, obwohl es schon gegen 9 Uhr war, ohne

Imbiß aus seinem Hause ziehen. Hier mußte ich in eine Garküche gehen, um meinen Hunger zu stillen, und Nachts auf dem Boden schlafen, in einem Gemache mit vielen Leuten, die rund um mich ihre Mosquito-Netze aufzogen. Mir gab man keins, obwohl es hier ganze Schwärme dieser abscheulichen Thiere gab.

25. März. Playas, 4 Leguas. Erst um 9 Uhr kamen wir fort. Die erste Legua machten wir in einem kleinen Kahne, der von den Leuten mehr fortgestoßen und gezogen, als gerudert wurde. Dann ward meine Geduld noch eine ganze Stunde auf die Probe gestellt, bis die Thiere erschienen. Die Umgebung glich einem Sumpfe, wir setzten uns auf abgehauene Baumstämme und erwarteten so die Maulesel. Die ferneren drei Leguas waren zwar sehr schlecht: es ging beständig durch Morast und Wasser, allein der Beschreibung nach hatte ich es mir noch ärger vorgestellt. Eine große Entschädigung für den schlechten Weg bot mir der Anblick der schönen Waldungen, durch die wir ritten. Obgleich die Bäume weder sehr hoch noch sehr umfangreich waren, fand ich hier doch eine so reiche, herrliche Vegetation, eine solche Fülle der schönsten, mannigfaltigsten Flora, wie sie mir auf allen meinen Reisen nur in Brasilien vorgekommen ist. Wenn die Sonne nur einigermaßen durch das Gewölk drang, schwärmte sogleich eine große Anzahl der

verschiedenartigsten, buntgefärbtesten Schmetterlinge und Libellen umher, sich scherzend verfolgend oder auf den Blumen wiegend. Einige dieser holden Schwärmer fielen mir zur Beute; wie ein tüchtiger Jäger nie ohne Gewehr, war ich nie ohne Schmetterlingsnetz, und da das Reiten sehr langsam ging, konnte ich, auf dem Maulthiere sitzend, gar manchen Gefangenen machen.

In Playas betrat ich zum ersten Male einen Tambo, d. h. eine Art Schenke, meistens eine erbärmliche Hütte, gerade groß genug, den Eigenthümer sammt Familie nebst einigen Gästen gegen das Unwetter zu schützen. In derlei Schenken findet der Arriero (Eseltreiber) ein Glas Branntwein, die Thiere Klee, der Reisende, wenn es gut geht, eine Portion Sopa. Wir waren nicht so glücklich. Die Bewohner hatten keine Reisenden erwartet und so wenig gekocht, daß sie uns nichts überlassen konnten. Ein zweites Mal ihre Kochkunst zu entfalten, dazu waren sie viel zu faul. Ich hatte Käse und Brod bei mir, an Wasser fehlte es nicht, und ich gab mich daher zufrieden. Für die Nacht mußte ich mit der offenen Veranda vorlieb nehmen, die das Wohngemach umgab.

26. März. Jorje, 6 Legnas. Heute erhielt ich schon einen richtigeren Begriff von den hiesigen Wegen in der Regenzeit, und fand es sehr natürlich, daß niemand reist, wenn nicht das wichtigste Geschäft

ruft. Wir hatten viel bergauf zu steigen, das Erdreich war weich und lehmig, die Thiere glitten vor- und rückwärts aus, sanken von einem Loch in's andere, von Pfütze in Pfütze; es galt noch als ein Glück, wenn Löcher und Pfützen nicht grundlos waren, und die Thiere sich herausarbeiten konnten; aber oft versanken sie so tief, daß man absteigen und ihnen die Lasten abnehmen mußte. Gerade an den schlechtesten Stellen hieß es: zu Fuße gehen. Ich kam kaum vorwärts, glitt und fiel fast bei jedem Schritte. Zwar rief ich meinen Diener; aber weil ich nur eine Frau war und seine Maulthiere leider schon bezahlt hatte, ging er ruhig seines Weges und überließ mich meinem Schicksale. Einer der Arrieros, ein Indianer, nahm sich meiner an, zog mich aus den Pfützen und half mir fort. Wir hatten zu einer Legua durchschnittlich zwei starke Stunden nöthig. Auch mehrere Gießbäche warfen sich über den Weg; sie waren jetzt tief und reißend, mitunter höchst gefährlich; im Sommer soll von den meisten das Flußbett kaum benetzt sein.

Die Gegend war schön: man hatte herrliche Ueberblicke üppiger Gebirgsthäler, von Hügeln durchzogen und von den ersten Ketten der Cordilleren umschlossen.

In dem Tambo zu Jorje fand ich ausnahmsweise ein gedieltes Zimmer zum Schlafen und eine Sopa. Alles war zwar ekelhaft und schmutzig; aber das muß

man in diesen Ländern nicht so genau nehmen, und dem Himmel danken, wenn man ein Obdach und ein dampfendes Gericht findet, besonders in solcher Jahreszeit, wo die Tambos häufig geschlossen oder die Leute auf den Besuch der Reisenden nicht vorbereitet sind.

Wir waren diesen Tag so unvorsichtig gewesen, unserem Arriero voraus zu reiten; zur Strafe hatte ich für die Nacht nichts von meinem Gepäcke, nicht einmal meine wollene Decke; ich vermochte kaum zu schlafen vor Kälte, die hier Nachts schon sehr empfindlich ist. Die beladenen Thiere konnten der gräßlichen Wege halber nicht bis Jorje gelangen.

27. März. Bogia, 2 Leguas. Diesen Morgen kamen wir erst nach 9 Uhr fort, da wir unsere Thiere erwarten mußten. Die Wege waren heute noch schrecklicher als gestern; wir hatten den sehr bedeutenden Berg Angos zu ersteigen. Glücklicher Weise trafen wir zu Jorje einen Zug leer gehender Thiere, die demselben Eigenthümer gehörten, von welchem wir die unseren gemiethet hatten. Das Gepäck wurde abgetheilt und den leeren Thieren aufgebürdet. Trotz dieser Abhilfe verzweifelten die Leute beinahe, an einigen Stellen durchzukommen. Nachdem wir die Hälfte des Berges erstiegen hatten, wozu wir sieben Stunden benöthigten, wurde beschlossen, in dem ersten besten

Tambo einzukehren, weil weder wir noch die Thiere weiter konnten.

Ich kam so durchaus beschmutzt an, daß ich aussah, als hätte ich ein Schlammbad genommen. Die Schuhe nebst dem Regenmantel gab ich meinem Diener, sie zu reinigen; allein er ließ sie liegen und that mir durchaus keine Dienste. Es war gerade, als hätte ich ihn nur mitgenommen, um das Vergnügen zu haben, seine Maulthiere und seine Kost zu bezahlen. Ich mußte Schuhe und Mantel selbst waschen, und konnte mir sogar das hierzu nöthige Wasser nur mit Mühe verschaffen, denn obwohl in diesen Gegenden überall der größte Ueberfluß an Holz und Wasser ist, findet man davon in den Hütten doch keine Vorräthe. Die Trägheit der Leute geht so weit, daß sie nicht einmal hinein schaffen, was vor der Thüre liegt. Das Wasser holen sie in Töpfen, die kaum zwei Flaschen enthalten; ein größeres Gefäß zu tragen, wäre schon eine viel zu beschwerliche Arbeit. Zum Waschen der Hände und des Gesichts erhält man höchstens eine kleine Tasse voll. Ich sah nicht selten die Kartoffeln in dem Wasser waschen, in welchem die Leute erst sich selbst, dann das Kochgeschirr gereinigt hatten. Eben so sparsam wird mit dem Holze umgegangen. An ein Trocknen der durchnäßten Kleidung ist nicht zu denken,

da kaum so viel Feuer vorhanden ist, um die Sopa zu kochen.

Der Tambo Bogia war einer der schlechtesten. Die Hütte hatte kaum Raum für die Familie und die Feuerstelle. Ich mußte mein Quartier vor der Hütte auf einer hölzernen Bank aufschlagen. Gewöhnlich springt das Dach so weit vor, daß man gegen den Regen geschützt ist, was wir wahrhaftig sehr nöthig hatten, denn Regen war auf dieser Reise unser steter Begleiter. Selten zerstoben die schweren Wolken auf Augenblicke und ließen uns die wundervollen Naturschönheiten gewahren. Welch' entzückende Gebirgswelt! Welche Massen von Bergen und Bergketten. Die niedlichsten, üppigsten Thäler lagerten dazwischen, oft tief, tief unter uns. Das Geräusch der tosenden Wildbäche schlug nicht einmal an unser Ohr, wir sahen nur den Lichtstreifen in der Tiefe, gleich einem Silberfaden. Was für einen hinreißenden Zauber muß diese Reise in schöner Jahreszeit entfalten! Entschädigten mich doch jetzt die seltenen Momente der Anschauung überreich für die unzähligen Mühen und Leiden. —

Diese Nacht um 11 Uhr fühlte ich vier gleichmäßige Erdstöße von Süden nach Norden; sie folgten ziemlich rasch auf einander; kaum hatte ich Zeit, zur Ueberzeugung zu gelangen, daß es ein Erdbeben sei. Ich sprang von meinem Lager auf — in demselben

Augenblicke stürzten die Einwohner unter dem Rufe „Misericordia!“ aus der Hütte und warfen sich auf die Kniee.

Nach überstandener Gefahr sagten sie mir, daß dieses Erdbeben wie zwei andere, die sie kürzlich verspürten, von dem Vulkane Cotopaxi herrühre, welcher gegenwärtig so thätig sei, wie er es seit 57 Jahren nicht gewesen.

28. März. Tamboco, 6 Leguas. Lange ging es noch den Angos hinauf — wir hatten heute wie gestern zu steigen. Einen Theil des Weges nannte man „Camino real.“ Ein ähnlich schlechter, unausgesetzt halsbrecherischer Weg wie dieser ist mir nirgends vorgekommen. Ich stieg oft von meinem Thiere ab, und mußte, um nicht fortwährend zu gleiten, gleich den Indianern mit bloßen Füßen gehen — eine unangenehme Aufgabe, da es beständig regnete und kalt war. Besonders eisig waren die Gebirgswässer, die sich respektlos über den „königlichen Weg“ ergossen.

Statt schöner Aussichten umhüllten uns Nebel und Wolken. Bald senkten sie sich in dichten Massen auf uns nieder, daß wir kaum dreißig Schritt weit sehen konnten, bald ließen sie die Höhen etwas freier, verdeckten dagegen die Tiefe unter uns. Zuweilen zerriß wohl auch das graue Leichentuch, und wie durch

Fensterchen sahen wir dann auf die blühenden, in der Sonne erglänzenden Landschaften. Besonders reizend war dieses Bild durch den auffallend bezeichneten Uebergang der Vegetation von der tropischen Zone in die gemäßigte; hier wucherten die Palme, der Kaffee- und Cacaobaum, die Banane, das saftige Zuckerrohr, etwas höher hinauf erinnerten mich die mit Getreide, Kartoffeln, Feldbohnen, Klee*) bepflanzten Felder an meine Heimath.

Wenn man so schöne, reiche Gegenden sieht, sollte man meinen, die Bewohner müßten damit übereinstimmen — leider ist dieß hier weniger der Fall als irgendwo. Die erbärmlichen Hütten des Volkes sind von Strauchwerk geflochten, mit Erde überworfen; keine Oeffnung außer dem Eingange verbreitet Licht über die grenzenlose innere Dürftigkeit. Da gibt es weder Betten noch Hausgeräth, noch Kisten und Körbe, da die Leute nichts zu bewahren haben. Sie schlafen entweder auf dem nackten Erdboden oder höchstens auf einem Bambus-Gestelle mit einer Strohmatte überlegt, in den einzigen Kleidungsstücken, die sie besitzen, und die sie so lange tragen, bis sie als Lumpen vom Körper fallen. So dürftig wie ihre Wohnung und Kleidung ist ihre Nahrung. Sie leben durchgehends schlecht,

*) Der Klee erreicht hier eine Höhe von 2½ Fuß.

die Indianer beinahe ausschließend nur von Gerste, die sie ein wenig rösten und zu Pulver stoßen. Dieses Mehl essen sie für gewöhnlich ohne alle Beimischung in trockenem Zustande, oder sie rühren es mit Wasser ab und trinken es. Wenn sie auf einige Zeit vom Hause gehen, nehmen sie nichts mit als solches Mehl in einem ledernen Sacke. Auch der wohlhabende Alt-Spanier genießt es zuweilen, mischt dann aber gewöhnlich etwas Zucker bei, wodurch es einen ziemlich guten Geschmack erhält. Auf langen Reisen nimmt er es gleichfalls mit, und mischt dann nebst Zucker zerriebenen Cacao und Zimmet bei. Auf diese Art bereitet, ist es nicht nur ein sehr schmackhaftes, sondern auch ein sehr gesundes und nahrhaftes Gericht. Man braucht wenig Raum, um es mitzuführen und weder Feuer noch Topf zum Kochen. Der Soldat auf Märschen hat selten eine andere Nahrung als Gerstenmehl.

Daß die Indianer die Parias dieses Landes sind, ist leicht begreiflich; aber selbst bei den Alt-Spanischen Bauern, ja sogar bei den Hazienda-Besitzern sieht man selten äußerlich anscheinende Wohlhabenheit. Und doch stehen sich viele, z. B. die Eigenthümer von Tambos, gewiß nicht so schlecht, um in einem so elenden Zustande zu leben. Sie lassen sich ihre Sopa, ihren Klee verhältnißmäßig sehr gut bezahlen. Sie begehren für ein paar Löffel dieser erbärmlichen Wassersuppe,

die nichts als einige Kartoffeln und etwas rothen Pfeffer enthält, einen Medio*), eben so viel für die Fütterung eines Maulthieres. Im Sommer nehmen sie des Tages oft mehrere Thaler ein, ohne Ausgaben zu haben, denn jeder Wirth ist zugleich der Erzeuger der Produkte, die er verkauft.

Diesen Nachmittag stieß ein kleiner Trupp von acht Llamas zu uns. Ich fühlte mich ganz glücklich, diese lieben Thiere mit ihren schlanken Hälsen, ihrer stolzen Haltung, ihren sanften Augen um mich zu sehen. Ich schreibe meine Vorliebe für die Llamas der Geschichte Robinson Crusoe's zu, die ich als Kind gelesen. In Verbindung mit dieser Geschichte kehrten bei dem Anblicke dieser Thiere die Erinnerungen meiner frühen Jugend in mein Gedächtniß zurück.

Der Tambo zu Tamboco war im Vergleich zu dem vorigen ein Palast. Er war aus ungebrannten Ziegeln erbaut und bestand aus einem großen Gemache mit einem halben Dutzend hölzerner Schragen zum Schlafen. Ein Theil des Gemaches diente zwar zur Bewahrung der Feldgeräthschaften, und das ganze war voll Schmutz und Unrath; doch war man vor Wind und Wetter wohl geschützt und nicht gezwungen, mit den Tambo-Besitzern in Gemeinschaft zu leben.

Eine sonderbare Sitte herrscht in diesem Lande.

*) Auf einen Thaler gehen sechzehn Medios.

In den Tambos, wo man übernachtet und Abends etwas genießt, muß man sogleich bezahlen, da der Wirth dem Gaste nicht bis zur Abreise traut, obgleich er dessen Thier nebst der Ladung unter seinen Händen hat, ein Beweis, welche hohe Meinung die Leute selbst von einander haben.

29. März. Guaranda, 5 Leguas. Heute gab es nur hie und da schlechte Stellen; der größte Theil des Weges war ziemlich gut. Wir waren nun der schönen Gebirgskette, deren Haupt der Chimborazo ist, schon ganz nahe; allein Nebel und Wolken hielten uns den edlen Ahnherrn sammt seiner riesigen Verwandtschaft gänzlich verborgen. Wir mußten uns mit dem Anblicke der nahen Thäler begnügen, deren Hügelreihen mit den üppigsten Pflanzungen prangten.

Der Pueblo (Markt, Dorf) Guaranda liegt in einem schönen, beinahe zirkelrunden Thale, am Fuße des Chimborazo. Ich stieg hier bei einem ziemlich wohlhabenden Hazienda-Besitzer ab und wurde freundlich aufgenommen.

Ich kam gerade zu einer kleinen Feierlichkeit zurecht; es wurde ein acht Monate altes Kind reicher Leute begraben. Da in kleinen Orten alles Aufsehen erregt und das Volk erscheinen macht, besonders in einem Lande wie dieses, wo die Leute an Arbeiten nicht gewöhnt sind und daher Zeit genug haben, so

sah ich bei dieser Gelegenheit die schöne und unschöne Welt vereint. Das Kindchen saß in einer Art kleiner Loge, die mit weißem Musselin drapirt, mit Gold- und Silberfransen und Blumen verziert war, und mittelst Stangen getragen wurde. Der Kopf des Kindes war durch eine Schlinge um den Hals an den oberen Theil der Loge befestigt, aber so lose, daß er hin und her schwankte. Dieß machte einen abscheulichen Eindruck, denn es sah aus, als wäre das Kindchen aufgehangen. Dem Zuge folgte Musik, aus zwei Violinen und einer Harfe bestehend, welch' letztere auf den Rücken zweier Jungen ruhte. Der Spieler riß von Zeit zu Zeit einen jämmerlich klingenden Accord herunter. Auf dem Friedhofe wurde das Kind in einen kleinen Sarg gelegt.

Die Leute sahen hier schon viel blühender aus als in der heißen Gegend von Guayaquil. Die Kinder besonders waren mit ihren rothen Backen, den großen, feurigen Augen gar hübsch anzusehen. Auch an schönen Frauen und Mädchen gab es keinen Mangel, besonders unter der wohlhabendern Klasse. Die reinen Indianer sind gerade nicht hübsch, doch auch nicht unangenehm. Der Kopf ist ein klein wenig zusammen geschoben, der Körper gedrungen, die Augen bei vielen etwas schmal geschlitzt (doch haben sie mitunter auch schöne Augen), die Nase etwas breit, aber bei weitem nicht so gequetscht, wie bei den Malaien.

Auch der Mund ist nicht gar so groß und häßlich wie der Malaische, die Zahnkiefer sind gut geformt, die Zähne glänzend weiß. Ihre Hautfarbe ist schmutzig bräunlich-gelb. Am meisten entstellt sie das Haar, welches in größter Unordnung um das Gesicht flattert; hätten sie es besser geordnet, so würden sie sich im ganzen nicht übel ausnehmen.

Die Kleidung der Alt-Spanier, desgleichen der Indianer, ist wie in Peru. Die Frauen und Mädchen tragen hier Umschlagetücher, die zugleich den Kopf und das halbe Gesicht verbergen. Sogar zu Hause lieben sie es, ihren höchst nachlässigen Anzug mit solch einem Tuche zu bedecken. Sie sind beständig so eingewickelt, daß sie kaum die Hände gebrauchen können. Freilich haben sie dieß auch nicht nöthig, denn arbeiten ist nicht ihre Leidenschaft. Ich sah bei Familien, in welchen es drei bis vier erwachsene Töchter gab, Kleider und Wäsche in dem elendesten Zustande, die Kinder in Lumpen herum laufen, mit nackten Füßen oder ganz zerrissenen Schuhen; man hätte sie für Bettelkinder halten können. Dergleichen beleidigt das Auge der Leute nicht, weder Mütter noch Töchter gewahrte ich je beschäftigt, zerrissene Wäsche oder Kleidungsstücke auszubessern; dagegen ist das Hemd oft oben und unten mühsam ausgenäht und gestickt, welche nutzlose Arbeit sich bis auf die Polsterüberzüge, ja bis auf die Handtücher erstreckt.

In Guaranda war ich genöthigt, die Thiere zu wechseln. Man muß sich nie bereden lassen, dieselben Thiere von Savanetta bis Quito zu behalten, außer man ruht hie und da einen Tag aus, denn mit abgematteten Thieren ist es nicht möglich, den Uebergang über den Chimborazo zu machen.

30. März. Der heutige Tag gehörte unter die besonders merkwürdigen meines Lebens; ich überstieg die Riesenkette der Cordilleren oder Anden an einem der interessantesten Punkte, dem Chimborazo. Zur Zeit, als ich jung war, galt dieser Berg für den höchsten der Welt (21,000 Fuß); seit man aber die Spitzen des Himalaya-Gebirges in Asien gemessen, ist er in die zweite Klasse getreten.

Wir brachen sehr zeitlich auf, da wir elf Leguas auf theilweise schrecklichen Wegen, beinahe unausgesetzt bergan, zu machen hatten. Vor diesen elf Leguas gab es kein Obdach für die Nacht.

Zu Anfang war der Weg wirklich fürchterlich, ich sah mich abermals genöthigt, auf den schlechtesten Partien vom Maulthier zu steigen und zu Fuß zu gehen, was mir um so beschwerlicher fiel, als die kalte Gebirgsluft sehr auf meine Brust wirkte. Ich fühlte große Beängstigungen, Athemlosigkeit und Zittern am Körper — ich fürchtete jeden Augenblick, hinzusinken; allein es hieß: Vorwärts, und nur mit der größten

Mühe schleppte ich mich fort durch Koth und Schlamm, durch Gießbäche, Löcher, Sümpfe und über Gestein. Wenn ich mich schon auf der Höhe befunden hätte, würde ich mein Uebelbefinden der zu feinen Luft zugeschrieben haben, die bei vielen dieselbe Erscheinung bewirkt. Man nennt dieses Uebel „Veta.“ Es währt bei manchen nur einige Tage, bei anderen, wenn sie auf den Höhen verbleiben, wohl auch einige Wochen.

Nach den ersten zwei Leguas fing der Weg an, mehr felsig und steinig zu werden; ich konnte dann wenigstens auf meinem Thiere sitzen bleiben. Wir hatten fortwährend Regengüsse, Schauer, sogar einen kurzen Schneefall. Der Schnee löste sich sogleich auf, als er die Erde berührte; nur an sehr wenig Stellen blieb er liegen; ich kann daher doch sagen, daß ich über Schnee ging. Die Wolken und Nebel lüfteten sich leider kein einziges Mal; ich bekam die Kuppe des Chimborazo nicht zu sehen, ein Unglück, das mir noch ungleich empfindlicher war, als mein körperliches Leiden.

Bis auf den höchsten Punkt des Ueberganges rechnet man von Guaranda sechs Leguas. Der Rücken des Berges bildet da eine kleine Ebene von ein paar hundert Schritten, die von allen Seiten abfällt, die Nordseite ausgenommen, auf welcher die Kuppe des Chimborazo beinahe senkrecht emporsteigt.

Auf dieser kleinen Hochebene ist ein Haufen Steine zusammengeworfen, nach einigen als Zeichen, daß man hier den Höhenpunkt des Ueberganges erreicht habe, nach andern als Denkmal eines Mordes, der hier im vorigen Jahre an einem Engländer verübt wurde. Dieser Mann ging von einem Arriero allein begleitet über die Cordilleren. Wahrscheinlich wäre ihm nichts widerfahren, hätte er nicht die Unvorsichtigkeit gehabt, bei jeder Gelegenheit, wo es etwas zu zahlen gab, seine mit Gold wohlgefüllte Börse sehen zu lassen. Diesem Schimmer konnte der Führer nicht widerstehen, und als er sich mit dem Krösus in dieser verlassenen Gegend allein sah, schlug er ihn von rückwärts mit einem großen, in ein Tuch gewickelten Stein (gewöhnliche Art des Todtschlags hier zu Lande) auf's Haupt. Die Leiche verbarg er im Schnee. That und Thäter wurden jedoch bald entdeckt, letzterer durch das Gold, von welchem er einige Stücke wechseln ließ.

Ich stieg, obwohl im höchsten Grade ermüdet, von meinem Thiere ab, trug einen Stein herbei und fügte ihn dem Denkmale hinzu; ich dachte: der Stein wird noch da ruhen, wenn meine Gebeine schon längst in Staub verwandelt sind. Dann kletterte ich an der Westseite des Berges hinab, bis ich Wasser fand, füllte damit meinen Becher, trank einige Mund voll, eilte mit dem Rest auf die Ostseite und goß ihn in das

erste Bächlein. Dasselbe that ich mit einem Becher Wasser von der Ostseite des Berges. Ich hatte in den Reisen des Herrn v. Tschudi gelesen, daß er dieß auf der Wasserscheide bei Passeo de serro auf den Cordilleren gethan habe. Der Gedanke, daß ein Becher Wasser, der nach dem stillen Meere fließen sollte, auf diese Art nach dem atlantischen Ocean floß, und so umgekehrt, machte ihm Vergnügen und gefiel auch mir so gut, daß ich ihn gleichfalls in Ausführung brachte*).

Die Höhe des Ueberganges konnte ich nicht mit Bestimmtheit erfahren; die einen gaben 14,000, die andern 16,000 Fuß an. Ich möchte sie auf nicht ganz 15,000 schätzen. Die Schneelinie wird unter dem Aequator auf 15,000 Fuß gerechnet. Wir kamen über kein eigentliches Schneefeld, hätten jedoch, um zur ewigen Schneelinie zu gelangen, höchstens noch zwei- bis dreihundert Fuß zu steigen gehabt; sie lag ganz nahe an unserer Seite. Der Thermometer stand auf Null (Réaumur).

Die Vegetation hört nur auf dieser kleinen Hochebene gänzlich auf. Bis drei Leguas von Guaranda

*) Gut war es, daß ich es dießmal that, wo der Regen sehr stark und ich um Wasser nicht verlegen war; auf der Rückreise hätte ich ungleich größere Mühe gehabt, denn die Quellen, die hier die Wasserscheide bilden, liegen weit auseinander.

findet man Feldbau, dann folgen magere Waldungen mit vielen schönen Blumen. Farrenbäume, wie auf den Höhen von Sumatra oder Java, fand ich nirgends; das höchste Farrenkraut maß hier nur drei Fuß. Dagegen rankten sich noch sehr verkrüppelte, dünne Bäumchen bis zu einer Höhe von 14,000 Fuß, aber nur auf der Westseite; auf der Ostseite zeigte sich lange kein Baum. Die Bäumchen hatten ein merkwürdiges Aussehen: sie waren beinahe von Rinde ganz entblößt und trugen gar kein Moos.

Auf der kleinen Hochebene des Chimborazo herrschen häufig rauhe, sehr heftige Winde, die dem Reisenden Sand und Steinchen in großer Menge in das Gesicht werfen. Man bindet deshalb gewöhnlich eine seidene Maske vor, die an den Augenstellen mit Gläsern versehen ist. In den Monaten August und September ist der Uebergang mitunter sogar lebensgefährlich: plötzliche Winde kommen nicht selten mit solcher Kraft, daß sie die Maulthiere sammt der Last in die Luft führen und weit vom Platze erst wieder zur Erde setzen.

Von dieser Hochebene bis zur Nachtstation Chacquiporgo, einem einzelnen, elenden Hause, rechnet man noch fünf Leguas. Die Wege waren nun gut, es ging zeitweise sachte nach abwärts oder über Hügelland; allein der beständige Regen, die kalten Winde

machten diesen Ritt im höchsten Grade unangenehm. In meinem Leben kam ich nie so gänzlich erschöpft an, wie diesen Abend. Ich litt sehr von Brustbeschwerden, dabei klapperten mir die Zähne vor Kälte, ich war so steif und starr, daß ich mich nur mit Mühe von meinem Maulthiere bis zur Schlafstelle schleppen konnte. Obgleich von Koth und Schmutz ganz bedeckt, Gesicht und Hände nicht ausgenommen, fühlte ich mich unfähig, mir selbst Wasser zu holen, mein Diener brachte mir keins, ich sank hin auf die hölzerne Lagerstätte und hüllte mich in meinen Mantel. Doch fand ich wenig Erholung, die Brustbeschwerden zwangen mich oft, aufzusitzen. Erst nach einigen Stunden war ich im Stande, einige Bissen Brot und Käse zu mir zu nehmen. Ich erhielt nichts Warmes, weder zu essen noch zu trinken; auch Morgens mußte ich ohne warmen Imbiß weiter ziehen. In der Winterszeit hält sich kein Wirth hier auf, denn es reist Niemand.

Das Haus Chacquiporgo auf dem Chimborazo ist das einzige Gebäude, welches zwischen Guayaquil und Quito von der Regierung für Reisende errichtet ist. Es besteht aus zwei Gemächern mit einigen hölzernen Schlafstellen und Bänken und einem großen Raume für die Arrieros. In keinem Lande der Welt, von allen, die ich bisher bereiste, sah ich so wenig, oder, besser gesagt, nichts für Reisende gethan,

wie in diesem. Die Tambos sind so über alle Maßen klein und unsauber, daß man sie für Schweineställe und nicht für menschliche Wohnungen halten möchte. Der Reisende findet darin nichts weiter, als ein Obdach gegen Regen und Sturm und, wenn es gut geht, zum Imbiß die elende Sopa. Dem armen Arriero ist in den Tambos nicht einmal ein Plätzchen gegönnt; er kann von Glück sagen, wenn er neben dem Tambo ein Dach findet, das auf vier Pfählen ohne Seitenwände ruht. Sein Loos ist wirklich bedauernswerth. Den ganzen Tag muß er auf den schrecklichsten Wegen neben seinen Thieren herlaufen; kommt er Abends an, und hat er die Thiere abgeladen, so muß er fort, das Futter für sie zu schneiden (der Wirth thut dieß nicht; nur in Ortschaften, wo die Kleefelder entfernter sind, findet man den Klee in gebundenen Büscheln). Hat er sein Tagwerk vollbracht, so kann er sich auf die nasse Erde hinstrecken, mit seinem zerrissenen Poncho bedecken und seinen Hunger mit Gerstenmehl stillen.

Nicht minder bemitleidete ich die armen Lastthiere. Man nennt Lima „die Hölle der Esel;“ man kann diesen Namen auf ganz Peru und Ecuador ausdehnen, und nicht nur auf die Esel allein, sondern auch in Bezug auf Maulthiere, Pferde und Arrieros anwenden.

Man beladet hier z. B. ein Maulthier, ein Pferd

mit acht bis zehn Arobas (eine Aroba = 25 Pfund), einen Esel mit vier bis sechs. Die Ladung muß hinauf, die Thiere mögen auf Rücken und Seiten ganz wund sein, das kümmert nicht. Eines Tages empfand ich während des Reitens einen beständigen, starken, unangenehmen Geruch; als ich Abends abgestiegen war, fand ich mein Kleid voll Blut, das von einer Wunde meines armen Thieres herrührte. Ich sah mehrmals auf schlechten Wegen zwei Personen auf einem Pferde oder Maulthiere, auch wohl auf einem Esel sitzen.

Wie ganz anders sorgt der Türke, der Perser, der Hindu, ja sogar der Kannibale auf Sumatra (der Battaker) für Reisende und Thiere. In den Karavanserein der Türken und Perser, in den Serai's der Hindu findet der Reisende ein Kämmerchen für sich, der Treiber ein gleiches mit seinen Gefährten, die Thiere einen gedeckten Stall; der Battaker hat in jedem Dorfe Hütten (Soppo) für die Reisenden errichtet. Und diese Hütten sind ohne Unterschied dem Eingebornen wie dem Fremdlinge geöffnet, ohne daß er dafür etwas zu bezahlen hat. Wie höchst nöthig wären nicht dergleichen menschenfreundliche Anstalten zwischen Guayaquil und Quito, einer Straße, die von vielen Reisenden begangen wird, auf welcher im Sommer täglich große Züge von Lastthieren verkehren! Und mit wie geringen Kosten könnten mehrere hölzerne Häuser aufge-

führt werden, in einem Lande, wie dieses, wo es nirgends an Baumaterial fehlt!

31. März. Ambato, 8 Leguas. Schon gestern fiel mir der merkwürdig grelle Unterschied zwischen der Ost- und Westseite der Cordilleren auf. Auf der Westseite ist das gebirgige Element vorherrschend, mit Klüften und Pässen und meistens schmalen Thälern, die wie zwischen die Berge eingeschoben erscheinen; dabei die üppigste Vegetation, Ebenen und Höhen mit den schönsten Waldungen, und die Berge selbst in bedeutender Höhe mit üppigen Feldern bedeckt. — Ganz anders ist es auf der Ostseite; Berge und Hügel werden von großen Hochebenen zurückgedrängt, die wegen ihrer geringen Vegetation das Auge durch ihre Einförmigkeit ermüden. Die schönen Wälder verschwinden, die Blumen sind seltener, und Haidegras, das jedes Thier verschmäht, bedeckt große Strecken. Drei Leguas von dem Uebergangspunkte entfernt, sah ich wohl schon wieder in den Tiefen hie und da kleine Viehheerden weiden; den ersten Anbau fand ich aber erst sieben Leguas hinter dem Uebergangspunkte. Eine Strecke von neun bis zehn Leguas ist daher unangebautes Land, von welchem jedoch gewiß ein großer Theil urbar gemacht werden könnte, wäre die Bevölkerung nicht so geringe.

Wir ritten heute viel zwischen Alleen von Kaktus und Aloe. Die Kaktus wachsen hier zu einer Höhe von acht bis zehn Fuß; die Aloes glichen jenen, die ich um Neapel gesehen habe; der Blüthenstamm schoß aus der Mitte der Blätter zu einer Höhe von einigen zwanzig Fuß.

Die Hochebene von Ambato gehört zu den schönen; sie ist von dem Chimborazo, dem Tungaragua und andern majestätischen Bergen eingefaßt. Die Temperatur ist hier schon wieder so mild, daß die Banane und andere südliche Früchte fortkommen.

Das Städtchen Ambato liegt in einem Kessel dieser Hochebene und gewährt, von der Höhe gesehen, mit seinen Gärten und Fruchtbäumen, die es von allen Seiten umsäumen und durchschneiden, einen wahthaft überraschenden Anblick. Ich hielt mein Thier mehrmals an und betrachtete mit Vergnügen das liebliche Bild. Das Städtchen ist ungemein ausgedehnt, die Häuser sind jedoch über alle Beschreibung erbärmlich und klein, da die meisten gar keine Fenster und nur eine Thür haben; erst gegen den Platz zu gestaltet sich das Ganze ein wenig besser.

Ich stieg hier ebenfalls bei einem Hazienda-Besitzer ab. Die guten Leute verstehen noch nicht, daß man einem Reisenden, besonders wenn er von Regen trie-

send ankommt, wie es mit mir der Fall war, ein Fleckchen anweist, wo er sich waschen und umkleiden kann. Hier bietet man ihm nicht einmal eine Erfrischung an, wenn man auch weiß, daß er vielleicht ein Dutzend Leguas mit leerem Magen gemacht hat. Er muß unter der Familie in seinen nassen, beschmutzten Kleidern oft zwei bis drei Stunden sitzen bleiben und mit Geduld die Mahlzeitstunde erwarten. Die Familie, die sich den ganzen Tag in den Hängematten schaukelt und die Zeit mit Schwatzen verbringt, ist froh, wenigstens ein neues Gesicht angaffen zu können. Bei mir, die ich der Spanischen Sprache nicht mächtig war, hatten sie wahrhaftig kein anderes Vergnügen.

1. April. Latacunga, 8 Leguas. Aus der Tiefe des Kessels steigend, gelangten wir an einen schönen Gebirgsfluß, der sich in eine natürliche Grotte verlor und nach einigen hundert Schritten wieder zum Vorschein kam. Einige tiefe Schluchten oder Erdspalten hatten wir auf lebensgefährlichen Brückchen zu überschreiten, andere zu durchziehen. In solchen Schluchten ist ein Zusammentreffen, selbst mit einzelnen Reitern, sehr unangenehm, da die Wege so schmal sind, daß gerade nur ein Thier Platz hat. Der Arriero schreit, pfeift und lärmt auch beständig, wenn er an einen solchen natürlichen Hohlweg gelangt, um sein Dasein so weit als möglich zu verkünden. Diese

Stellen abgerechnet, war der Weg gut, und zum ersten Male trübte kein Regen unsere Tagereise.

Ein großer Theil der Hochebene von Ambato war kultivirt; Dörfer oder Hütten gab es jedoch nur sehr wenige. Der Tungaragua, der sich aus den Wolken immer mehr und mehr heraus arbeitete, stieg ohne Verbindung mit den andern Bergen als kolossaler Kegel majestätisch vor uns auf.

Von der Hochebene Ambato kamen wir in die noch weit bedeutendere und schönere von Latacunga, an deren Eingange das Städtchen gleichen Namens liegt. Den Chimborazo verliert man nun schon aus dem Gesichte, dagegen tauchen andere hohe Berge auf, unter welchen besonders der Cotopaxi und der Illiniza.

In Latacunga, einem gleich Ambato sehr ausgedehnten Neste, stieg ich ebenfalls wieder bei einem Hazienda-Besitzer ab. Ich wurde zwar überall freundlich aufgenommen, allein Morgens ließ man mich stets fortziehen, ohne mir auch nur eine Tasse Thee oder Chocolade zu reichen, obgleich die Morgen kalt, nebelig oder gar regnerisch waren, und man wohl wußte, daß ich oft bis Abend keinen Ort finden würde, wo ich einige Erfrischungen erhalten konnte.

Ich war nun schon viel mit Hazienda-Besitzern

in Berührung gekommen, brachte ganze Tage unter ihnen zu und hatte daher Gelegenheit, ihre Lebensweise zu beobachten. Die Mehrzahl lebt in einer Unordnung, in einer Dürftigkeit und Unsauberkeit, die jede Beschreibung übertrifft. Ich ziehe das Haus eines nur einigermaßen bemittelten Deutschen Bauers den meisten dieser Hazienda's vor. In ersterem findet man doch so viel Reinlichkeit, daß man sich mit Lust an den Tisch setzt, um das einfache, aber gut gekochte Mahl zu verzehren. Nicht so in den letzteren. Da wird der Tisch mit einem zerrissenen Tuche gedeckt, das vor Schmutzflecken kaum eine weiße Stelle mehr aufzuweisen hat. Auch an den anderen Tischgeräthschaften ist selten das Nöthigste vorhanden. So fand ich z. B. in einer Hazienda elf Personen an der Tafel, und ich glaube nicht, daß es drei ganze Bestecke der gemeinsten Art gab. Eine Person besaß einen Löffel, die andere eine Gabel, die dritte ein Messer. Hatte der Löffelbesitzer seine Suppe gegessen, so gab er den Löffel seinem Nachbar, eben so ging es mit Messer und Gabel; die Kinder aßen zum Theil mit den Fingern. Eine zerbrochene Waschkanne enthielt das Trinkwasser, ein Glas diente der ganzen Gesellschaft. Die Kinder kamen in zerlumpten Kleidern zu Tische, mit bloßen Füßen oder mit abgenützten Schuhen, mit beschmutzten Händen und Gesichtern; dabei hatten sie

aber ein so hübsches, blühendes Aussehen, so feurige, schöne Augen, daß ich mit wahrem Vergnügen diesen bausbackigen Engelsköpfen zusah, wie sie einen Bissen nach dem andern mit wahrer Herzenslust verschlangen. Eine in Lumpen gehüllte Negerin oder ein paar kleine, halbnackte Negerkinder besorgten die Aufwartung bei Tische.

In demselben Hause wurde mir ein Zimmer zum Schlafen angewiesen, das Gott weiß wie lange nicht gereinigt worden war, und außer dem Bett nichts als zwei zerbrochene Stühle nebst dem Fragmente eines Tischchens enthielt. Alles, was ich benöthigte, mußte ich begehren; ich fand nicht einmal Wasser, und als man es mir brachte, mußte ich vor die Thür gehen, mich zu waschen, denn ein Waschbecken war nicht vorhanden.

In einem andern Hause lag ich kaum ein halbes Stündchen im Bette, so sprang ich wieder heraus — ich war im vollsten Sinne des Wortes von Ungeziefer bedeckt. Die ganze Nacht brachte ich auf einem Stuhle zu, und Morgens war ich so voll rother Flecke, als hätte ich einen Ausschlag bekommen. Und beinahe in jedem Hause traf ich eine, auch mehrere erwachsene Töchter, die ohne große Mühe das Hauswesen in guter Ordnung hätten halten können. Allein das ist nicht

ihre Sache. Das große Tuch um Kopf, Schultern und Arm geworfen, sitzen sie den ganzen Tag umher, und stehlen, wie wir Deutsche sagen, unserem lieben Gott die Zeit. Bei der grenzenlosen Bettelhaftigkeit einerseits findet man andererseits mitunter einigen Luxus zur Schau gestellt. In einem Hause war der Empfangssaal mit Teppichen, Spiegeln u. s. w. geschmückt, in einem andern fand ich ein ziemlich gutes Klavier, eine sehr schöne Englische Reiseschatulle — alles Gegenstände, die hier sehr hoch kommen, da man sie mühsam über die Gebirge schleppen muß. Die Frauen, die Töchter zeigten mir kostbare Kleider, Chinesische Shawls u. s. w. Mich wunderte dieß um so mehr, als die Hazienda-Besitzer hier zu Land durchschnittlich nicht sehr wohlhabend sind. Sie besitzen wohl viel Grund; aber es fehlt an Märkten und an Straßen. Große Städte gibt es nicht, und die Wege sind so schlecht, daß es kaum die Mühe lohnt, Lebensmittel drei bis vier Tagereisen weit zu senden.

2. April. Machacha, 11 Leguas. Heute ging es fortgesetzt auf der Hochebene von Latacunga. Die Wege waren sehr gut und führten größtentheils zwischen Hecken von Kaktus und Aloe, reich untermischt mit schönen Blumen, hindurch. Umfaßt von dem Kranze der herrlichsten Gebirge, von welchen, wie bemerkt, der Cotopaxi und Iliniza die hervorragendsten, würde diese

Hochebene entzückend schön sein, hätte die eigensinnige Natur nicht zwei Hauptsachen vergessen: Waldparthien und Wasser. Kultivirt ist wenig; es mag wohl an Händen fehlen. Der Boden scheint auch nicht aus so fetter Erde zu bestehen, wie auf der Westseite der Cordilleren. Der größere Theil des Thales zeigt wohl ein frisches, saftiges Grün; doch gibt es auch viel Staub und Sand und genug Strecken voll großer Steine und Felsstücke, die gewiß einst der Cotopaxi in seiner Wuth rings umher geschleudert hat. Dieser Riesen-Vulkan hielt den ganzen Tag meine Aufmerksamkeit gefesselt. Die mächtigsten Rauchsäulen entwirbelten seinem Krater, umfangreichen Baumstämmen mit reichen Kronen, oder Aehren vergleichbar, oder in wild sich auf einander folgenden Wolken aufsteigend. Leider zerstoben die pittoresken Gebilde eben so schnell, als sie entstanden.

Der Cotopaxi war bis an den Krater mit einer leichten Schneedecke bekleidet; der ihm gegenüber stehende Iliniza aber prangte in einer so dichten, weißen Hülle, daß man sah, wie die Strahlen der Sonne keine Macht über ihn ausübten.

Die Nacht brachte ich sehr schlecht in einem Tambo zu.

3. April. Quito, 8 Leguas. Morgens, be-

vor ich das Maulthier bestieg, blickte ich noch einmal nach dem Vulkan zurück, um ihm Lebewohl zu sagen, denn der Weg leitete uns nun in die Hochebene von Quito. Der Feuerspeier schien meine Aufmerksamkeit dankbar anzuerkennen und lohnte mir mit einem prachtvollen Ausbruche. Dichte Rauchwolken wirbelten auf, das Feuer schlängelte sich gleich blitzenden Flammen hindurch, überstieg die Rauchwolken und senkte sich in einem dichten Regen zur Erde. Wie herrlich müßte dieses Schauspiel bei Nacht gewesen sein! Doch auch so war ich reichlich befriedigt, und dankte Gott, daß er mir gestattete, von vielen Wundern der Natur auch dieses zu erblicken.

Wenn man anstatt über Ambato über Riobamba nach Quito geht, kommt man dem Cotopaxi um vieles näher, und sieht bei dieser Gelegenheit die Ruinen dreier kleiner Gebäude, die noch aus den Zeiten der Inkas stammen. Der Zeichnung nach, die ich später zu Gesicht bekam, würde sich jedoch der Umweg nicht lohnen, am wenigsten in der Regenzeit.

Das Wetter war heute herrlich, die Wege trefflich, drei Leguas ausgenommen, welche wieder zu den sehr schlechten gehörten. Es gab Schluchten, steile Hügel, große Steine mitten auf dem Wege. Nicht einmal so nahe der Stadt sorgt die Regierung für

einige Abhilfe. Für Wege und Brücken wird in diesem Lande gar nichts gethan. Findet man hie und da eine feste, gemauerte Brücke, einen etwas besseren Weg, so kann man versichert sein, daß sie noch aus den Zeiten der Spanischen Regierung rühren.

Siebzehntes Kapitel.

Quito. — Rohheit des Volkes. — Sehenswürdigkeiten. — Kirchliche Feste. — Die Geistlichkeit und die Regierung. — Die Indianer. — Theater. — Rückreise nach Guayaquil. — Der Chimborazo. — Ein Stiergefecht. — Todesgefahr. — Panama. — Reise über den Isthmus. — Aspinwall.

Quito liegt ebenfalls in einer Hochebene, die zwar auch groß und schön, aber bei weitem nicht so ausgedehnt und von keinen solchen Riesenbergen eingesäumt ist, wie jene von Latacunga. Die Stadt selbst sieht man erst zwei Leguas, bevor man sie erreicht. Ihr Anblick hat nichts überraschendes. Die Häuser sind niedrig und mit leicht aufsteigenden Ziegeldächern gedeckt. Ein Paar Thürme oder Kuppeln unterbrechen diesen Steinhaufen. Die beiden Berge Panicillo und Pinchincha, an welche sich die Stadt lehnt, sind weder mit Bäumen noch mit Untergebüsch bewachsen; eben so ist das ganze Gebirge beschaffen, das die Hochebene einfaßt. Die einzige Schönheit dieser Gegend besteht in dem Kreise der angehäuften Berge,

von welchen einer über den andern blickt. Es breiten sich wohl überall in dem Thale schöne Wiesenteppiche aus, und viele kultivirte Felder liegen dazwischen; doch erwartet man unter diesem himmlischen Klima eine ungleich mehr in's Auge fallende Vegetation, herrliche Waldungen, Hecken, Gebüsche, Blumen u. s. w. Die Berge sind nur mit ganz kurzem Grase bewachsen; die Kultur bemerkt man natürlich erst bei genauerer Betrachtung, und so kommt es, daß der Reisende, der von dieser Stadt und deren Lage die übertriebensten Beschreibungen gelesen hat, durch den Anblick sehr enttäuscht wird.

So ging es auch mir, je näher ich kam, desto mehr fiel meine Begeisterung. Die nächste Umgebung hat außer Feldern und Wiesen wenig Gärten oder Fruchtbäume. Die Häuschen in der Vorstadt sind klein, halb zerfallen und über alle Beschreibung unrein gehalten, die Straßen so voll Pfützen und Unrath, daß man sich die Nase hätte verhalten mögen, das Volk in die ekelhaftesten Lumpen gekleidet. Letzteres gaffte mich an, lachte mich aus, wies mit den Fingern nach mir, lief mir nach — Fremdlinge kommen selten in dieß vergessene Land, und sind sie nicht ganz so gekleidet, wie der Eingeborne (ich trug wohl den Poncho, allein der kleine Strohhut fehlte mir), so treibt das Volk sein Gespött mit ihnen.

Näher dem Platze werden die Häuser etwas stattlicher: sie zeigen ein Stockwerk und statt der Fenster Glasthüren mit Balkonen. Der Platz weist einige hübsche Gebäude auf, darunter die Kathedrale, der Palast des Bischofs und jener des Präsidenten. Beide Gebäude haben eine Säulenkolonnade. Der Palast des Präsidenten würde sich nicht übel ausnehmen, wäre er nicht schon halb in Ruinen zerfallen, was besonders von der Treppe an der Façade gilt. Er ist jedoch wenigstens nicht wie jener in Lima durch die angehängten kleinen Kaufmannsbuden verunziert. Den Platz schmückt ferner ein Kunstbrunnen, welchem jedoch eine Kleinigkeit fehlt — das Wasser.

In der Stadt Quito, die gegen 50,000 Einwohner zählen soll, gibt es keinen Gasthof. Ich war wohl mit vielen Empfehlungsbriefen versehen; allein ich hatte nur einen, an Herrn Algierre lautend, bei der Hand; die übrigen lagen im Koffer, der in Wachstuch eingenäht war.

Wir hielten vor dem Hause des Herrn Algierre an, fanden es aber verlassen. Herr Algierre war vor einigen Tagen mit seiner Familie nach seiner Hazienda gegangen. Für den ersten Augenblick wußte ich nun nicht, wohin mich wenden. Mein Schlingel von Diener kümmerte sich nicht im geringsten um mich, das Volk fing an, sich um mich zu versammeln, bestürmte

mich mit neugierigen Fragen, schrie und lachte — ich war eine Frau, allein, ohne männlichen Schutz, es ließ daher ohne Rückhalt seiner Ausgelassenheit die Zügel schießen. Die Unannehmlichkeit meiner Lage stieg von Minute zu Minute, da trat endlich ein Herr herbei, reichte mir schnell einen kleinen Strohhut, wie ihn die Leute hier zu Lande tragen, und sagte meinem Diener, mich in sein Haus zu bringen. Daselbst angekommen, packte ich meinen Koffer schnell aus, zog mich ein wenig an, nahm unter den Briefen jenen an den Amerikanischen Chargé d'affaires, Herrn White, heraus, und eilte, von einem Indianerjungen begleitet, nach dessen Wohnung. Mein Diener war bereits verschwunden.

Noch war nicht alles Unangenehme überstanden. Mein Anzug gab diesem civilisirten Volke abermals Anlaß zu Gespött. Ich trug nämlich eine Mantille und einen seidenen Hut, nicht das landesübliche große Tuch, und ging ohne Begleitung, denn den Indianerjungen beachtete man nicht. Glücklicher Weise lag Herrn White's Wohnung nicht sehr entfernt, und nach einigen Minuten war ich in Sicherheit.

Herr White und seine Frau boten mir sogleich ihr Haus an. Auch Herr de Paz, der Spanische Minister, und seine Gemahlin erwiesen mir in der Folge sehr viele Aufmerksamkeiten.

Ich kam in Quito häufig in Häuser der Alt-Spanier. Bei den Reichen sieht man, wenigstens in den Empfangssälen, viel Luxus. Die Wohnungen bestehen aus großen Gemächern, was man, der Außenseite der Häuser nach zu urtheilen, nicht vermuthen würde; aber auch hier, wie in Peru, geht die eigentliche Façade nach dem Inneren zu, auf hübsche Höfe, die mit Blumen, Springbrunnen u. dgl. geschmückt sind.

Die Frauen fand ich liebenswürdig, nur sehr wenig gebildet, woran wohl zum Theil die Abgelegenheit ihrer Stadt Schuld sein mag. Es verliert sich dahin nicht so leicht ein guter Lehrer, viel weniger ein Künstler oder Gelehrter; daher hören und sehen die Leute wenig oder nichts von Künsten und Wissenschaften, um so weniger, als sie der Literatur nicht hold sind. Ich glaube, daß die ganze Damenwelt Quito's kein anderes, als ein Gebetbuch zur Hand nimmt. Was geistige Auffassungskraft und Talente betrifft, sollen sie, gleich den Peruanischen Frauen, das männliche Geschlecht übertreffen. Sie mengen sich auch in alles, und ganz besonders in die Staatsangelegenheiten, für welche sie oft mehr Interesse zeigen, als die Männer. Dafür werden hier aber auch Mädchen und Frauen für politische Vergehen eben so gut gestraft, wie die Männer, und nicht selten auf Monate und Jahre in Klöster gesperrt. Ich lernte eine junge, sehr interessante Frau

kennen (Schwiegertochter des Generals Algierre), die auf ein ganzes Jahr in ein Kloster gesperrt werden sollte; sie hielt sich jedoch lange Zeit verborgen, bis die Geschichte halb in Vergessenheit gerieth, und entging glücklich der Strafe. Gegen die Verbannung der Jesuiten, die vor ungefähr zwei Jahren statt hatte, kämpften die Frauen mit aller Macht; doch blieben die Männer Sieger, und die geistlichen Herren mußten den Wanderstab ergreifen und dem schönen Lande Lebewohl sagen.

Die einzigen Sehenswürdigkeiten Quito's sind die Kirchen. Die Jesuiten-, Franziskaner-, St. Domingo-Kirche und die Kathedrale zeichnen sich besonders aus. Sie sind ganz im Geschmacke der Augustinerkirche zu Lima, im Innern reich und fein vergoldet von der Decke bis zum Grunde, mit schönem Holzschnitzwerk bedeckt, die Statuen abgerechnet, die hier wie in Lima wahren Fratzengestalten gleichen. Zu meinem größten Erstaunen hörte ich dessen ungeachtet stets von den vielen guten Bildhauern und Bilderschnitzern sprechen, die Quito besitzen soll*). Die Hauptaltäre, desgleichen die Säulen rings um den Tabernakel, sind mit Silberplatten belegt. Außer diesen vier Kirchen gibt

*) Ich besuchte einige der vorzüglichsten Ateliers und fand überall die gleich schlecht geschnitzten, hölzernen Figuren, wie in den Kirchen.

es noch mehrere andere, die reich an Vergoldung und innerer Ausstattung und nur etwas klein sind. An den Festtagen erscheinen die Heiligen in kostbaren Kleidern, mit echtem Schmucke. Der Schmuck, den die heilige Maria am Grün-Donnerstage trägt, soll über 200,000 Thaler werth sein. Das ausgezeichnetste Stück daran ist ein Rosenkranz von sehr großen, schönen Perlen.

Die Spitäler für Kranke, Irrsinnige und Aussätzige fand ich unter aller Kritik. Es wäre gewiß Gott viel wohlgefälliger, wenn die Leute etwas weniger auf die Ausschmückung seiner Tempel verwendeten und dagegen jene Anstalten etwas besser bedächten. Ich bediene mich nie wohlriechender Wässer; aber bei dem Besuche der Spitäler hätte ich gern ein Fläschchen Kölner Wasser herbeizaubern mögen. Die verpestete Luft, die in den Gemächern herrschte, wäre allein hinreichend, Gesunde krank zu machen. Die sogenannten Säle bestehen aus langen Gängen mit Nischen, in welchen die armen Kranken auf hölzernen, mit Ochsenhäuten überspannten Schragen liegen, ohne Polster und Decke. Die Unreinigkeit war grenzenlos, die Luft dick von Gestank. Jeder der Gänge hatte blos zwei winzige Fensterchen, das eine am oberen, das andere am unteren Ende, und selbst diese waren fest verschlossen.

Eben so beschaffen ist das Irrenhospital, in welchem sich auch die Leprekranken, jedoch in einer besonderen Abtheilung, befinden. Die Irrsinnigen liefen im Hofe, der gegen die Straße zu nicht einmal geschlossen war, frei herum; die Leprekranken sind eingesperrt. Wenn sich ein Paar Leprekranke verheirathen wollen, wird es ihnen gestattet, und so finden sogar an diesem Orte des größten Elendes manchmal Hochzeiten statt. Zum Glück für die Nachkommenschaft erfreut sich ein solches Ehepaar nie eines Kindes.

Weder in diesem noch in dem andern Hospitale sah ich eine Arznei an der Seite eines Kranken stehen. Es ist wohl eine Apotheke vorhanden; aber Gott mag dem beistehen, der etwas von den Heiltränken nimmt, die da zusammen gemischt werden. Die Unordnung ist so groß, daß die Leute gar nicht finden, was man verlangt. Ich benöthigte Terpentingeist für meine Insekten und Senfmehl für mich. Ich fühlte mich nämlich, vielleicht in Folge der feinen Luft oder der beschwerlichen Reise, während der ersten vierzehn Tage sehr unwohl, konnte nur sehr langsam gehen, der Athem fehlte mir; auch hatte ich Stechen auf der Brust und Husten. Nichtsdestoweniger ging ich jeden Tag aus und schleppte mich überall hin, wo es etwas zu sehen gab. Doch wieder auf die Apotheke zurück zu kommen — beim Suchen nach dem Terpentingeist wurde von ein Paar

Dutzend Flaschen jede geöffnet und dazu gerochen, denn sie waren nicht einmal mit Etiketten versehen; das Senfmehl wollte gar nicht zum Vorschein kommen. Nachdem ich eine Viertelstunde gewartet hatte und eben fortgehen wollte, fand man es in einem Winkel. Die Preise sind ungefähr zehnfach so hoch als bei uns in Deutschland, so daß die Armen keine Arznei kaufen können und (vielleicht zu ihrem Glücke zu Hausmitteln ihre Zuflucht nehmen müssen.

Das Kollegium ist nicht groß, aber für die Zahl der Schüler hinreichend. Schon in Guayaquil erzählte man mir von einem Museum, das sich in dem Kollegium Quito's befinden solle; in Quito selbst bestätigte man mir sein Vorhandensein. Als ich in das Kollegium ging, um es zu besehen, führte man mich in — einen ganz leeren Saal, der vielleicht einst zu einem Museum bestimmt und schon in vorhinein mit diesem Namen getauft worden ist.

Auch eine Münze wird den Besuchern gezeigt, die aber den größten Theil des Jahres friedlich ruht.

Um einen gesammten Ueberblick der Stadt und Umgebung zu haben, muß man den nicht sehr hohen Berg Panecillo ersteigen. Man übersieht die ganze Hochebene mit den sie begrenzenden, übereinander gehäuften Gebirgszügen und vielen einzelnen Gebirgsstöcken. Die Gebirge haben keine auffallenden oder pittoresken

Formen. Die ganze Gegend scheint wasserarm zu sein: nirgends zeigt sich ein Fluß; ein winziges, kleines Bächlein stürzt sich von dem Pinchincha in eine Schlucht und versieht ganz Quito mit Trink- und Waschwasser. Morgens und Abends wird es in offene Kanäle geleitet, welche die Straßen der Stadt durchlaufen, und säubert sie so wenigstens einigermaßen vom Unrathe.

Auf dem Panicillo sind noch Mauerreste einer Festung zu sehen, die unter der Spanischen Regierung erbaut worden war.

Neben dem Panicillo erhebt sich der bedeutend höhere Pinchincha, ein einstiger Vulkan, der aber seit mehreren hundert Jahren erloschen schien. Zwei Tage, bevor ich Quito verließ, öffnete sich an einer Seite des Berges, und zwar gerade an jener der Stadt zugewandten, eine kleine Spalte, welcher Rauch entstieg. Man kann sich denken, in welche Unruhe diese Erscheinung die Stadtbewohner versetzte. Ich habe in der Folge nicht vernommen, ob die gefahrdrohenden unterirdischen Kräfte eine fernere Thätigkeit entwickelten.

Das Leben in Quito ist sehr billig; dennoch gibt es hier, wie in Peru, Chili, Neu-Granada u. s. w., keine Kupfermünzen. Als die kleinste Münze kann man den Medio betrachten. Es existiren zwar Quartillos (zwei auf einen Medio); sie sind aber so selten, daß man sie kaum zu sehen bekommt. Man pflegt

statt der Scheidemünze Brot oder Eier heraus zu geben, welche Gegenstände auch der Verkäufer an Geldesstatt annimmt.

Man findet in Quito ganz eingerichtete Miethhäuser, mit Spiegeln, Teppichen, Möbeln, Lampen u. s. w. Für ein sehr wohleingerichtetes Haus mit acht bis zehn Zimmern zahlt man per Monat höchstens 50 Thaler — ein sehr billiger Preis, wenn man bedenkt, wie hoch Möbel, Teppiche, Spiegel u. dgl. durch den Transport über die Cordilleren zu stehen kommen, denn obgleich es in Quito der Sculpteurs in Menge gibt, ist doch niemand im Stande, einen ordentlichen Stuhl oder Tisch zu verfertigen.

Auch die Dienerschaft wird nicht besonders theuer bezahlt. Ein Diener, eine Magd erhalten nebst Kost drei Thaler per Monat, ein Koch sechs Thaler. Letzterem gibt man gewöhnlich für den Unterhalt des Hauses eine bestimmte Summe. In Familien z. B., die aus Mann, Frau, einem Kinde und ein Paar Dienstleuten bestehen, erhält er einen Thaler per Tag, wofür er zwei reichliche Mahlzeiten schafft, Morgens eine Suppe, Sancochado genannt, die aus Fleisch, Mais und Juka (Jams-Wurzeln) bereitet wird, dann noch zwei Fleischgerichte, Kartoffeln, Eier, Brot, Butter und Milch; zur zweiten Mahlzeit Hühnersuppe mit Reis, dreierlei Fleischgerichte, Kartoffeln, Brot und

oft noch eine Mehlspeise, und Abends Brot und Milch zum Thee. Wahrlich genug für einen Thaler, der nur achtzig Cents gilt!

Ich befand mich gerade in der Charwoche zu Quito und hatte deshalb Gelegenheit, den wichtigsten kirchlichen Festen beizuwohnen.

Die erste feierliche Prozession fand am Palmsonntage nach der Kathedrale statt; sie stellte den Einzug des Erlösers in Jerusalem dar. Den Zug eröffnete die Geistlichkeit, ihr folgten der Präsident, die Stabsoffiziere, Beamten und Honoratioren, dann kam ein lebensgroßes, aus Holz geschnitztes Christusbild, auf eine Eselin gebunden; das Thier erwartete jedoch die Prozession vor der Kirchenthüre und trat erst in ihre Reihe, als sie in die Kirche einzog. Den Schluß machte das Volk. Ich sah hier zum ersten Male einem Esel den Eintritt in eine Kirche gestattet.

Am Montage sollte die Indianische Prozession statthaben. Indianer, Mischlinge, Alt-Spanier, mit einem Worte alle Ecuadorianer bekennen sich zwar zur katholischen Religion; allein die Alt-Spanier wollen nicht mit den Indianern auf eine Stufe gestellt werden, und daher haben letztere ihre besondere Prozession. Machen es ja die Anglikaner und Protestanten auch nicht anders, die haben gar Sperrsitze und Logen in den Kirchen, und wehe dem Armen, der sich in die

aristokratischen Plätze eindrängen wollte! In den katholischen Kirchen Ecuador's wie Peru's findet doch wenigstens keine Absonderung der Reichen und Armen statt. Der Sklave kann sich neben seinen Herrn setzen, wenn er einen Platz an seiner Seite leer findet. Es gibt wenig Bänke in der Kirche; man pflegt kleine Teppiche mitzunehmen, um darauf zu knieen.

Die Indianische Prozession bekam ich leider nicht zu sehen; sie wurde von dem Bischof zum ersten Male verboten, weil es in den vergangenen Jahren gar zu toll dabei zugegangen war. Die Anzüge der Leute sollen so barock und komisch gewesen sein, daß der Zug der lächerlichsten Maskerade, nicht aber einer heiligen Prozession glich.

Die Hauptprozession fand am Grün-Donnerstag Nachmittags statt. Bei dieser machte das Militär den Anfang, hierauf folgten Beamte und Honoratioren, Laienbrüder, Geistliche und eine bildlich dargestellte Scene aus der Leidensgeschichte Jesu. Nach dieser kamen abermals Beamte, Honoratioren, Geistliche und Laienbrüder, eine zweite Scene u. s. w.; ich zählte im ganzen sechs verschiedene Scenen. In einer sah man Christus am Oelberge, wie ihm der Engel den Labebecher reicht, während die drei Jünger im Hintergrunde schlafen; in einer andern sah man ihn, das Kreuz tragend, in einer dritten an die Schandsäule gebunden,

gegeißelt u. s. w. Die Schmerzens-Mutter war mit dem Dolche in der Brust dargestellt, hatte aber dabei ein langes Schleppkleid von schwarzem Sammet an und war mit Edelsteinen und dem bereits erwähnten kostbaren Rosenkranze geschmückt. Die Figuren dieser Scenen waren lebensgroß in Holz geschnitzt und vollkommen bekleidet; auf dem Kopfe trugen sie sogar Perücken. Sie waren auf Tribünen befestigt und wurden mittelst vieler Stangen zu meinem Erstaunen von Indianern getragen. Ich sage: zu meinem Erstaunen, denn die stolzen Alt-Spanier, die sich mit den Indianern nicht vermengen wollen und eine besondere Prozession für sie veranstalten, sollten ihnen um so weniger gestatten, die Bildnisse Gottes und seiner Heiligen zu tragen.

Den Schluß der Prozession machten neun Domherren in langen, schwarzen Kleidern mit zwölf Fuß langen Schleppen, die sie nachzogen. Hinter jeder Schleppe gingen vier Jungen, die nichts anderes zu thun hatten, als die Schleppen gehörig auszubreiten, wenn sie sich aufschlugen oder zusammenrollten.

Ich fand an dieser Prozession durchaus nichts erbauliches; sie kam mir im Gegentheile eher wie ein theatralisches Gepränge vor.

Am Charfreitag Abends ging das Kirchen- und Gräberbesuchen an. Die Beleuchtung der Kirchen war

wahrhaft blendend, der ganze Hintergrund strahlte in dem Glanze von Hunderten von Lichtern. Auch bei dieser Gelegenheit waren Scenen aus dem Leben Jesu dargestellt, z. B. das letzte Abendmahl, die Brotaustheilung, die sieben Sakramente u. s. w. Lächeln kann man über solche Scenen nicht, der Gegenstand ist zu ernst, zu würdig; aber bis in das Innerste muß sich jeder nur einigermaßen denkende Mensch verletzt fühlen, wenn er mit dem Heiligsten solch ein schmachvolles Spiel treiben sieht. Eine Beschreibung der fratzenhaften Figuren, der barocken Stellungen, der überaus komischen Zusammenstellung der Kleidertrachten aus ältester und neuester Zeit zu machen, wäre schwer, wenigstens für meine Feder. Die Figur z. B., die in den sieben Sakramenten die letzte Oelung empfing, hatte die vollsten, schön gefärbtesten Wangen und leuchtende Augen, gleich funkelnden Sternen. Gar abscheulich nahm sich die Ehe aus: Braut und Bräutigam hatten die Gesichter ganz verzogen und so unsichere Stellungen, daß man meinte, jetzt und jetzt müßte das eine vor-, das andere rückwärts sinken. In der Scene, wo Jesus die Kindlein zu sich kommen läßt, hatten diese Banditenmäntel um, die ihnen bis über die Füße hingen, und dazu auf den Köpfen Strohhütchen oder Käppchen.

Es wäre nöthig, daß der Papst einige ernste,

würdige Priester hierher sendete, um so manchem unsinnigen Treiben Schranken zu setzen. Unter den bestehenden Verhältnissen ist es freilich nicht zu wundern, daß das Volk so verdummt und charakterlos ist. Die Geistlichkeit schiebt die Verderbtheit des Volkes auf die Regierung. Unzweifelhaft tragen beide Schuld. Noch sind diese Länder viel zu weit zurück und vor allem zu demoralisirt, um einer republikanischen Verfassung fähig zu sein.

Jede andere Regierungsform, auch die absoluteste, wäre für solche Staaten besser, als diese republikanische Karikatur. Ich bin nun schon zu alt, um in meinem Leben noch Gutes von jenen Gegenden zu hören; aber ich hoffe, daß sie mit der Zeit alle von den Amerikanern der Vereinigten Staaten verschlungen werden, die mit einem Theile Mexiko's bereits den Anfang gemacht haben. Es ist wahr, ich sah auch in Kalifornien mitunter abscheuliche Handlungen, es waren aber mehr Einzelnheiten, wie sie unter jeder Regierung vorkommen, und besonders unter einer neuen und in einem Lande, in welches der Golddurst so viele Abenteurer lockt.

Am traurigsten ist in Ecuador das Loos der Indianer, dieser armen Nachkommen der rechtmäßigen Besitzer des Landes.

Ich habe bereits erwähnt, daß während meines Aufenthaltes zu Guayaquil die Sklaverei aufgehoben

wurde. Gänzliche Freiheit! Welche schöne Worte! — Man sollte glauben, daß Ecuador den übrigen Republiken weit voraus sei. Leider ist dem nicht so. Die Lage der Indianer ist schlechter als Sklaverei. Diese unglücklichen Menschen haben nicht einen, sondern mehrere Herren, denen sie dienen müssen, von welchen sie aber keiner kleidet oder speiset. Für ihre Bedürfnisse müssen sie selbst sorgen, das ist der einzige Vortheil, den sie von der Freiheit haben. Jeder männliche Indianer muß jährlich eine Kopfsteuer von drei Thalern zahlen, die mit seinem neunzehnten Jahre beginnt und mit dem fünfzigsten aufhört. Der sogenannte Alt-Spanier*), er mag Bauer oder was immer sein, ist von dieser Steuer befreit. Eine Geldtaxe ist in diesem Lande, wo der Verkehr durch die hohen Gebirge, durch die grenzenlos schlechten Wege, durch Mangel an Brücken u. s. w. so erschwert ist, die härteste Last, besonders für den Indianer, der ohne Besitzthum, gedrückt und niedergehalten ist.

Die philanthropischen Ecuadorianer behaupten zwar, daß der Indianer, die Kopfsteuer ausgenommen,

*) Hier wie in Peru nennt sich zwar alles „Alt-Spanier," was nur einige Tropfen Spanischen Blutes in seinen Adern hat, und nicht reiner Indianer oder Neger ist; allein die Regierung geht, der jährlichen drei Thaler wegen, dabei etwas genauer zu Werke.

dieselben Rechte besitze, wie der Alt-Spanier, daß er Land bekommen könne, soviel er im Stande sei zu bebauen. Wie kann er aber Land begehren, wenn er keine Mittel hat es urbar zu machen, wie kann er die Zeit abwarten, bis es ihm Ernten gibt, und dabei noch der Regierung, die ihn mit nichts unterstützt, sondern nur von ihm haben will, die schwere Kopfsteuer zahlen?! —

Gewöhnlich vermiethet er sich als Arbeiter bei den Haziendas-Besitzern. Diese geben ihm ein Stückchen Land zum Unterhalte, unterstützen ihn mit allem was er bedarf, natürlich gegen Abrechnung, bezahlen seine Kopfsteuer und geben ihm einen jährlichen kleinen Gehalt. Der Hazienden-Besitzer sucht dem Indianer in Lebensmitteln, Branntwein, Kleidungsstücken fortwährend so viel vorzustrecken, daß letzterer sein Schuldner bleibt, denn so lange der Indianer Schuldner seines Herrn ist, kann er ihn nicht verlassen. Im entgegengesetzten Falle kann er es thun. Stirbt er als Schuldner seines Herrn, so ist die Schuld aufgehoben: sie wird nie von seiner Familie gefordert.

Ein ferneres großes Uebel für diese armen Menschen sind die Truppenmärsche. Der Indianer ist zwar als Ersatz für diese schwere Kopfsteuer von dem Soldaten-Dienste befreit; allein er muß bei den Märschen die Effekten, Lebensmittel der Soldaten auf seinem

Rücken tragen und erhält als Entschädigung, Schimpfworte und Rippenstöße. Geht ein freier Indianer zufällig in dem Augenblicke an einer Kaserne vorüber, in welcher man eines Arbeitsmannes oder eines Gehülfen bedarf, so springt ein Soldat auf ihn zu und reißt ihm den Strohhut vom Kopfe, als Zeichen, daß er ihm folgen müsse. Folgt er nicht gutwillig, so wird er mit Prügeln dazu gezwungen. Ich selbst war in Quito mehrmalen Augenzeuge solcher barbarischer, widerrechtlicher Handlungen.

Kommt ein Indianer zum ersten Male von den Gebirgen in die Ebenen, so kann er von jedermann mit Gewalt auf eine bestimmte Zeit in Dienst genommen werden. Er wird zwar dafür bezahlt, aber natürlich sehr schlecht. Ich sah in einem Hause einen Indianer sammt seinem Weibe für einen Thaler per Monat ohne Kost und Kleider dienen. Die armen Menschen kamen mir wie die Parias in Hindostan vor sie aßen alles was man im Hause weg warf, sie kochten die äußeren Blätter des Kohles, des Krautes, mischten etwas Gerstenmehl bei und genossen das Gericht ohne alle andere Zuthat, ja sogar ohne Salz; sie schliefen auf der Erde in einem Winkel der Küche oder der offenen Veranda, kaum zur Hälfte mit ihren zerrissenen Ponchos zugedeckt.

Diese bedauernswerthe Menschenklasse, noch die

beste und rechtschaffenste im ganzen Lande, wird nicht nur von Alt-Spaniern, sondern auch von den Mischlingen, ja sogar von den Negern, als tief unter ihnen stehend betrachtet und mit Verachtung behandelt.

Während meines Aufenthaltes in Quito fügte es der Zufall, daß eine Theater-Vorstellung angekündigt wurde, eine Sache, die sich in dieser Stadt selten ereignet, da sich nicht leicht ein Trupp Schauspieler oder Künstler über die Cordilleren verliert. Ich freute mich sehr auf diese Vorstellung, da ich erwartete eine Gesellschaft zu sehen, wie sie bei uns auf dem Lande von Dorf zu Dorf wandern, die Bühne in der ersten besten Scheune aufschlagend.

Hier diente das Museum als Theater. Man stellte hölzerne Bänke hinein, brachte Stühle auf die Gallerie und zündete Talglichter an, die den Leuten die Kleider beschmutzten. Am Eingang des Vorsaales, in welchem man die Billete löste, paradirte ein wachthabender Soldat, sein Gewehr vor den Eingang pflanzend und die Leute mit dem „A donde va“ (Wohin geht Ihr?), so derb anschreiend, daß man ordentlich zurückprallte. Man mußte antworten: „In das Theater!“ Bei dem wirklichen Eingang in das Theater stand ein zweiter Posten, ebenfalls das Gewehr vor die Thür pflanzend und denselben martialischen Anruf

wiederholend. Ist mir doch in meinem Leben kein ähnlicher Unsinn vorgekommen!

Das Publikum war echt republikanisch. Da sah man lumpig gekleidete Indianer, deren Weiber sogar ihre Säuglinge mitbrachten, Neger, deren Ausdünstung gerade keine Wohlgerüche verbreitete, Gassenjungen, die sich um Plätze balgten, als wären sie auf offener Straße; dazwischen saßen Herren und Offiziere mit ihren Frauen und Töchtern, erstere in ihren Ponchos, letztere in den großen Umschlagetüchern, die sie zugleich über den Kopf gezogen hatten. Nur eine Gesellschaft von drei Frauen und einigen Herren machte eine Ausnahme. Diese Leute waren geschmückt, als hätte es einen Besuch des Opernhauses in Paris oder London gegolten — die Damen sehr entblößt und beladen mit Schmuck, Federn und Blumen, die Herren in schwarzem Anzuge mit Glacé-Handschuhen. Das sah wirklich komisch aus inmitten dieser schmutzigen, etwas gar zu gemischten Gesellschaft.

Die Vorstellung selbst war nicht ein Theaterstück, wie ich erwartete; ein Taschenspieler machte die erbärmlichsten Kunststücke, die man nur sehen kann. Jedes Kind hätte sie zum besten geben können; es fand auch nicht die geringste Täuschung statt. Aber das Publikum war damit zufrieden, es klatschte dem Pfuscher aus Leibeskräften Beifall zu, erhob sich und

stieg sogar auf die Bänke. Bei einem der Kunststücke wurde eine Pistole losgeschossen. Dieser unvermuthete Lärm schreckte die schlummernden Säuglinge auf, und sie fingen alle plötzlich aus vollen Kehlen zu schreien an, so daß der große Künstler mit seiner Vorstellung einhalten mußte, bis die kleinen Störer von ihren Müttern beschwichtiget und wieder eingeschlummert waren.

Nach dem ersten Akte verließ ich das Haus, es war mir nicht möglich länger zu bleiben. Die einzige Freude, die mir diese Unterhaltung verschaffte, war zu sehen, daß der Eintritt niemand versagt war. Der Indianer, der Neger hatte, sobald er bezahlen konnte, dieselben Rechte, wie jene geputzte und geschmückte Gesellschaft. Die Preise waren für Quito so hoch (der erste Platz einen halben, der zweite einen Viertel-Thaler), daß es mir ein wahres Räthsel wurde, woher das Bettelvolk und die Gassenjungen das Geld hiezu aufgebracht haben mochten.

Vor meiner Abreise von Quito besuchte ich noch die Hazienda des Generals Algierre, die von allen Hazienda's, die ich in Ecuador gesehen, eine glänzende Ausnahme macht. Da herrscht doch geregelte Ordnung, Reinlichkeit und Wohlhabenheit. Das Wohnhaus ist eines der schönsten im Lande. Der älteste Sohn des Generals, Herr Carlos Algierre hat einen Theil seiner Erziehung in Paris genossen; er ist ein feiner, gebil-

deter Weltmann und verbindet damit, wie man mir allgemein versicherte, einen sehr gediegenen Charakter, wie überhaupt die ganze Familie. Ich fand bei ihm die auserlesensten Werke der französischen Literatur.

Vater und Sohn haben sich durch Anlegung einer Fabrik, in welcher weißes Kammertuch erzeugt wird, um ihr Vaterland verdient gemacht. Sie ließen die hiezu nöthigen Maschinen von Belgien kommen. Ueber neunhundert Lastthiere waren nöthig, sie von Guayaquil nach Chillo (so heißt die Hazienda) zu schaffen. Die größeren Maschinen mußten von Menschen getragen werden. Die Baumwolle wird angekauft, wie sie von der Ernte kömmt, und verläßt als fertiges Kammertuch die Fabrik. Ein Belgier leitet das ganze Werk. Außer dieser Fabrik gibt es nur noch eine im Lande, in welcher grobes Tuch für die Ponchos gemacht wird.

Chillos liegt fünf Meilen von Quito in einem herrlichen, fruchtbaren Thale, von mächtigen Gebirgen eingefaßt, über welche die Spitze des Cotopaxi ragt.

Die Briefe, die mir der Ecuadorianische Chargé d'affaires in Lima, Herr Muncayo, für den Präsidenten und die hohen Beamten mitgab, brachten mir nicht den geringsten Nutzen. Der Präsident dieser großen Republik von 400,000 Seelen fand sich im Gefühle seiner hohen Stellung zu stolz und zu gewichtig, mir den Anblick seiner Person zu gönnen. Er

gab mir, nachdem ich ihm den Empfehlungsbrief gesandt hatte, weder eine Antwort, noch ließ er mich zu sich bescheiden. Ein anderer Großer des kleinen Reiches, ein Herr Larrea, an den ich ebenfalls einen Brief hatte, trieb die Höflichkeit noch weiter: er lud Herrn und Frau White zu einer Abendunterhaltung ein, ohne meiner zu erwähnen, obgleich ich Herrn White's Gast war. Unter solchen Umständen war natürlich an meine projectirte Reise nach dem Amozonenstrom nicht zu denken, denn ohne kräftige Hilfe der Regierung, nicht etwa mit Geld, sondern mit sichern Leuten, konnte ich sie nicht unternehmen. Die wilden Indianer-Stämme, durch deren Länder die Reise geht, geben den Reisenden weder Boote noch Leute; man muß alles mit Gewalt erzwingen, oder durch seine eigenen Leute Boote zimmern lassen, und sogar die nöthige Nahrung theils mitnehmen, theils sich durch Erlegung von Wild verschaffen.

Ich war zu meinem großen Leidwesen gezwungen, diesem Plane zu entsagen, und wollte dafür zu Lande nach Bogota, der Hauptstadt Neu-Granadas, gehen. Diese Reise, fortwährend zwischen den Cordilleren hinführend, soll im Sommer herrlich, in der Regenzeit aber fürchterlich sein. Nichts destoweniger war ich dazu entschlossen, denn das schöne Wetter abzuwarten, dauerte mir zu lange, die Regenzeit endigte, nach dieser Rich-

tung erſt im Monate Juni, und jetzt waren wir noch im April. Ich handelte von dem Koche des Herrn White einen guten Sattel aus, bei welcher Gelegenheit ich abermals ſah, wie geneigt dieſes Volk zu Betrügereien iſt. Der Mann verlangte drei Thaler für den Sattel in Gegenwart zweier Herren. Ich ſagte ihm ſelbe zu, wenn der Sattel gut befunden würde (den Sattel hatten wir nicht geſehen, da er ihn in einem andern Hauſe bewahrte). Als ich ihn geſehen und bezahlen wollte, ſchob der Verkäufer die drei Thaler zurück, dreiſt behauptend, daß er vier Thaler gefordert habe. Alle dieſe Schlechtigkeiten und viele andere, mit deren Erzählung ich meine Leſer verſchone, ärgerten mich ſo ſehr, daß ich ſehnlichſt wünſchte, bald aus dem Bereiche der ſüdamerikaniſchen Republiken zu kommen. Die größten Mühen und Beſchwerden ſind nicht vermögend meine Reiſeluſt zu vermindern; allein Völker mit ſo ſchlechtem, nichtswürdigem Charakter würden es nur zu bald bewirken. Ich fühlte mich unter den Kannibalen Sumatras ungleich zufriedener, als unter dieſem chriſtlichen Geſindel.

Ich hatte ſchon Thiere gemiethet zur Reiſe nach Bogota, und ging nur noch zu dem Spaniſchen Miniſter, Herrn de Paz, um Abſchied zu nehmen. Dieſer gute Mann bot ſeine ganze Beredſamkeit auf, mich von der Reiſe abzubringen. Er ſagte mir, daß ich ſie,

obwohl die Entfernung nur 250 Leguas (750 englische Meilen) betrage, in der jetzigen Jahreszeit nicht unter fünfzig Tagen machen könne, daß ich die größten Schwierigkeiten finden dürfte, einige der vorkommenden bedeutenden Flüsse zu übersetzen, und daß ich als Frau den unverschämtesten Betrügereien und Schlechtigkeiten von Seite der Eingebornen ausgesetzt wäre, da in dieser Entfernung Briefe oder selbst Befehle der Regierung sehr wenig oder gar nicht geachtet werden. Ich gab seinen Vorstellungen Gehör, wozu wohl auch mein Wunsch, diesen erbärmlichen Völkern baldigst den Rücken zu kehren, viel beitrug, und änderte meinen Reiseplan dahin ab, daß ich nach Guayaquil zurückkehrte.

Ich kann wohl sagen, daß ich Herrn de Paz mein Leben danke, da mich seine Vorstellungen dieser Reise entsagen machten. Meine Gesundheit hatte durch die beständig sich wiederholenden Anfälle des Sumatra-Fiebers sehr gelitten, und ich glaube kaum, daß ich fünfzig Tage voll Mühen und Entbehrungen mit stetem Regen und Klimawechsel hätte überstehen können.

Am 25. April verließ ich Quito, und zwar bloß in der Begleitung eines Arrieros. Ich hatte gelobt, keinen Diener mehr mit mir zu nehmen. Die Reise ließ sich sehr gut an, und ich genoß das Glück, viermal den Chimborazo in voller Schönheit zu sehen,

das erste Mal bei meiner Ankunft in Ambato, das zweite Mal bei der Abreise, das dritte Mal bei dem Uebergange und das vierte Mal in Guaranda. Die Sonne selbst schien entzückt zu sein, das herrliche Werk Gottes beleuchten zu können; sie goß ihr ganzes Feuer, ihr volles Licht auf ihn und machte sein jungfräulich-schneeiges Haupt in unbeschreiblichem Schimmer erglänzen. Ich versank in Anschauung und tiefe Bewunderung. Leider währten diese erhabenen Anblicke stets zu kurz — Wolken und Nebel umschwebten bald die Spitzen, senkten sich immer tiefer und tiefer und verhüllten nur gar zu rasch dieß Heiligthum der Cordilleren mit ihrem undurchdringlichen Schleier. —

Ich bemerkte, daß der Chimborazo nicht in einer Spitze ausgeht: er hat eine Hauptkuppe und drei kleinere; zwischen der Hauptkuppe und den kleineren scheint sich eine ziemlich bedeutende schiefe Fläche von Westen nach Osten zu ziehen.

Am überraschendsten ist der Anblick des Berges von Ambato aus, welcher Ort bedeutend tiefer liegt, als Guaranda. Man glaubt wahrlich, den Koloß beinahe an die Himmelsdecke stoßen zu sehen. Das letzte Drittel seiner Höhe steigt in wunderbar ebenmäßiger, kuppelartiger Form empor.

Das Vergnügen, das ich in der Anschauung dieses herrlichen Berges fand, ließ mich alle Gefahr ver-

gessen. Erst als ich auf die kleine Hochebene, an die Stelle gelangte, wo der Engländer von seinem Arriero ermordet worden war, machten mir die die ganze Gegend verdeckenden Nebelwolken die grausige Einsamkeit fühlbar, in der ich mich befand. Doch glücklich ward auch diese Tagereise (die vierte von Quito) vollbracht, und ohne Unfall erreichte ich Guaranda.

Hier kam ich abermals zu einer mir ganz neuen Scene zurecht. Es war gerade Sonntag, und die Leute unterhielten sich mit einem sein sollenden Stiergefecht, das aber eben so läppisch und erbärmlich war, wie die Künste des Taschenspielers in Quito. Dem Stier waren an den Hörnern Stricke befestigt, die von vielen Männern an zwei Seiten gehalten wurden, so daß er sich weder links noch rechts einen Schritt weiter bewegen konnte, als man es für gut fand. Man suchte ihn durch Zuwerfen von bunten Tüchern und anderen Gegenständen aufzureizen, allein ohne Erfolg; er blieb ruhig stehen und blickte die versammelte Volksmenge wie verblüfft an. Am Ende warf man ihm gar eine Schlinge um den Hals und band ihm die Füße. Nachdem er so gefesselt war, stürmten die Männer und Jungen auf ihn ein und quälten ihn auf allerlei Weise. Viele waren auch zu Pferde und jagten im Triumphe um ihn herum; es konnte kein grausameres und zugleich alberneres Kinderspiel geben als

dieses. Was würden die guten, gemüthlichen Hindostaner von diesen Menschen gedacht haben, wenn sie dieselben eine so schmähliche Thierquälerei hätten verüben sehen! Nachdem das Spiel mehrere Stunden gewährt, die Männer, gleich Schuljungen dem gefesselten Thiere gegenüber ihren Muth und ihre Unerschrockenheit gezeigt, machte die Nacht dieser edlen Unterhaltung ein Ende.

Ich mußte in Guaranda einen Tag bleiben, um frische Thiere zu miethen. Ich verstand nun schon so viel von der Spanischen Sprache, um mit den Leuten ein wenig verkehren zu können und ihre Gespräche aufzufassen. Zu meinem Erstaunen hörte ich Frauen in Gegenwart ihrer Kinder, in Gegenwart von Männern und Jünglingen Gegenstände besprechen, die bei uns kaum zwischen Frauen allein besprochen werden. Diese Leute haben nicht das geringste Zartgefühl. Ein Herr, der auf Besuch zu der Familie kam, bei welcher ich wohnte, zog ohne Umstände sein Reitbeinkleid, das er über ein anderes Beinkleid trug, vor der ganzen Gesellschaft aus.

Ich fand in Guaranda einen Italiener, den ich ersuchte, die Thiere für mich auszuhandeln, und die Dauer der Reise auf vier Tage festzustellen. Man macht sie, wenn die Regenzeit im Abnehmen ist, gewöhnlich in drei Tagen; ich wollte aber vier Tage

dazu verwenden, weil man durch viele Waldungen und Gebüsche kommt, die von Insekten und Schmetterlingen reich belebt sind, so daß ich mir eine ausgiebige Jagd versprechen konnte. Ich bezahlte deshalb für die Thiere auch mehr als den gewöhnlichen Preis. Der Vermiether verlangte die ganze Summe in vorhinein; ich wollte nur die Hälfte erlegen, um den Arriero in meiner Gewalt zu haben. Allein der Italiener gab vor, den Mann gut zu kennen, und versicherte mir, daß ich nichts dabei wage, wenn ich das ganze Geld sogleich gäbe. Leider that ich es. Kaum waren wir eine Tagereise von Guaranda entfernt, so sagte mir der Arriero, daß ich die Reise in drei Tagen machen müsse, sein Herr habe es ihm so aufgetragen. Vergebens berief ich mich auf die Versicherung des Italieners, auf die größere Bezahlung. Das Geld war in den Händen des Eigenthümers, und wie mir der Arriero sagte, hatte sein Herr dem Italiener einen kleinen Theil davon abgegeben, damit er mich zur Vorausbezahlung bewege. Gegen dergleichen Betrügereien ist freilich nichts zu machen — kein Mensch hätte meine Klage angehört, niemand mir Recht verschafft.

Die Wege von Guaranda nach Savanetta waren noch gefährlicher als auf der Herreise, da es viel und stark bergab ging. Die Thiere glitten beinahe bei

jedem Schritte aus, oder stolperten über die Steine, oder fielen in die Löcher, von welchen die Straße voll war. Ich hatte das Unglück, daß mein Maulthier gerade an einem sehr steilen Abhange in ein Loch stürzte, wobei der Sattelgurt riß, so daß ich mit dem Sattel über den Kopf des Thieres flog. Der Arriero, statt mir zu helfen, lachte aus vollem Halse über meinen Sturz. Glücklicherweise kam ich unbeschädigt davon.

In die größte Lebensgefahr aber gerieth ich auf dem Flusse Guaya. Ich mußte nämlich von Savanetta bis Guayaquil in einem kleinen Boote fahren (drei Tage). Während des Fahrens an die Außenseite steigend, hatte ich das Unglück auszugleiten und in den Fluß zu stürzen, der voll von Kaimans ist. Im ersten Augenblicke erschrack ich nicht so sehr, obwohl ich nicht schwimmen konnte, da ich dachte, daß die Bootsleute gute Schwimmer seien und mich gewiß augenblicklich heraus holen würden. Ich wußte auch, daß ich zweimal an die Oberfläche des Wassers käme, und sie mich derart leicht sehen könnten. Die Kaimans hatte ich ganz vergessen. Als ich aber das erste Mal an die Oberfläche kam, sah ich mich vergebens nach einem Retter um — ich hatte gerade nur so viel Zeit, das Boot zu gewahren und zu bemerken, daß die Leute gar keine Miene machten, mir zu Hülfe zu kommen. Ich sank das zweite Mal. Nun bekam ich wohl Angst, verlor aber

zum Glück die Besinnung nicht; ich wußte, daß man die Hände vor sich strecken und gleich Rudern gebrauchen müsse — ich versuchte, was in meinen Kräften lag — auf menschliche Hülfe hatte ich nicht mehr zu rechnen. Und siehe — als ich zum zweiten Male auftauchte, befand ich mich unmittelbar an dem Boote; ich hatte nur nöthig, mich daran zu klammern. Die Bootsleute betrachteten dieß alles ruhig und gelassen; keiner reichte mir die Hand oder ein Ruder. Einer der Reisenden (ein Eingeborner) half mir in das Boot. Ich gestehe aufrichtig, daß, wenn ich dieser Scene gedenke, es mich heute noch kalt überläuft. Gottes Schutz schien mich auf allen meinen Reisen zu geleiten, bewahrte mich in zahllosen Gefahren; aber so augenscheinlich, so unverkennbar ruhte seine Hand nie auf mir wie dießmal. Ich kann mit Worten meine Gefühle nicht ausdrücken, aber tief fühle ich seine unendliche Güte und Barmherzigkeit.

Kaum war ich gerettet, so stürzten sich zwei Bootsleute in den Strom, um sich zu baden. Sie schwammen die längste Zeit um das Boot herum; es war gerade, als wollten sie mir zeigen, daß sie mir hätten helfen können, wenn sie gewollt.

Als ich in Guayaquil meinen Unglücksfall erzählte, und mich über die Schlechtigkeit der Bootsleute beklagte, wunderte man sich noch, daß sie mich wieder

in das Boot gelassen und nicht weggestoßen hatten. Es soll sich manchmal ereignen, daß die Leute einen Reisenden, vorzüglich wenn er fremd ist, vorsätzlich in das Wasser werfen, um sich seiner Habe zu bemächtigen.

In Guayaquil widerfuhr mir zum Abschiede noch der letzte Betrug von Seite eines edlen Ecuadorianers. Das Boot, in welchem ich die Fahrt von Savanetta nach Guayaquil machte, gehörte einem reichen Kaufmann, Namens Alvaro, der gleichfalls nach Guayaquil fuhr, jedoch in einem andern Boote. In dem Preise der Ueberfahrt hatte ich mein kleines Gepäck ausdrücklich mit einbedungen. Nichts destoweniger war der reiche Mann so unverschämt, mir bei der Ankunft zu Guayaquil meinen Koffer nicht auszuliefern, bis ich ihm einen halben Thaler mehr bezahlte.

Geld, Geld ist das einzige, wornach die Leute in diesem Lande streben; die Menschen thun es zwar überall, aber doch nicht auf so niederträchtige Weise, durch ähnlich unverschämte Betrügereien wie hier.

Von Guayaquil fuhr ich mit dem Dampfer wieder nach Panama, wo ich am 21. Mai anlangte und von Dr. Autenrieth herzlich willkommen geheißen wurde. Wenige Tage später ging ich über den Istmus nach Aspinwall, eine sehr kleine Reise (117 englische Meilen), die aber, wie ich bereits beschrieben, sehr großes Geld kostet. Eine Eisenbahn war nun

schon zum größten Theile vollendet, man war der lästigen Flußfahrt überhoben und hatte nur mehr sechszehn englische Meilen zu reiten. Diese kleine Strecke kostete fünfzehn Thaler. Für das Gepäck mußte man per Pfund fünfzehn Cents (hundert auf einen Dollar) bezahlen. Ein Platz auf der Eisenbahn kostete 12½ Thaler. Glücklicherweise gehört die Eisenbahn einer Amerikanischen und nicht einer Englischen Gesellschaft; in Folge dessen gab man mir mit größter Bereitwilligkeit unentgeldlich eine Karte.

In einigen Monaten wird die Eisenbahn bis Panama beendet sein, und der Reisende diesen vor kurzem noch so beschwerlichen Uebergang in wenigen Stunden machen können.

In Aspinwall wird man von Trägern, Wirthen und dergleichen Volk auf wahrhaft Kalifornische Art mitgenommen. In den ersten Gasthöfen zahlt man per Tag vier und fünf, in den billigsten zwei Dollars.

Aspinwall besteht erst seit anderthalb Jahren. Dieses junge Städtchen hat ein ganz Nordamerikanisches Ansehen; die Häuser sind alle von Holz und wurden aus den Vereinigten Staaten herüber gebracht, wodurch sie billiger zu stehen kommen, als wenn sie bei der übertrieben theuern Arbeit hier angefertigt worden wären. Wo der Amerikaner etwas zu verdienen hofft, ist er flink bei der Hand; nur will er die Gelegenheiten gar zu

gut benützen, und prellt den Reisenden wo er kann — das thut aber der Amerikaner nicht allein, das thun alle civilisirten und uncivilisirten christlichen Völker.

Am 31. Mai Abends verließ ich Aspinwall auf dem schönen Dampfer „Eldorado", Kapitän Grey, mit der Bestimmung nach Neu-Orleans.

Holzschnitt und Druck von Eduard Kretzschmar in Leipzig.

Niagara = Fall.

Meine

Zweite Weltreise.

Von

Ida Pfeiffer,

Verfasserin der „Reise in das heilige Land", der „Reise nach Island" und der „Frauenfahrt um die Welt."

Vierter Theil.

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Wien.

Carl Gerold's Sohn.

1856.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen behält sich die Verfasserin vor.

Druck von Carl Gerold's Sohn.

Inhalt des vierten Bandes.

Achtzehntes Kapitel. Seite

Neu-Orleans. — Oeffentliche Gebäude. — Hôtels. — Der Französische Marktplatz. — Oeffentliche Sklaven-Versteigerung. — Besuch einer Plantage. — Die Sklaverei. — Beispiele von grausamer Behandlung der Sklaven. — Die freien Neger und Farbigen. — Nachsicht mit den weißen Verbrechern 1

Neunzehntes Kapitel.

Abreise von Neu-Orleans. — Napoleon. — Fahrt auf dem Arkansas. — Little Rock. — Gesellschaft auf den Dampfern. — Amerikanische Ungezwungenheit. — Kinder-Emancipation. — Fort Smith. — Die Cherokee-Indianer. — St. Louis. — Highland. — Die Farmer. — Pipin- und St. Croix-See 32

Zwanzigstes Kapitel.

St. Paul. — Die St. Antony-Fälle. — Die Pelzjäger. — Die Fahrt in der Postkutsche. — Stillwater. — St. Croix. — Rückkehr nach Galena. — Amerikanische Geduld. — Chicago. — Der Michigan-See. — Milwaukee. — Die unterirdische Eisenbahn. — Die Mormonen. — Der Lake Superior. — Die Indianer. — Der Huron- und Erie-See. — Cleveland. — Niagara-Falls-Village. 70

Einundzwanzigstes Kapitel. Seite

Die Fälle des Niagara. — Der Ontario-See. — Die tausend Inseln. — Montreal. — Quebek. — Die Amerikanischen Eisenbahnen. — Neu-York. — Merkwürdigkeiten der Stadt. — Die Hôtels. — Die schwarzen Minstrels. — Emancipation. — Gerichtsverfahren . 104

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Umgebungen Neu-Yorks. — Die öffentlichen Institute. — Blackwells- und Randalls-Island. — Die Five-Points. — Reise nach Boston. — Der Empfehlungsbrief. — Festessen der Massachusetts-Mechaniker-Gesellschaft. — Waisenhaus, Gefängniß u. s. w. — Cambridge. — Lowell. — Rückkehr nach Neu-York. — Die Wahl. — Abschied von den Vereinigten Staaten . . 141

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ankunft in Liverpool. — Reise nach St. Miguel — Punta-del-Gada — Sonderbare alterthümliche Gebräuche. — Villa-Franca. — Das Ilheo. — Der Badeort Furnas. — Die heißen Quellen. — Abreise von St. Miguel. — Die Einfahrt des Tajo. — Lissabon. — Ankunft in England. — Nachruf 171

Achtzehntes Kapitel.

Neu-Orleans. — Oeffentliche Gebäude. — Hôtels. — Der französische Marktplatz. — Oeffentliche Sklaven-Versteigerung. — Die Sklavenhändler. — Besuch einer Plantage. — Die Sklaverei. — Beispiele von grausamer Behandlung der Sklaven. — Die freien Neger und Farbigen. — Nachsicht mit den weißen Verbrechern.

Die Entfernung von Aspinwall nach Neu-Orleans beträgt 1440 Seemeilen, von welchen 1350 auf den Mexikanischen Meerbusen, 90 auf den Mississippi kommen. Die Fahrt bis an die Mündung dieses mächtigen Stromes legten wir ohne Unfall oder Abenteuer in fünf Tagen zurück. Die schmutzig gelben Wogen des Mississippi wälzen sich der See mit Ungestüm entgegen, und meilenweit vom Gestade erkennt man sein Gewässer an der Färbung. An der Mündung erscheint der Strom endlos wie die See. Auch höher hinauf noch breitet er sich schrankenlos über das tief liegende Erdreich aus, und gönnt kaum hie und da einer Sandbank, einem Erdfleckchen Platz. Nach und nach drängt sich mehr Land hervor, der kühne Fischer wagt es schon,

sein bescheidenes hölzernes Hüttchen darauf zu bauen; noch höher hinauf beginnen die künstlichen Erdwälle, die den Strom einfassen und sein Bett beschränken. Einen ängstlichen Eindruck macht es zu Anfang auf den Reisenden, den Strom sechs bis acht Fuß über das Land emporragen zu sehen: statt auf das Ufer hinauf, blickt man auf dasselbe hinunter. Wie leicht kann er seine Fesseln brechen und Tod und Verderben über die sorglosen Ansiedler bringen! Den Fischerhütten folgt bald fetter Grasboden, diesem einzelnes Gestrüppe, das nach und nach Gruppen bildet und endlich in kleine Waldungen übergeht. Da kommt auch schon der Mensch mit seinem Fleiße. Mais und Zuckerpflanzungen wechseln mit den Waldpartien, und wie das Land an Räumlichkeit gewinnt, vermehrt sich die Kultur, bis zuletzt die schönst geordneten Pflanzungen sich ununterbrochen an einander reihen. Die netten Häuser der Pflanzer, die Zuckermühlen mit ihren hohen Kaminen, die kleinen, aber niedlich aussehenden Hütten der Sklaven verleihen dem Ganzen ein überaus freundliches Aussehen. Beneidenswerth möchte man das Loos der Bewohner nennen, wüßte man nicht, daß alle, die Pflanzer ausgenommen, — Sklaven sind.

Ungefähr auf halbem Wege zwischen der Mündung des Mississippi und Neu-Orleans kommt man an dem einfachen Fort „Jackson“ vorüber.

Gegen Mitternacht fiel der Anker vor Neu-Orleans, der größten Stadt in dem Staate Louisiana.

Ungeachtet der späten Stunde eilten die meisten Reisenden noch an's Land, jeder hatte Freunde oder Verwandte und wußte, wohin zu gehen — ich hatte niemanden aufzusuchen, ich stand allein und verweilte daher bis zum folgenden Morgen ruhig in meiner Zelle.

Bei der Landung bekam ich schon einen kleinen Vorgeschmack von der hier herrschenden republikanischen Gleichheit. Unter den Reisenden befand sich ein sehr hübsches Mädchen von etwa zwanzig Jahren, mit blendend weißer Hautfarbe und schönem, schwarzem Haar, das nur vorn ein wenig gekräuselt war und so dem scharfen Beobachter einigen Zweifel an der Reinheit des Blutes hätte einflößen können. Kaum hatte die Arme den Fuß an's Land gesetzt, so wurde sie von einem Gerichtsdiener angehalten und in das Gefängniß gebracht, wo sie abwarten mußte, bis ihre Verwandten kamen, zu beweisen, daß sie frei sei.

Ich hatte dieses Mädchen schon bemerkt, als ich mich in Aspinwall einschiffte; sie fiel mir durch ihre Schönheit und durch ihr bescheidenes Benehmen auf. Sie verschwand jedoch alsbald und kam während der ganzen Reise nicht wieder zum Vorschein. Als ich mich erkundigte, ob sie seekrank sei, daß sie gar nie zu

Tisch käme, gab mir einer der Herren, die Nase rümpfend, zur Antwort: „Wie könnte eine Farbige es wagen, in unsere Gesellschaft zu kommen? Jede unserer Frauen würde vom Tische aufstehen." Und diese Weißen mit so abgeschmackten, inhumanen Ideen sind dieselben, die den ganzen Sonntag über nichts anderes thun, als Kirchen besuchen und die Bibel lesen, von der sie (so beweist wenigstens ihr Benehmen) wahrhaftig nicht mehr zu verstehen scheinen, als ein Papagei von den Worten, die er plappern lernt.

Am letzten Tage der Reise, schon nahe der Gegend von Neu-Orleans, kam das arme, von der Gesellschaft verbannte Geschöpf manchmal auf das Deck; ich sprach mit dem Mädchen und fand sie höchst liebenswürdig und gebildet — ich möchte allen weißen Mädchen wünschen, daß sie ihr an Bildung und Bescheidenheit glichen.

Die Stadt Neu-Orleans steht auf morastigem Grunde, an manchen Stellen acht Fuß unter dem Niveau des Stromes. Sie nimmt sich sehr gut aus, ist regelrecht gebaut, besitzt viele schöne Häuser von Backsteinen, breite Straßen und einige hübsche Squares (Plätze) mit freundlichen Gartenanlagen. Schade, daß die Straßen, wenige ausgenommen, so schmutzig und unrein sind! Längs der Fußwege laufen wohl kleine Rinnen oder Kanäle für fließendes Wasser;

aber theils sind sie ausgetrocknet, theils gleichen sie im vollsten Sinne des Wortes den ekelhaftesten Pfützen; man ist häufig gezwungen, das Tuch vor die Nase zu halten. Mit dem Unrathe nehmen es die Leute auch nicht so genau: sie werfen vieles auf die Straße. Im Regenwetter sind manche Straßen beinahe ganz unter Wasser. Bei dieser Unreinlichkeit, mit der sumpfigen Gegend rings umher und der glühenden Hitze, ist es nicht zu wundern, daß diese Stadt so oft von dem gelben Fieber besucht wird.

Neu-Orleans zählt bei 150,000 Einwohner, von welchen ungefähr ein Drittheil Franzosen, ein Drittheil Amerikaner, ein Drittheil Deutsche und andere Nationalitäten. Unter dem Namen „Amerikaner" versteht man eigentlich nur jene, die von den Engländern abstammen. Meiner Meinung nach gebührt dieser Name entweder allen von Einwanderern Abstammenden, die im Lande geboren, oder gar keinem, denn „Amerikaner" ist eigentlich nur der Indianer. Allein der Stolz der Engländer verleugnet sich nirgends, und so haben sie sich ausschließend einen Namen zugeeignet, der ihnen so viel oder so wenig zukommt, wie allen übrigen Nationen.

Neu-Orleans ist für den Welthandel der Vereinigten Staaten im Süden, was Neu-York im Norden.

Es ist die drittgrößte Handelsstadt, aber die erste als Ausfuhrplatz.

Der Strom ist meilenlang mit Dampfern und Schiffen jeder Art bedeckt. Achthundert Dampfer befahren von hier aus den Mississippi und dessen Nebenflüsse. Ein großer Theil dieser Dampfer hat vier- bis sechshundert Pferdekraft, zwei Stockwerke, schöne Gallerieen — man glaubt eine Stadt von hölzernen Palästen vor sich zu sehen.

Im Spätherbste soll es auf dem Mississippi noch ungleich lebhafter zugehen, als es zur jetzigen Zeit der Fall war. Da ist die Ernte vorüber, Zucker und Baumwolle, die Hauptartikel der Ausfuhr, liegen bereit und werden in alle Weltgegenden versendet. Im Jahre 1853 wurden gegen fünf Millionen Zentner Zucker ausgeführt.

Seit kurzem haben die Pflanzer angefangen, mit der Guano-Düngung Versuche zu machen, wobei sich ein Gewinn von 100 — 150 Prozent ergab. Welch' ungeheuere Steigerung wird dieß mit der Zeit in der Produktion bewirken!

Außer dem Mississippi, dem mächtigsten Strome der Vereinigten Staaten, außer der Schiffswelt, die sich längs der Stadt ausbreitet, hat Neu-Orleans nicht viel Anziehendes. Die Umgebung ist eben, auch nicht durch den kleinsten Erdhügel unterbrochen.

Unter den Gebäuden zeichnen sich die Hôtels (besonders das St. Charles-Hôtel), die Münze, die Banken, die Maurer- und andere Logen, das Charity-Hospital, die katholische Kathedrale aus. Beinahe alle diese Gebäude sind aus Quadersteinen erbaut.

Die katholische Kathedrale nimmt sich sehr gut aus, ist in Gothischem Style gebaut und besitzt einen schönen, eisernen, durchbrochen gearbeiteten Thurm. Das Innere ist einfach und sauber, nur mißfiel mir die nach dem Vorbilde von London gemachte Eintheilung in Logen und Sperrsitze.

Das Hôtel St. Charles ist überaus großartig angelegt: es hat ein herrliches Portal mit einer Säulenreihe. Die innere Einrichtung entspricht der äußeren Pracht. Hohe, große Empfangssäle, mit dem größten Luxus ausgestattet, Lese-Säle mit allen Zeitungen der Welt, dabei zahllose Dienerschaft und eine Kost, die selbst dem Verwöhntesten nichts zu wünschen übrig läßt. Man zahlt zwar drei Dollars per Tag; bedenkt man aber, was man alles dafür hat, so ist der Preis nicht gar so übertrieben. Ueber die Maßen theuer dagegen sind die Empfangszimmer, wenn man sie zu seinem ausschließenden Gebrauche miethen will: ein Empfangszimmer kostet per Tag acht Dollars. Doch werden sie selten gemiethet. Der Amerikaner geht den größten Theil des Tages seinen Geschäften

nach; kommt er nach Hause, so verweilt er in den allgemeinen Besuch- oder Lese-Zimmern. Da wird geschrieben, gelesen, Musik gemacht, Kinder tummeln sich umher, eins nimmt auf das andere keine Rücksicht, jeder benimmt sich, als wäre er in seinen eigenen Zimmern. Eben so ungezwungen geht es bei Tisch zu. Man ist in Betreff der Mahlzeiten nicht an bestimmte Stunden gebunden. Das Frühstück beginnt z. B. um 7 Uhr Morgens und währt bis 10, das Gabelfrühstück von 12 bis 2 Uhr u. s. w. Man kommt in dieser Zeit je nach Belieben und läßt sich geben, was die Speisekarte enthält. Bei Tische geht es höchst einsilbig zu. Der Amerikaner betrachtet, wie bereits erwähnt, selbst das Essen als ein Geschäft und schlingt die Speisen so hastig hinunter, daß ihm für ein Gespräch keine Muße bleibt. Ueberdieß sprechen sich Leute, die sich nicht kennen oder einander nicht vorgestellt worden sind, gar nicht an; dieß würde für eine halbe Beleidigung gelten. Und so kann ein Fremder in dem größten Gasthause wohnen und täglich in zahlreicher Gesellschaft speisen, ohne Gelegenheit zu finden, auch nur eine Bekanntschaft zu machen oder ein Wort anzubringen.

Das Charity-Hospital ist sehr gut eingerichtet; die Gemächer sind ziemlich groß, Betten und Wäsche weiß und rein. Ein Theil der Krankenpflege wird

von barmherzigen Schwestern besorgt, welchen man vorwirft, mit gar zu großem Eifer aus den Kranken und Sterbenden Proselyten zu machen. Thun doch die Anglikaner, Presbyterianer, und wie alle die Sekten heißen, dasselbe! Jeder meint, daß die Form seiner Religion die einzig wahre und seligmachende sei.

Außer dem Charity-Hospital gibt es viele sehr gut eingerichtete Privat-Spitäler, in welchen der Kranke täglich einen Dollar bezahlt.

Die Münze ist die schönste in den Vereinigten Staaten. Das herrlichste Gebäude dürfte jedoch das Zollhaus werden, welches im Bau begriffen ist, an dessen Vollendung man aber leider zweifelt. Es nimmt einen ganzen Block*) ein.

Das Wasserwerk in La Fayette besteht aus einem sehr großen Becken, welches aus dem Mississippi gefüllt wird. Von dem Becken ist das Wasser in die Häuser geleitet, wofür jede Familie sechs bis zehn und auch mehr Dollars per Jahr, je nach dem Bedarfe, bezahlt.

Die Marktplätze, besonders der sogenannte „Französische," sind äußerst bequem und schön, die Hallen groß und luftig und in Reihen für die verschiedenen Artikel, als Fleisch, Gemüse, Fische u. s. w. getheilt. Auch an gekochten und gebratenen Eßwaaren gibt es

*) Die Straßen in den Amerikanischen Städten bilden gleichmäßige Vierecke, „Blocks" genannt.

keinen Mangel, alle sehr zierlich und reinlich aufgestellt. Thee, Kaffee und Chokolade werden ebenfalls ausgeschenkt; eine große Tasse dieser Getränke nebst drei kleinen Kuchen kostet nur fünf Cents. Nicht nur die Marktleute und Käufer, auch viele Geschäftsleute kommen hierher, ihr Frühstück einzunehmen.

Der Französische Markt ist besonders Sonntags früh Morgens sehr interessant. Die Neger und Negerinnen strömen von weit und breit herbei, Naturerzeugnisse oder die Handprodukte, die sie in ihren Freistunden verfertigen, zum Verkauf zu bringen. Sie sind vorzüglich geschickt im Korbflechten.

Wenn man die Sklaven auf diesem Markte sieht, sollte man gerade nicht glauben, daß es ihnen gar so hart ergeht, wie viele behaupten, und wie es leider im allgemeinen wirklich der Fall ist. Sie sind ordentlich und gut gekleidet, bringen viele Produkte auf den Markt, und umlagern die Kaffee- und Schenktische in großen Massen.

Ich besuchte während meines Aufenthaltes zu Neu-Orleans zu verschiedenen Malen die Sklavenmärkte, so wie auch die Orte, wo die Sklaven öffentlich versteigert werden.

Die Haupt-Sklavenversteigerungen finden jeden Sonnabend in einem prachtvollen, hohen Saale statt, der bequem an 500 bis 600 Personen fassen mag. In

demselben Lokale werden an den andern Tagen der Woche Ländereien, Häuser u. s. w. versteigert. Rings herum in dem Saale sind drei Fuß hohe Tribünen errichtet, auf welchen die Ausrufer sammt den armen zu verkaufenden Opfern stehen. Die Sklaven sind gut gekleidet und herausgeputzt, und werden so gestellt, daß sie von den Kauflustigen vollkommen gut gesehen werden können. Der Ausrufer liest ihr Alter, ihre körperliche Beschaffenheit, Tugenden, Fähigkeiten u. s. w. ab, macht den Preis bekannt, und die Versteigerung beginnt. Der Ausrufspreis für eine junge Mutter mit einem Kinde auf dem Arme, einem andern an der Hand war 600 Dollars, das höchste Angebot 1280. Der Eigenthümer gab sie jedoch dafür nicht her; der Preis war ihm noch um einige hundert Dollars zu geringe. Mädchen von zwölf bis dreizehn Jahren sah ich für 600 Dollars verkaufen. Diese armen Geschöpfe sahen dem Verkaufe mit besonders fröhlichen Mienen entgegen, sie gefielen sich in ihren schönen Kleidern und dachten wohl, daß die ganze Gesellschaft sie bewundere — es war vielleicht der seligste Tag ihres Lebens!! —

Ich konnte diese Menschenversteigerung nicht lange mit ansehen — ich fand es wahrhaftig gar zu empörend, daß Menschen so tief sinken, so ganz aller Moral, aller Humanität vergessen, ihres gleichen wie Thiere zu er- und verhandeln.

Bei den Sklavenhändlern fand ich die Sklaven in Höfen sich aufhaltend. Sie arbeiteten nicht, waren gut gekleidet und stets zum Verkaufe bereit gehalten. Ich that, als hätte ich eine Köchin nebst einem Diener nöthig. Sogleich wurden alle Sklaven durch den Schall einer Glocke zusammen berufen und in zwei Reihen aufgestellt, in der einen die Männer, in der andern die Weiber und Mädchen, worauf das Loben und Anpreisen von Seite des Verkäufers anging. Für eine gute Köchin verlangte er 1200 Dollars, für einen Diener, der, wie er sagte, noch nicht ganz abgerichtet war, 1100 Dollars.

Die Sklavenhändler werden, sonderbarer Weise, sehr verachtet; niemand geht mit ihnen um; sie sind beinahe wie von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen. Ich möchte fragen, ob denn der Sklavenhalter achtbarer ist, als der Sklavenhändler? Kauft und verkauft der Herr nicht so gut wie der Händler? Lebt der eine nicht so gut wie der andere von dem Schweiße dieser Armen? Werden die Sklaven von beiden nicht als Vieh angesehen und behandelt? Wahrlich, wenn man die menschliche Gesellschaft betrachtet, mit ihren widersinnigen Unterschieden und Kleinlichkeiten, muß man sie oder sich selbst oft für irrsinnig halten.

Auch auf Plantagen hatte ich Gelegenheit, die Lage der Sklaven zu beobachten; ich besuchte meh-

rere und brachte auf einer derselben, bei Herrn Kok, einem reichen Sklavenhalter, in der Nähe von Donaldsville mehrere Tage zu.

Ich bin natürlich der Sklaverei so feind, wie jeder Mensch, der ein Herz im Leibe hat. Ich sehe in ihr den größten Schandfleck der Menschheit und möchte behaupten, daß jener, der Sklaven hält oder damit handelt, den Namen „Mensch" oder gar „Christ" nicht verdient. Ich war nicht das erste Mal in Sklavenstaaten, und überall erregte die Sklaverei meinen tiefsten Abscheu; aber hier noch ungleich mehr wie irgendwo, denn hier war ich von Republikanern umgeben, die auf ihre Freiheit, auf ihre Gleichheitsrechte so stolz thun, daß sie denjenigen gleich niederschießen möchten, der sie darin zu beeinträchtigen oder zu stören sucht. Und diese freien Männer können sich selbst so erniedrigen, können mit so öffentlicher Schamlosigkeit alle Grundsätze der Religion und Moral mit Füßen treten?! Mit diesen bittern Gefühlen besuchte ich die Pflanzungen, und war daher durchaus nicht geneigt, sie mit günstigen Augen zu betrachten.

Doch muß ich gestehen, daß ich wenigstens auf jenen, die ich besuchte, das Schicksal der armen Sklaven minder hart fand, als ich mir vorstellte, was besonders der Fall auf Herrn Kok's Pflanzungen war. Dieser Herr, so wie seine Gemahlin, mögen wohl

zu den besten und menschenfreundlichsten Sklavenhaltern gehören; selbst ihre ganz jungen Kinder scheinen schon die Gefühle der Eltern zu theilen. Ich sah eines derselben, einen sechsjährigen Knaben, bei Tische von allen Gerichten etwas bei Seite legen. Als ich ihn frug, für wen das bestimmt sei, gab er mir zur Antwort: „Für ein Negermädchen, unsere Gespielin, die etwas unwohl ist.“

Die Negerwohnungen auf Herrn Kok's Plantagen bestanden aus abgesonderten kleinen Hütten, deren jede ein geräumiges Gemach enthielt, in welchem entweder eine Familie, oder zwei bis drei Unverheirathete wohnten. Die Betten waren gut und mit Polster, Wolldecken, ja sogar mit Muskitonetzen versehen. In jeder Hütte gab es wenigstens einen Tisch, einige Schemel, eine hölzerne Truhe. Eine große Hütte in der Mitte des Dorfes war zur Aufbewahrung der kleinen Kinder bestimmt, deren Eltern zur Arbeit gingen. Eine muntere, kräftige Negerin führte die Aufsicht über sie. Nach einer Entbindung bleibt die Mutter vier Wochen ganz zu Hause, und so lange das Kind der Mutterbrust bedarf, sorgt man, daß sie in der Nähe der Wohnung Beschäftigung findet.

Auch an einem Hospitale fehlte es nicht, aus zwei geräumigen Gemächern bestehend und mit recht

guten Betten versehen. Ein Arzt kommt jede Woche, und wenn es die Nothwendigkeit erfordert, jeden Tag.

Ich ging mehrere Male ohne Begleitung des Herrn Kok in das Dorf. Die Leute waren anständig gekleidet; ich sah manche vor der Thüre ihrer Hütte sitzen, mit einem tüchtigen Stücke Weißbrod in der Hand; auch gebratenes frisches Schweinefleisch bekommen sie von Zeit zu Zeit. Gegen sechs Uhr Abends kehrten sie von der Arbeit heim, munter und lachend; das Abendmahl, aus Maismehl und Fleisch bestehend, war bereitet und schmeckte gut, die Portionen waren reichlich. Nach eingenommenem Mahle gingen sie von einer Hütte zur andern, saßen zusammen, schwatzten und schäckerten — sie schienen ihr Loos durchaus nicht unglücklich zu finden. Besonders gut hatten es die Hausssklaven bei Herrn Kok. Ich bemerkte nie, daß sie stark ausgezankt oder gestraft wurden, und ich suchte doch unbeachtet so viel wie möglich alles zu beobachten.

Wenn es auf allen Pflanzungen so zuginge, wäre Sklaverei freilich besser als die Lage vieler Bauern und Arbeitsleute in Europa. Man gehe nach Rußland und sehe, wie der Bauer behandelt wird. Der russische Bauer ist Sklave seines Herrn, Sklave der Regierung, Sklave der Beamten, Officiere, ja nicht selten des gemeinen Soldaten. Er muß dem Guts-

herrn Frohndienste leisten, der Regierung Steuern zahlen, sich von jedem Beamten, Officier und Soldaten Schläge und Mißhandlungen gefallen lassen, und dabei für seinen Lebensunterhalt selbst sorgen. Kein Mensch schafft ihm ein Kleid, wenn das seine in Lumpen vom Körper fällt, kein Mensch reicht ihm einen Bissen Brod, zahlt seine Steuern, wenn sein Feld zu wenig gibt. Was die Mißhandlungen betrifft, die ihm zu Theil werden, könnte man davon so schauderhafte Geschichten erzählen, wie man sie von den Sklavenhaltern erzählt. Der Herr, die Frau, die Aufseher mißhandeln ihn nach Gefallen, der Beamte, der Officier, ja der gemeine Soldat bezahlen ihm die geleisteten Dienste mit Prügel und Fußtritten. Wenn ein Weib, ein Mädchen die Aufmerksamkeit des Gutsherrn erregt und seine Wünsche nicht gutwillig erfüllt, ist sie, sind alle ihre Verwandten der Rache desselben Preis gegeben. Der russische Bauer darf die Scholle Erde nicht verlassen, auf welcher er geboren ist; er wird nur auf 25 Jahre zum Soldatendienst gezwungen, er wird mit der Knute zum Frohndienste, zum Straßen- und Brückenbaue, zum Vorspann und andern Leistungen getrieben, für welche er keine Entschädigung erhält. Für ihn gibt es kein Gericht, seine Peiniger selbst sitzen als Richter an der Tafel. Dabei aber besitzt er nicht, gleich dem Sklaven, einen Herrn, der ihn

theuer erkauft hat, und daher für ihn sorgt, wenigstens seine leiblichen Bedürfnisse befriedigt. Wahrhaftig, das Loos eines Sklaven könnte man noch für erträglicher halten als jenes eines Russischen Bauern! —

Unverzeihlich finde ich es, daß sich die Regierung der Vereinigten Staaten gar nicht um das Schicksal der Sklaven bekümmert. Die Sklavengesetze sind höchst mangelhaft und schlecht, und selbst auf die Befolgung der wenigen und schlechten Gesetze wird nicht gesehen. Die Amerikaner sagen: „Da hätte die Regierung viel zu thun, sie kann sich nicht zum Spione machen; das wären Eingriffe in die Freiheit" u. s. w. Ich meine aber, wenn sie sich in andern Zweigen der Verwaltung zum Spürhunde hergibt, und z. B. die Wirthe ausspionirt, die am Sonntage ein Glas Bier ausschenken, oder die Gäste, die es trinken, oder die Uebertreter des Maine-Gesetzes *), so kann sie es auch thun, wo es sich um einen ganz ohne Vergleich wichtigeren Gegenstand handelt. Oder ist es vielleicht ein geringeres Verbrechen, einen Menschen zu Tode zu martern, als an einem Sonntage ein Glas Bier zu trinken? Warum vermag die Holländische Regierung in Indien die Skla-

*) Das Maine-Gesetz verbietet den Genuß geistiger Getränke. Es entstand zuerst in dem Staate Maine, und erhielt daher seinen Namen. Die Staaten, die dem Maine-Gesetze beigetreten sind, werden Temperance-Staaten genannt.

ven so trefflich zu schützen? Ein despotischer Staat sorgt für die Milderung des Zustandes dieser des ersten Menschenrechtes beraubten Unglücklichen, und ein freier Staat, mit dessen Prinzip, dem gesunden Menschenverstande nach, Sklaverei unvereinbar sein sollte, erlaubt und begünstiget sie nicht bloß, sondern ermäßiget sie nicht einmal durch gute Gesetze! — In den Vereinigten Staaten darf der Sklave nicht Zeugniß abgeben, ja unbegreiflicher Weise nicht einmal klagen. Das Gesetz erlaubt, den Mann von seinem Weibe, die Kinder (jedoch nicht vor dreizehn Jahren) von ihren Eltern zu reißen und zu verkaufen. Was für herzbrechende Scenen mag es bei ähnlichen Gelegenheiten geben! Möchte doch solchen Gesetzgebern, solchen Sklavenverkäufern dasselbe Schicksal widerfahren, damit ihr abgestumpftes Gefühl ein wenig aufgerüttelt würde!

Ich will hier aus Hunderten von Beispielen, welche die grausame Behandlung der Sklaven von Seite der Weißen darthun, nur einige anführen. Ich ziehe sie aus: „Amerikanische Sklaverei, wie sie ist, bestätigt von tausend Augenzeugen," — herausgegeben in Neu-York 1839.

Herr G..., Erzieher bei einer Pflanzerfamilie,

die den Ruf der Milde hatte, schreibt im Juli 1832 ungefähr folgendes: „Eines Morgens, als das Tischgebet vor dem Frühstücke beendet war, verlangte eines der Kinder Syrup (Molasses). Die Sklavin gab ihm eine Portion auf den Teller, vielleicht ein wenig größer wie sonst, doch nicht mehr, als das Kind häufig zu essen pflegte. Der Herr ward darüber so aufgebracht, daß er aufstand, die Hände der Sklavin mit einer Hand festhaltend, sie mit der andern so lange aus allen Kräften schlug, bis er von der Anstrengung ermüdet auf den Stuhl sank und sagte, seine Hand sei zu schwach, um fortzufahren. Er zog hierauf seinen Schuh aus, und begann mit dem Absatze desselben auf die Arme loszuschlagen. Sie konnte sich endlich nicht enthalten zu schreien und suchte mit den Ellbogen den Kopf zu schützen. Der Herr rief einen Neger herbei, und ließ ihn die Hände der Sklavin hinter dem Rücken festhalten, damit er ungestört fortprügeln konnte. Die Sklavin fiel endlich vor Schmerzen zu Boden und rief Herrn G. um Hilfe an. Nichts desto weniger wurde mit dem Schlagen fortgefahren. Herr G. meinte schon, daß sie den Geist aufgeben müsse. Sie stand jedoch auf, ging hinaus, um sich vom Blute zu reinigen, und kam, bevor man vom Tische aufstand, wieder in den Saal. Kein Mensch würde sie erkannt haben, der Kopf war ganz aufge-

schwollen, die Ohren handdick, die Augen mit Blut unterlaufen u. s. w."

Für dergleichen Kleinigkeiten hat sich der Pflanzer gar nicht zu verantworten.

Eine andere Geschichte:

Herr P. erzählt von einem Herrn Benjamin Jakob Harris, Sklavenhalter in Richmond, daß er ein Negermädchen von 15 Jahren zu Tode gepeitscht habe. Während er sie schlug, machte seine Gattin ein Eisen glühend und brannte sie damit an verschiedenen Theilen des Körpers. Das Verdikt lautete: „Gestorben in Folge zu harter Schläge" — und der Mörder wurde losgesprochen.

Einige Jahre später peitschte derselbe Harris einen Sklaven zu Tode. Er wurde abermals losgesprochen, da außer Sklaven niemand Zeuge dieser That war.

Ein Kapitän von der Marine der Vereinigten Staaten zürnte einst über seinen Negerjungen. Er stellte ihn auf einen Stuhl, band ihm die Hände mit einem Stricke vorne zusammen, schlang den Strick um einen Balken, zog den Jungen so hoch auf, daß er gerade mit den Zehen auf dem Stuhle stehen blieb, und peitschte ihn in dieser Stellung mit kurzen Unterbrechungen so lange, bis er ohnmächtig wurde und starb.

Auch dieser feige Henker wurde losgesprochen.

In Goochland (Virginia) band ein Aufseher einen Mann an einen Baum, schlug ihn in kurzen Zwischenräumen auf das grausamste, umgab den Baum hierauf mit Strauchwerk, zündete es an und verbrannte langsam das arme Schlachtopfer. Weil der Thäter ein Farbiger, nicht ein Weißer war, wurde er zwar nicht aufgehenkt, wie er es verdient hätte, aber doch wenigstens auf einige Monate eingesperrt.

Mehr als tausend ähnliche Fälle enthält das Buch. Wenn man solche Unthaten sieht und erzählen hört, könnte man versucht werden zu wünschen, daß die Neger sich zusammenrotten und auch einmal an ihren grausamen Henkern das Richteramt ausüben, ihnen gleiches mit gleichem vergelten möchten! —

Dasselbe Buch sagt auch, daß die Sklavenhalter eine Zusammenkunft gehabt hätten, um zu berathen, was mehr Nutzen brächte, die Sklaven gut zu halten und dadurch das Kapital zu schonen, oder sie zu überarbeiten und nach sieben bis acht Jahren zu verlieren. Leider soll das letztere als mehr Nutzen bringend befunden worden sein. Und so sterben viele Sklaven im Uebermaße körperlicher Anstrengung frühzeitig dahin. Das Gesetz erlaubt in Süd-Karolina, den Sklaven im Sommer fünfzehn, im Winter vierzehn

Stunden täglich zur Arbeit anzuhalten, während der Verbrecher durchschnittlich nur neun Stunden zu arbeiten hat. Die meisten Sklavenstaaten haben jedoch keine Gesetze in dieser Beziehung; der Pflanzer kann seine Sklaven ungestraft zu Tode arbeiten lassen.

Um den Unterricht der Sklaven bekümmern sich diese weisen und menschenfreundlichen Gesetze nur in so ferne, daß sie denselben verbieten. Einen Sklaven lesen oder schreiben zu lehren, wird von dem Gesetze strenge bestraft*). — Hier ist das Gesetz kein Spion!

Man ist aus allen Kräften bemüht, die Neger auf jener Stufe zu erhalten, auf der sie waren, als man sie aus ihrem Vaterlande riß.

Auch über den Religionsunterricht ist nichts vorgeschrieben. Hie und da befaßt sich eine Pflanzersfrau damit und hält eine Sonntagsschule, d. h. sie liest den Sklaven aus der Bibel vor, lehrt sie Psalmen und heilige Lieder singen — die Moral mögen sie selbst herausfinden (eine gewiß sehr schwierige Sache,

*) Ein Kind eines Pflanzers hatte einst den Einfall, seiner Gespielin, einem Negermädchen, die Buchstaben kennen zu lehren. Als die Mutter dieß zufällig sah, erschrack sie sehr darüber und verbot ihrem Kinde streng, damit fortzufahren, — ja die Angst der Mutter war so groß, daß das Negermädchen aus dem Bereich der Familie geschafft wurde, um das Bischen Wissen so schnell als möglich zu vergessen.

da sie das christliche Betragen ihrer Herren stets vor Augen haben). Auch Priester gehen zeitweise auf die Pflanzungen, um zu lehren, d. h. zu predigen. Mehr darf nicht geschehen.

Höchst sonderbar finde ich es, daß die Weißen die Sklaven einerseits den Thieren gleich stellen, und andererseits ihnen das Theuerste, die Kinder, anvertrauen. Die Negerin säugt sie, pflegt ihre erste Kindheit, ja bleibt nicht selten die Vertraute des herangewachsenen Mädchens. Hiezu finden die Eltern die Schwarzen vollkommen geeignet. Muß dieser nahe Umgang mit so rohen sinnlichen Menschen nicht sehr schädlich auf Sitten, Charakter und Bildung der Kinder einwirken? Muß das Sittlichkeitsgefühl des Kindes, Mädchens oder Jünglings durch das Beispiel, durch die Redensarten dieser Leute nicht gänzlich untergehen? Ist dieß nicht von Seite der Eltern ein grenzenloser Leichtsinn, ein gänzliches Vergessen ihrer Pflichten? Aber weil sie so erzogen wurden, mögen es ihre Kinder auch wieder werden: es ist gar zu bequem, diese schwere Sorge andern zu überlassen. Daß es unter den Eltern auch Ausnahmen gibt, versteht sich von selbst.

Ich möchte beinahe glauben, daß sich das Sklavenwesen durch seine Folgen in manchen Beziehungen an den Weißen selbst rächt. Die Kinder werden gewöhnt, sich jeden Dienst leisten zu lassen: es wäre

eine Schande, sich selbst auch nur ein Band zu binden, oder etwas von dem Boden aufzuheben, — der Sklave ist des Kindes Hand. Natürlicher Weise werden die Kinder dadurch launenhaft, befehlshaberisch, träge, boshaft; jede Energie, die Kraft zu handeln, ja selbst zu denken, geht verloren und leider das Gefühl auch. Ein in den Sklavenstaaten erzogener Jüngling, ein daselbst erzogenes Mädchen unterscheidet sich sehr zu seinem Nachtheile von der in den freien Staaten erzogenen Jugend. Und wirkt die Erziehung, die man in der Kindheit genießt, nicht auf das ganze Leben?

Nicht minder hart als Sklaverei ist das Loos der freien Neger und Farbigen, und zwar eben sowohl in den freien wie in den Sklavenstaaten. Sie sind theils durch das Gesetz, theils durch die albernen Vorurtheile der duldsamen Christen von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, gehören eigentlich gar keinem Stande zu, weder dem Sklaven- noch dem Bürgerstande, und sind die Parias der Verein'gten Staaten.

Um ihnen das Erniedrigende ihres Schicksals noch tiefer fühlen zu lassen, gab man ihnen die Erlaubniß, Schulen zu besuchen, sich zu bilden. Es ist dieß eine raffinirte Quälerei, der despotischsten Regierung unwürdig. Durch die Bildung wird der Ehrgeiz erweckt, der Neger und Farbige lernt sich als Mensch, lernt

die Rechte der Menschheit kennen — wozu? — um zu sehen, daß er von den Menschen ausgestoßen, daß er der Rechte derselben beraubt ist. Denn das Gesetz läßt ihn nicht Bürger des Staates werden, gibt ihm keine Stimme bei den Wahlen, erkennt ihn nicht als Zeuge, ja ein Neger oder Farbiger darf sogar keine Ehe mit einer Weißen eingehen. Muß der Arme nicht zum Menschenfeinde werden? Muß durch so harte, widersinnige Gesetze nicht jedes bessere Gefühl in ihm erstickt werden? Und ist es nicht die erste Pflicht einer Regierung, mag sie was immer für einen Namen haben, auf die Moral, auf die Sittlichkeit der Menschen zu wirken? Hier ist es gerade das Gesetz, das der Moral Hohn spricht, und seine Verachtung des menschlichen Gefühls geht so weit, daß wenn ein Weißer Kinder mit einer Negerin oder Farbigen zeugt, er sie nicht einmal anerkennen darf. Will er die Achtung seiner Mitbürger erhalten, so muß er ihnen die Erziehung verweigern; verkauft er sie aber, allein oder sammt der Mutter, was nicht selten vorkommen soll, so bleibt er ein Ehrenmann.

Oft sprach ich über das Schicksal dieser Unglücklichen, hörte aber die Amerikaner stets behaupten, daß das vollkommen in der Ordnung sei, und daß, wenn es den Leuten nicht gefalle, sie in ihr Vaterland gehen oder nach Europa auswandern könnten.

In ihr Vaterland gehen?

Wo ist denn ihr Vaterland? Etwa in Afrika? Sind sie dort geboren? Haben sie dort ihre Familie? Sprechen sie die Landessprache? Nichts von alle dem. Seit fünfzig Jahren darf kein Sklave mehr eingeführt werden. Die heutige Nachkommenschaft ist in Amerika geboren, Amerika ist ihr Vaterland, und nicht Afrika, denn meiner Meinung nach haben die in Amerika gebornen Neger so gut Anspruch auf den Namen „Amerikaner," als die von den Europäischen Einwanderern abstammenden Weißen. Das ihnen von den Amerikanern aufgedrungene Vaterland kennen sie nicht einmal dem Namen nach.

Nach Europa auswandern?

Wer gibt ihnen die Mittel dazu? Und was sollen sie in einem Welttheile machen, der übervölkert ist, der jährlich Hunderttausende von Auswanderern nach allen Weltgegenden sendet? Europa ist nicht Amerika. In Amerika bedarf man noch sehr der Hände und Köpfe. Die Einwanderung ist es, welcher die Vereinigten Staaten die Stufe der Macht und Bedeutung verdanken, auf der sie heut zu Tage stehen.

Kaum sollte man glauben, daß es Leute gibt, die behaupten, daß das Sklavensystem in seinen Folgen sehr wohlthätig auf die Eingebornen Afrika's einwirke. Die freien Neger, sagen sie, werden erzogen,

erhalten guten Unterricht in der Religion. Sendet man sie dann nach der Neger-Republik Liberia in Afrika, so können sie dort ihre Landsleute bekehren und gleichsam Missionär-Dienste verrichten.

Eine sehr kluge, fein erfundene Entschuldigung des Sklavensystems! —

Wenn diese Abgesandten ihren Landsleuten erzählen, welches Heil ihnen durch die Christen widerfahren ist, wie sie, so lange sie Sklaven waren, von den meisten Weißen schlechter als deren Lastthiere behandelt wurden, wie man sie für die kleinsten Vergehungen grausam marterte und züchtigte, aus Spaß oft zu Tode prügelte, wie man sie mit Arbeiten bis zum Hinsinken überlud und als Belohnung für die geleisteten Dienste im Alter halb verhungern und verderben ließ, wie sie als freie Leute noch immer von den Weißen verachtet, aus der menschlichen Gesellschaft verstoßen, aller Rechte beraubt wurden, wie sie jedem weißen Schurken nachstanden, sich an keine Tafel, in keinen Omnibus setzen durften, im Theater abgesonderte Plätze hatten, als wären sie Aussätzige! — ja, wenn von diesen Erzählungen ihre Landsleute nicht begeistert und hingerissen werden und nicht haufenweise zum Christenthume übergehen, so müßte man ihnen wahrhaftig allen Verstand absprechen. Ewig schade, daß es nicht auch für uns Christen irgend wo einen Staat gibt, in wel-

chem wir derselben menschenfreundlichen Behandlung theilhaftig werden könnten, gleich den Negern und Farbigen in den Vereinigten Staaten! Es wäre nur der höchst wohlthätigen Folgen wegen, die sie auf das Christenthum haben müßte.

Es gibt bisher dreizehn Sklavenstaaten, nämlich: Florida, Georgia, Texas, Karolina, Virginia, Kentucky, Tennessee, Alabama, Mississippi, Louisiana, Arkansas, Missouri, Maryland, nebst einem Theile von Kolumbia. Vielleicht werden mit der Zeit noch einige zuwachsen, es wäre nur wegen des Glückes, welches Afrika daraus bevorstünde!! —

Den schroffsten Gegensatz zu der Behandlung der schwarzen und farbigen Amerikaner bildet die Nachsicht der Regierung mit den weißen Verbrechern.

Ich war drei Wochen in Neu-Orleans, und während dieser Zeit vergingen wenige Tage, an welchen nicht ein Mord, eine Brandlegung stattfand.

Ich sprach einst empört über einen Mord, der in einer Nacht verübt wurde. Ein Arbeiter schnitt in Streit und Trunkenheit seinem Weibe den Hals ab. Man lachte mich über meine Gefühls-Aeußerungen beinahe aus, und sagte, daß wenn ich fünf bis sechs Monate hier bliebe, ich an dergleichen Dinge gewöhnt werden und gar nicht mehr darüber sprechen würde.

Wirklich fand kaum einige Nächte später schon ein zweiter derartiger Fall statt, bei welchem der Mann nach verübter That sich aufzuhängen versuchte.

Ein in Trunkenheit, Eifersucht oder Streit verübter Mord wird selten hart bestraft, und ganz besonders gilt das Laster der Trunkenheit als große Entschuldigung. Aber auch selbst nicht betrunkene Verbrecher kommen leicht durch, wenn sie reich sind und sich Freunde zu machen verstehen. So hatte z. B. vor mehreren Monaten in Kentucky ein gar schändlicher Mord statt, und der Mörder wurde dennoch gänzlich freigesprochen.

Die Sache war folgende: Ein Knabe besuchte eine Schule, blieb häufig aus, machte die Aufgaben gar nicht oder schlecht und entschuldigte sich stets mit Lügen. Der Lehrer, hierüber aufgebracht, nannte ihn einst einen Lügner. Der Knabe erzählte dieß, wahrscheinlich seiner Gewohnheit nach mit Lügen und Uebertreibungen, seinem Vater und Bruder. Letzterer, ein Jüngling von achtzehn bis zwanzig Jahren, bewaffnete sich mit einer Pistole, gab seinem Bruder ein großes Messer, ging mit ihm nach dem Schulhause und schoß nach kurzem Wortwechsel den Lehrer nieder. Der Vater, ein reicher Mann, erkaufte die Jury, und der Mörder kam ohne die geringste Strafe davon. Dieser Fall war so empörend, daß das Volk die Jury-Männer, den Mörder und seinen Vater öffentlich beschimpfte,

wodurch erstere gezwungen wurden, ihre Stellen aufzugeben, letztere ihre Besitzungen zu verkaufen und nach einem andern Staate überzusiedeln. Traurig, wenn das Volk den Richter machen muß! —

Brandlegungen geschehen häufig von den Eigenthümern selbst, welche die kostbaren Waaren erst in Sicherheit bringen, Gebäude, Waarenlager u. s. w. überschätzen und auf diese Art aus derlei Schurkereien einen schönen Gewinn ziehen.

Wenn ich über solche Gegenstände Bemerkungen machte, hieß es: „Was wollen Sie? Amerika ist noch ein junges Land; es wird mit der Zeit schon anders werden."

Ich weiß nicht, ich möchte glauben, daß es in seiner Kindheit, zur Zeit des großen Washington besser war, als es jetzt in seiner Jugend ist. Gute Gerechtigkeitspflege ist die erste Pflicht eines Staates und vom größten Einflusse auf die Moralität seiner Bürger; schlechte Gerechtigkeitspflege verdirbt das Volk. Wo die Leute nach Aemtern und Stellen aus der einzigen Absicht streben, sich zu bereichern, wo der Reiche alles durchsetzen, alles erkaufen und ungestraft, oder doch beinahe so, Verbrechen begehen kann, gehen Vaterlandsliebe und Moralität verloren. Amerika war nach der Trennung von England mit einem reinen, makellosen Bogen Papier zu vergleichen — Europa

mit einem mit Tintenflecken besudelten. Was hätte auf diesem schönen Bogen nicht alles geschaffen werden können, und zwar um so leichter, als das alte Europa leider nur zu deutlich die Fehler und Mißbräuche aufweist, welche einer vollkommenen Gestaltung im Wege liegen. Was hätte aus einem Lande wie Amerika werden können, das von der Natur so reich ausgestattet ist und gegen keins der großen Uebel Europa's zu kämpfen hatte! Leider aber ward der reine Bogen nicht so heilig bewahrt und ist mit der Zeit ziemlich stark besudelt worden!

Der Eindruck, den die Vereinigten Staaten bei meinem ersten Eintritte auf mich machten, konnte nach dem, was ich hier in Neu-Orleans sah, unmöglich ein sehr günstiger sein. Obwohl ich mich über meine persönliche Aufnahme nicht zu beklagen hatte, und besonders von Herrn Dürmayer und der Familie Höfer, in deren Hause ich die letzten acht Tage zubrachte, viele Freundschaftsdienste erfuhr, so war ich doch herzlich froh, dieser Stadt den Rücken zu kehren, die man mit vollem Rechte auch eine Stadt der Wunder nennen könnte, denn wunderbar klingt es, Sklavenhändler, Sklavenbesitzer von Freiheit und Menschenrechten sprechen zu hören.

Neunzehntes Kapitel.

Abreise von Neu-Orleans. — Napoleon. — Fahrt auf dem Arkansas. — Little Rock. — Gesellschaft auf den Dampfern. — Amerikanische Ungezwungenheit. — Kinder-Emancipation. — Fort Smith. — Die Cherokee-Indianer. — St. Louis. — Highland. — Die Farmer. — Pipin- und St. Croix-See.

Am 23. Juni verließ ich Neu-Orleans auf dem prachtvollen Dampfer „Belfast," der den Mississippi aufwärts ging. Kapitän Taylor, Eigenthümer des Schiffes, war so artig, keine Bezahlung von mir anzunehmen; mein Name war ihm durch die Zeitungsberichte bekannt.

Die innere Einrichtung dieses Dampfers war sehr kostbar. Schwere Teppiche deckten den Boden, große Spiegel zierten die Wände, mit Sammt überzogene Möbel, ein schönes Piano die Säle. Die Kost bestand aus vier überaus reichen Mahlzeiten mit Backwerk, Eis u. s. w. Speisesaal, Schlafkabinen, Betten ließen an Pracht und Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig, und dabei war der Preis sehr billig:

von Neu-Orleans bis St. Louis (1200 Seemeilen) 25 Dollars, stromabwärts gar nur 20. Die Amerikaner finden aber sogar diesen geringen Preis übertrieben.

Ich fuhr nur den halben Weg nach dem Städtchen Napoleon, um von da aus auf dem Arkansas, der in den Mississippi mündet, nach Fort Smith zu gehen.

Unterwegs wurde häufig an Städten und Ortschaften angehalten, von welchen die bedeutendste Baton-Rouge mit ungefähr 30,000 Einwohnern. Obwohl viel kleiner als Neu-Orleans, wird diese Stadt als die Hauptstadt von Louisiana betrachtet, da sie mehr im Mittelpunkte liegt. Das Gouvernements-Gebäude gleicht einem Palaste; es steht auf einem kleinen Hügel, um welchen sich die Stadt lagert, und besitzt ein schönes Säulenportal.

Die Stadt Vicksburg scheint an Größe um ein geringes Baton-Rouge zu übertreffen; sie liegt auf niedrigen Hügeln.

Am 26. Juni Abends gelangte ich nach Napoleon.

Ich hatte nun von der Mündung des Mississippi bis Napoleon an 700 Meilen gemacht, ohne auf dieser langen Strecke eine Ansicht zu finden, die mich nur im geringsten angesprochen, viel weniger bezaubert

hätte. Der Strom als solcher ist erhaben: er gleitet majestätisch zwischen den reichen Urwäldern dahin; allein die fortdauernde Einförmigkeit seiner Ufer wird nur zu bald ermüdend, und man ist froh, die Fahrt auf dem raschen Dampfer zu machen. Die ersten hundert Meilen von Neu-Orleans an bieten nichts als große Pflanzungen von Zucker, Mais, Baumwolle in weiten Ebenen, die im Hintergrunde von Waldungen begrenzt sind. Später werden die großen Pflanzungen seltener und kleiner, die Waldungen vorherrschend. Letztere sind zwar dicht und hübsch, aber Riesenstämme haben sie nicht aufzuweisen. Bei Baton-Rouge zeigen sich die ersten Hügelbildungen, Höhen von fünfzehn bis zwanzig Fuß, die sich aber bald wieder in den Ebenen verlieren. Bei Vicksburg erscheinen sie wieder auf eine kurze Strecke und mögen da ein Paar Fuß höher sein.

Für den Pflanzer sind diese Ansichten gewiß überaus reizend, da er sie aus einem andern Gesichtspunkte als der Reisende betrachtet, und die unermeßlichen Strecken Landes, die seinem berechnenden Geiste Nahrung und Hoffnung geben, bewundert.

Das einzige Originelle in diesem Lande mochten die Eingebornen gewesen sein, die aber, seit die Weißen hier hausen, beinah gänzlich verschwunden sind. Kein Wigwam steht mehr in den finstern Hainen,

kein Indianer erscheint bewaffnet mit Bogen und Pfeil und dem Scalpirmesser an der Seite. Die wenigen Eingebornen, die man bei einigen Städtchen und Ortschaften noch sieht, kommen mir wie exotische Gewächse vor; sie waren mit Europäischen Lappen behangen und aller ihrer Volks-Eigenthümlichkeiten schon halb entfremdet.

Obgleich die Reise nur drei Tage währte, hatten wir dennoch zwei traurige Fälle an Bord. Ein Mann starb an der Cholera, und ein freier Neger, Aufwärter am Tische, schlug im Streite einen seiner Gefährten todt. Die Ursache des Streites war folgende: Der Thäter schlief nahe an der Schiffsglocke, sein Gefährte band ihm aus Scherz die Füße an dieselbe, und rief ihm hierauf zu, daß es Zeit sei, die Tafel zu decken. Der Schläfer sprang auf, setzte dadurch die Glocke in Bewegung, und bekam natürlicher Weise von dem Steuermanne einen tüchtigen Verweis. Darüber erboßt, fing er mit seinem Kameraden einen Streit an, ergriff ein Stück Holz und versetzte ihm damit über den Kopf ein paar so tüchtige Schläge, daß er ihm die Hirnschale spaltete — zwei Stunden später war der Arme todt.

Die Reisenden sprachen über diese That mit einer empörenden Gleichgültigkeit. Die Jungen von acht bis zehn Jahren gingen hin, um den Erschlagenen an-

zusehen und kamen mit heiterer Miene zurück, erzählend was sie erblickten, als wären sie Zeuge irgend einer ergötzlichen Scene gewesen. Man weiß, daß Menschenleben in Amerika nicht hoch geschätzt wird; aber das Gefühl bei der Jugend schon so frühzeitig abgestumpft zu finden, ist doch traurig.

Das Städtchen Napoleon, erst kürzlich dem Walde entstiegen, ist noch gänzlich von demselben umgeben. Ich blieb hier nur einen Tag und schiffte mich auf dem kleinen Dampfer „Thomas P. Ray" nach Little Rock, dem Hauptstädtchen des Arkansas-Staates ein. Die Entfernung beträgt 300 Meilen, die wir in 42 Stunden zurücklegten.

Auf dem Arkansas, so wie auf den meisten Nebenflüssen des Mississippi kann man sich nur kleiner Fahrzeuge bedienen, da die Flüsse im Sommer sehr wasserarm werden, und selbst die kleinsten Dampfer müssen durch einige Monate ihre Fahrten einstellen.

Von einem großen Dampfer auf solch einen kleinen versetzt zu werden, ist ein Unterschied wie zwischen Tag und Nacht. Auf dem „Thomas P. Ray" herrschte noch überdies wenig Ordnung. Es gab hier z. B. keine kleinen abgetheilten Schlafkabinen, sondern die Herren schliefen in einer gemeinschaftlichen Kabine, die Frauen ebenfalls. Außer mir befand sich nur eine Frau mit zwei Kindern an Bord. Man denke sich

aber meine Verwunderung, als der Gemahl dieser Frau Abends in unsere Kabine kam und daselbst eine Schlafstelle einnahm. Wir hatten eine Hitze von 108 Grad Fahrenheit, und ich war gezwungen, die schweren Vorhänge an meiner Schlafstelle zuzuziehen. Auch Morgens mußte ich mich mühsam hinter den Vorhängen ankleiden, und so an das Waschbecken treten, wo ich mir natürlich kaum die Augen und die Fingerspitzen waschen konnte. Freilich nehmen es die Damen in diesem Lande nicht so genau wie bei uns*). Die Sparsamkeit war auf diesem Dampfer ebenfalls sehr groß. Dem Trinkwasser wurde nur bei Tisch ein einziges Stückchen Eis beigegeben, während man auf den großen Dampfern zu jeder Stunde des Tages Eiswasser haben konnte. — Kaffee, Thee wurde ohne Milch getrunken, obgleich wir zu verschiedenen Malen im Tage anlegten, und die Milch in diesem Lande ein so billiger Artikel ist, daß eine ganze Flasche voll nur einen Cent kostet. Das Mittagsmahl bestand am ersten Tage aus gebratenen Hühnern mit Kartoffeln,

*) Später, als ich auf dem Ohio fuhr, rief eines Morgens eine junge Dame einen Herrn in den Damensalon, mit welchem sie keineswegs in naher Verwandtschaft stand, denn sie nannte ihn „Mister" (Herr) und er sie „Miß" (Fräulein), und ließ sich von ihm ohne Umstände das Kleid zuschnüren, obwohl eine Dienerin und viele Frauen da waren, die ihr denselben Dienst hätten leisten können.

am zweiten gar nur aus etwas Schinken mit Kartoffeln. Dabei waren die Preise höher, als auf den Prachtdampfern, die den Mississippi befahren.

Die beiden Ufer des Arkansas sind von dichten Waldungen eingesäumt, die sich noch über den größten Theil des Landes zu erstrecken scheinen. Der Fluß selbst ist so voll von hervorragenden oder, was für die Schiffe noch gefährlicher ist, kaum mit etwas Wasser überdeckten Baumstämmen, daß es der größten Vorsicht bedarf, hindurch zu steuern. Nachts wird nur bei hohem Wasserstande und hellem Mondscheine gefahren.

Little Rock zählt 3000 Einwohner und gleicht mehr einem niedlichen Walddorfe, als einem Städtchen; die Häuser liegen weit von einander, meistens mitten in Gärten und Gebüschen.

Ich fand hier als größte Merkwürdigkeit ein musikalisches Talent, ein sechsjähriges Mädchen, Marie Schaar, von deutschen Eltern, das erst seit fünf Monaten Klavierunterricht, und noch dazu sehr schlechten erhalten, und zum Erstaunen richtig und gut spielte. Jede Melodie, die man ihm einige Mal vorsang, spielte es nach, das Accordion behandelte es meisterhaft, obwohl es darauf gar keinen Unterricht bekommen hatte. Schade, daß das schöne Talent in dem kleinen Städtchen schwer eine höhere Ausbildung erlangen dürfte!

Ich mußte in Little Rock bis 1. Juli auf den niedlichen Dampfer „Colonel Drennen" warten, der von hier nach Fort Smith (300 Meilen) fuhr. Auf diesem Dampfer war mehr Ordnung und eine hinreichend gute Kost.

Die Fahrt auf dem Arkansas gefiel mir ungleich besser, als jene auf dem Mississippi. Der Arkansas ist zwar als Fluß mit jenem gar nicht zu vergleichen; im Gegentheil ist sein Wasserreichthum so geringe, daß die Dampfer häufig auf Sandbänke auffahren und nur mit großer Mühe wieder flott gemacht werden können. Das Auge aber hat hier, wegen der vielen und häufig aufsteigenden Hügel- und Bergketten (wenn auch diese von keiner bedeutenden Höhe), einen weiten und abwechselnden Spielraum; es herrscht nicht die tödtende Einförmigkeit wie auf dem Mississippi. Die Umgebung ist hier ebenfalls noch wilde Natur — Wald, wohin das Auge blickt; nur hie und da erscheint ein kleines Maisfeld, gleich einem vorgeschobenen Posten der Cultur. Aermliche Holzhütten liegen unter den Bäumen halb versteckt; selten wird man einen ihrer Bewohner ansichtig. Niedere Hügelreihen treten auf, höhere Berge hinter ihnen. Schön nimmt sich eine Felsenparthie aus, sechs bis acht Meilen hinter Little Rock, von den Amerikanern mit Unrecht „Big-Rock" (großer Felsen) genannt, denn ihre Höhe über-

steigt nicht dreißig bis vierzig Fuß. Noch schöner sind die Dardanellen*). Felsen von ungefähr vierzig bis fünfzig Fuß Höhe stehen gleich Soldaten in Reihen an beiden Seiten des Flusses. Die Reisenden waren alle entzückt von diesem großen Naturwunder und meinten, daß es in der Welt nichts Schöneres geben könne. Im Hintergrunde zeigt sich der 500 Fuß hohe Berg Magazine, der höchste der ganzen Umgebung; er zeichnet sich durch einen langen, schmalen, ebenen Rücken von allen andern Bergen aus.

In diesen Gegenden, wo man selten an einem Städtchen oder Oertchen vorüberfährt, wo alles noch wilde Natur ist, wo man nicht einmal die fällende Axt hört, hier machte es auf mich einen eigenthümlich erhabenen Eindruck, das große Kunstwerk menschlichen Schaffens, den Dampfer, stolz dahinbrausen zu sehen. Wenn seine Schaufelräder inne hielten, herrschte Todtenstille rings umher.

Obwohl die Wälder überall dicht und üppig stehen, die wenigen Maisfelder schöne Früchte tragen, behauptet man dennoch, daß der Staat Arkansas nicht unter die fruchtbaren zu zählen sei, und daß es deß-

*) Die Amerikaner pflegen Gegenden, Berge, Städte, Ortschaften mit den Namen der berühmtesten Gegenden, Gebirge, Städte oder selbst Personen der ganzen Welt aus alter und neuer Zeit zu benennen.

halb so wenig Ansiedlungen gäbe. Einst, wenn Amerika das traurige Schicksal Europa's haben und übervölkert sein wird, dürften sich die Züge der Einwanderer auch nach Arkansas wenden. Jetzt hat man es noch nicht nöthig, mit dem Lande zu sparen, da es für den üppigsten Boden noch zu wenig Hände gibt.

Die Gesellschaften, die ich bisher auf den Dampfern traf, schienen eben nicht zu den gebildetsten zu gehören. Allgemein lachte man mich aus, wenn ich, während Holz geladen wurde, in den Wald ging, um Insekten zu fangen. Von einem Museum hatte selten jemand einen Begriff. Den ganzen Tag über wurde nichts als geplaudert; was die Leute in den Gasthöfen zu wenig sprachen, brachten sie hier ein. Man forschte mich mit großer Neugierde über meine Familienverhältnisse aus, man fragte mich, zu welcher Religion ich gehöre, wer mir das Geld zum Reisen gäbe, warum ich so große Reisen mache u. s. w. Nebstbei waren die Leute etwas gar zu ungezwungen. Wenn ich in einem Buche las, nahm man mir es ohne zu fragen aus der Hand, um den Titel, oder, wenn es Bilder enthielt, diese anzusehen. Während ich las, oder auf der Gallerie war, ging man ohne Umstände in meine Kabine, nahm die Insekten in die Hand und besah sie nicht bloß, sondern verdarb mir auch gar vieles. Am lästigsten aber waren die Kinder: die schrieen und

lärmten um die Wette, wenn die Eltern nicht gleich thaten und erlaubten, was sie wünschten. Ich finde nichts schlechter, als Kindern die Erfüllung ihrer Wünsche erst zu verweigern, und wenn sie recht schreien und lärmen, dieselben am Ende doch zu gestatten. Sagt man den Kleinen: „Ja" oder „Nein," so soll es dabei bleiben; das Kind wird dann schnell begreifen lernen, daß ihm die Unarten zu nichts helfen.

Ein anderer Fehler der Amerikanischen Erziehung ist es, den Kindern so frühzeitig das Benehmen und die Gewohnheiten der Erwachsenen beizubringen. In manchen Ländern Europa's bleiben die Kinder zu lange Kinder, was auch nicht gut, aber doch besser ist, als sie um ihre Kindheit ganz zu betrügen. Hier benimmt sich das achtjährige Mädchen schon wie eine angehende Frau, der zehnjährige Knabe wie ein erwachsener Jüngling. Das Mädchen heirathet in den südlichen Staaten oft schon im zwölften Jahre, die Knaben treten mit demselben Alter in das Geschäftsleben ein. In einigen der südlichen Staaten erlaubt sogar das Gesetz die Trauung zwölfjähriger Mädchen, welche dem elterlichen Hause entlaufen sind. Das Kind hat nur zu sagen oder zu beschwören, daß es dieses Alter habe, und wird von dem Priester getraut. Solche Ehen, die nicht selten vorkommen, heißen „Run away matches."

Eine natürliche Folge dieser Kinder-Emancipa-

tion ist, daß nicht nur die wissenschaftliche Ausbildung der Jugend vernachlässiget wird, sondern daß auch bei den Mädchen die Kindlichkeit, Bescheidenheit, bei den Frauen die zarte Weiblichkeit, die größten Zierden unseres Geschlechtes, nur zu häufig verloren gehen.

Es gibt vielleicht in keinem Lande der Welt so viel öffentliche und Privat-Unterrichts-Anstalten, wie in den Vereinigten Staaten; dennoch kamen mir, wenigstens bisher, nicht viele gründlich gebildete Mädchen oder Frauen vor; denn ein Bischen Klavier klimpern, singen oder einige Französische Worte herplappern, nenne ich keine Bildung. Die größere Zahl begnügt sich mit einem oberflächlichen Anflug des Wissens, womit sie aber die echt republikanische Kühnheit verbindet, denselben überall zur Geltung zu bringen. So erschrack ich immer, wenn ich ein Klavier auf einem Dampfer sah. Jung und Alt setzte sich ohne Scheu hinzu; das Geklimper, der sogenannte Gesang nahmen den ganzen Tag kein Ende. Eben so wenig Kenntniß hatten sie von der Geographie. Wenn man mich fragte (was Hunderte thaten), von welchem Lande ich nach den Vereinigten Staaten gekommen, wo ich geboren sei u. s. w., und ich antwortete, ich sei von Peru gekommen, in Wien geboren, wußten sie weder wo Peru, noch wo die Stadt Wien liegt. Außer ihrem eigenen Lande kennen sie wenig von der Welt, von

Europa kaum mehr als Paris und London, vielleicht einiges von Deutschland, und seit dem Kriege der Russen mit den Türken wohl auch St. Petersburg und Constantinopel. In den vielen Schulen, in welchen ich von den untersten bis zu den obersten Klassen Prüfungen aus der Geographie beiwohnte, hörte ich nichts als Fragen über die Vereinigten Staaten; man hätte glauben mögen, daß es gar keine andern Länder gäbe.

Zu Anfange befremdete mich dieses oberflächliche Wissen sehr, um so mehr, als mich die Eltern versicherten, daß ihre Kinder schon mit vier Jahren die Schulen besuchten. Später sah ich wohl, woher es kam. Die meisten Eltern besitzen selbst keine höhere Bildung und glauben für die Erziehung ihrer Kinder genug zu thun, wenn sie dieselben nach der Schule senden. Die Mütter in der wohlhabenden Klasse sind wenig für Häuslichkeit erzogen; sie verbringen den größten Theil des Tages im Rocking-chair schaukelnd, eine Novelle lesend, oder einen Spaziergang machend, die Kaufläden besuchend, in welch letzteren sie Stunden zubringen, um die schönen Waaren zu besehen. Für Kinder-Erziehung Sorge zu tragen, dieselbe zu überwachen, haben sie weder Lust noch Zeit. In der Schule selbst werden die Kinder nicht sehr zum Arbeiten angehalten, denn beklagt sich das Kind über die Schule,

über den Lehrer, so wird ihm stets Recht gegeben, und wünscht es die Schule, die es besucht, mit einer andern zu vertauschen, so erfüllt man seinen Willen. In Folge dieses Verfahrens sind die Lehrer gezwungen, gegen die Kinder weder Strenge noch Ernst zu gebrauchen, und sie wie erwachsene Leute zu behandeln. Thäten sie es nicht, so würden ihre Schulen bald leer sein.

Als ich dieß alles gesehen und beobachtet hatte, befremdete mich das oberflächliche Wissen der Kinder nicht mehr; im Gegentheile, es wunderte mich, sie doch noch so unterrichtet zu finden, als es der Fall war.

In Fort Smith angekommen, fand ich keine Gelegenheit mehr, die Reise zu Wasser fortzusetzen; der Fluß war schon zu seicht geworden. Ich miethete ein Pferd, um nach Fort Gibson (achtzig Meilen), in dessen Nähe die Cherokee-Indianer leben, zu reiten; allein in der Nacht hatte ich wieder einen Anfall des hartnäckigen Sumatra-Fiebers und mußte der Reise entsagen.

Die Cherokee-Indianer zeichnen sich vor allen übrigen durch Schönheit und Bildung aus. Sie leben in Ortschaften und Städtchen, haben eine konstitutionelle Regierungsform, gute Schulen und senden ihre Söhne häufig in Amerikanische Handelshäuser; sie geben sogar eine Zeitung heraus. Ihr Häuptling ist mit einem

weißen Mädchen aus guter Familie verheirathet. — Eine Ehe mit einem Indianer wird nicht als entehrend angesehen.

Ich traf in Fort Smith viele dieser Indianer, die theils in Handelsgeschäften, theils zum Vergnügen dahin gekommen waren. Mehrere speisten in dem Gasthofe, in welchem ich wohnte. Sie sprachen etwas Englisch und benahmen sich recht anständig; nur nahmen sie manchmal einzelne Stücke aus der Schüssel und führten sie gleich zum Munde; sie aßen mit Messer und Gabel. Ihre Gestalt und Gesichtsbildung war durchgehends hübsch; man hätte die meisten für Europäer halten können, wäre ihre Hautfarbe etwas lichter gewesen; diese aber war nicht hübsch, entweder lederartig oder schmutzig lichtbraun. Männer wie Weiber trugen Europäische Kleidung, manche der Männer über die Kleider eine Art weite, kurze Blouse mit reich garnirten großen Krägen; einer hatte ein zusammengedrehtes Tuch gleich einem Kranze um den Kopf geschlungen. Die Männer waren alle hübscher, als die Weiber.

Während meines Aufenthaltes zu Fort Smith, am 4. Juli, wurde das Fest der Unabhängigkeits-Erklärung gefeiert, bei welcher Gelegenheit ein Negerball statt fand, an dem Freie wie Sklaven Theil nahmen. Sie waren alle Europäisch gekleidet, die Männer schwarz

mit weißen Halsbinden und Westen, die Weiber und Mädchen in Tüll und andern hübschen weißen Stoffen; auch an Goldketten und Geschmeiden fehlte es nicht, eben so wenig an Bändern und Blumen in den Haaren. Der Saal war schön geschmückt und beleuchtet, der Speisen gab es in Fülle. Es machte einen höchst komischen Eindruck, alle die farbigen und schwarzen Gesichter in dem Europäischen Putze zu sehen.

Von dem bösen Fieber befreit, ging ich nach wenigen Tagen wieder nach Napoleon zurück, wo ich mich auf dem prachtvollen Dampfer „Crescent-City" auf dem Mississippi einschiffte; der Kapitän Mr. John nahm ebenfalls keine Bezahlung von mir an.

Die Ufer des Mississippi blieben fortwährend von gleicher Einförmigkeit — dichte unermeßliche Waldungen deckten die Ebenen; man hatte gar keinen Anhaltspunkt einer hübschen Ansicht; nirgends bedeutende Pflanzungen. Dem Vorüberseglenden zeigten sich nur erbärmliche hölzerne Hütten, bei welchen Holz für die Dampfer zum Verkaufe aufgeschichtet lag.

Oberhalb des Städtchens Memphis stiegen die Ufer des Mississippi in senkrechten Sandwänden zu einer Höhe von fünfzig Fuß empor. Diese Strecke gilt als eine der schönen Scenen des Stromes. Der gute Kapitän John rief mich auf die Gallerie, dieses Naturwunder zu besehen; die Entzückungen unter den

Reisenden nahmen kein Ende. Nach einer Strecke von einigen hundert Schritten fällt die Natur schon wieder erschöpft in ihre frühere Einförmigkeit zurück.

Bei Jeddo (300 Meilen unterhalb St. Louis, also 1000 Meilen von der Mündung des Flusses), einem Städtchen mit einem großen, schönen katholischen Collegium, einer katholischen Kirche in Gothischem Style und mehreren bedeutenden Ziegelhäusern, hat man zum ersten Male hübschere Ansichten. Der Strom wird durch liebliche Inselchen in Arme getheilt, bildet hie und da große Buchten gleich einem See, und kleine Hügelketten erscheinen im Hintergrunde. Leute, die in ihrem Leben nichts anderes als die unteren Gegenden des Mississippi gesehen haben, mögen freilich diese Ansichten hinreißend schön finden; aber mit den Donau-Gegenden z. B. halten sie keinen Vergleich aus.

Bei dem Städtchen Cairo (280 Meilen unterhalb St. Louis) mündet der Ohio in den Mississippi. Sein Wasser ist rein, von schöner, grünlicher Farbe. Eine gute Strecke noch vor der Mündung kann man den Kampf der beiden Gewässer beobachten. Erst tauchen nur einzelne Wogen des trüben Mississippi in dem klaren Ohio auf, bald werden sie häufiger und häufiger und endlich geht das Reine ganz verloren. Das böse Princip erringt hier, wie meistens im irdischen Leben, die Oberhand.

Das Städtchen Cairo liegt auf einer Erdzunge zwischen den beiden Strömen. Alle diese Amerikanischen Städtchen oder Ortschaften gleichen sich: man sieht ihnen die Eile, die Hast an, mit der sie gegründet wurden. Sie bestehen meistens aus zerstreut umherliegenden Häuschen, die von einfachen Bretterwänden zusammen gezimmert, klein und beschränkt, mit Zimmerchen gleich Zellen versehen sind. Die dünnen Bretterwände halten weder im Winter die Kälte, noch im Sommer die glühende Hitze ab *). Aber an diesem und jenem Platze will sich der Amerikaner ansiedeln, mit dem Willen beginnt er auch schon die That und baut natürlich nur, was die höchste Nothwendigkeit erfordert. Steigt sein Bedarf, so vergrößert er allmählich seinen Bau; auch findet er oft nach kurzer Zeit den Platz seinen Wünschen und Hoffnungen nicht entsprechend, oder sein spekulirender Geist sehnt sich nach etwas anderem; er verläßt plötzlich alles, selbst wenn es ihm gut ergangen war, um sich an einem andern Orte niederzulassen. Die Amerikaner nennen dieß „move.“ Ich traf auf dem Dampfer mehrere dergleichen „movende Familien,“ die mir selbst gestanden, daß sie ihre Ansie-

*) Bekanntlich ist in den Vereinigten Staaten im Sommer die Hitze, im Winter die Kälte viel heftiger als in andern Ländern, die unter denselben Breitegraden liegen.

delungen aus keinem anderen Grunde verließen, als weil sie schon einige Jahre darin gelebt hatten.

Am 14. Juli erreichten wir die Stadt St. Louis, die erst einige Meilen früher sichtbar wird, da der Strom beständig große Krümmungen macht. Der Anblick der gleichförmigen Häusermasse, die sich dem Strome entlang an einer kleinen Erhöhung ausbreitet, bietet eben nichts überraschendes. Die großen Amerikanischen Städte besitzen wohl schöne Gebäude und viele Kirchen; aber man sieht diese erst, wenn man durch die Straßen wandelt; hervorragende schöne Kuppeln, hohe, majestätische Thürme gibt es nur sehr wenige. Die nahe Umgebung von St. Louis ist sandig, die Waldungen liegen mehrere Meilen entfernt; das Land ist eben.

Ich stieg hier bei Herrn Charles Boyce, Richter (judge) in Louisiana ab. Ich hatte diesen Herrn, wie seine Familie, in Neu-Orleans kennen gelernt, bei welcher Gelegenheit er so gütig war, mich in sein Haus einzuladen, weil er wußte, daß ich im Sinne hatte, nach St. Louis zu gehen.

Die Stadt St. Louis zählt gegen 120,000 Einwohner, eine überraschend große Bevölkerung für die kurze Zeit ihrer eigentlichen Entwicklung, denn noch vor zehn bis fünfzehn Jahren hatte sie kaum einige Tausend. Unter den Gebäuden sind, wie in allen Amerikanischen Städten, die Banken, die Gasthöfe, das

Zollhaus u. s. w. die bedeutendsten; auch unter den Privatgebäuden gibt es schöne; so steht z. B. in der vierten Straße*) ein Haus, ganz aus weißem Marmor gebaut, der in der Nähe der Stadt gebrochen wird. Die katholische Kirche ist einfach, aber sehr hübsch. Mein erster Gang war dahin, denn ich hatte von ihr in dem Directory of St. Louis vom Jahre 1854 folgendes gelesen: „Die Kathedrale von St. Louis hat keine Nebenbuhlerin in den Vereinigten Staaten hinsichtlich ihrer Pracht, des Werthes und der Zierlichkeit ihrer heiligen Gefäße, ihrer Gemälde und Verzierungen, und gewiß haben wenige Kirchen in Europa werthvollere Gegenstände aufzuweisen. Sie besitzt Gemälde von Rubens, Raphael, Guido, Paul Veronese und eine Zahl anderer von den neuesten Meistern der Italienischen Schule." — Ich hoffte dieser Beschreibung nach eine kostbare Bildergallerie nebst andern großen Schätzen zu sehen; aber zu meinem Erstaunen fand ich von allen diesen Kostbarkeiten und Meisterwerken nichts, vier Oelgemälde ausgenommen, von welchen jedoch nur eines der älteren Zeit zuzuschreiben sein mochte. Ich weiß, daß wohl gar manche Reisende die Gewohnheit haben, mehr Poesie als Wahrheit in

*) Viele Straßen sind in den Amerikanischen Städten durch Nummern bezeichnet.

ihre Beschreibungen zu flechten; aber eine ähnlich starke Lüge ist mir bisher doch noch nicht vorgekommen.

Das Gefängniß ist aus massiven Steinen aufgeführt. Das Innere besteht aus einer großen Halle, um welche die Zellen in zwei Stockwerken laufen. Die Zellen sind für zwei Personen; sie besitzen gar keine Einrichtung, nicht einmal einen Schragen zum Schlafen — eine Kuhhaut vertritt dessen Stelle. Der Gefangene kann sich, so lange er nicht abgeurtheilt ist, mit seiner Börse alle Annehmlichkeiten verschaffen, was nach gefälltem Urtheil nicht mehr erlaubt ist. Allein ich sah doch bei manchen Abgeurtheilten mehr Comfort als bei andern. Leider ist der goldene Schlüssel in den freien Staaten so mächtig, wie überall in der Welt.

Die Gefängnißkost wäre nicht schlecht gewesen; allein die Bereitung und die Art, auf welche man die Speisen den Leuten gab, fand ich unsauber und unpassend — man fütterte sie wie Hunde ab. Ein großer Kübel, in welchem alles zusammen geschüttet war, wurde in die Halle gebracht, ein ekelhaft schmutziger Neger faßte vor jeder Zelle mit einem Löffel, wohl auch mit der Hand einige Brocken heraus, warf sie in ein Geschirr, und schob dieses durch eine kleine Oeffnung in der Thüre dem Verbrecher zu.

Die Luft in der Halle war sehr unrein: wenn man an die Zellen kam, mußte man die Nase zuhalten. Die

Hinrichtungen (Aufhängen) finden in dem Hofe des Gefängnisses statt.

Von Lehr- und andern Anstalten, als: für Kinder, die man von der Straße auflieſt, für alte arme Leute, für Mädchen und Frauen, die sich bessern wollen u. s. w., besah ich manche, die ich alle sehr zweckmäßig und trefflich eingerichtet fand. In dieser Hinsicht, besonders was die Anstalten für Arme anbelangt, wird in den Vereinigten Staaten sehr viel gethan. Viele Vereine bilden sich unter den Frauen, die emsig nachsehen und alles sehr genau überwachen. In diesem Punkte kann man den Amerikanischen Frauen wahrhaftig des Lobes nicht genug nachsagen.

Die Zuckerraffinerie des Herrn Belcher ist sehenswerth, da sie die größte im Westen ist: es werden wöchentlich bei 600 Tonnen*) Syrup (Melasses) in raffinirten Zucker verwandelt. Herr Belcher beschäftigt gegen 700 Menschen nebst 140 Pferden und Maulthieren. Ich sah hier einen der tiefsten artesischen Brunnen, die bisher gegraben wurden: seine Tiefe beträgt 2200 Fuß. Man war zwar auf eine sehr starke Quelle gekommen, sie enthielt aber so viel Schwefel, daß man sie nicht benützen konnte; es wird daher mit der Bohrung des Brunnens noch fortgefahren.

*) Eine Tonne gleich zwanzig Centner.

Die Markthalle ist groß und hübsch, steht aber jener von Neu-Orleans weit nach.

Der Friedhof Belle Fontaine ist einer der schönsten von allen, die ich bisher gesehen. Er besteht aus einem prachtvollen Naturparke von vielen hundert Acres Landes, in welchem die Kunst nichts anderes zu thun hatte, als das Untergebüsch zu vertilgen, den Wald ein wenig zu lichten und den Grasboden zu cultiviren. Auf diesem Friedhofe werden nur Plätze für Familiengräber um theure Preise verkauft. Die Plätze sind mit zierlichen leichten Eisengittern eingefaßt und mit Blumen geschmückt, in deren Mitte kunstvolle Marmor-Monumente aufsteigen, von welchen manche in Italien gearbeitet worden sind. Bis jetzt gibt es noch wenige Grabesplätze. Der ganze Park ist von schönen Fahr- und Gehwegen durchschnitten, und ein Spaziergang dahin sehr lohnend. Schade, daß es keine Bänke gibt, um sich mit einem Buche allda länger aufhalten zu können.

Ich blieb einige Wochen in dem Hause des Herrn Boyce und war während dieser Zeit sehr aufmerksam auf die Behandlung der Dienerschaft, die aus lauter Sklaven bestand. Zu meiner großen Freude fand ich, daß die Leute behandelt wurden, als gehörten sie zur Familie, ja meiner Ansicht nach wurden sie sogar zu wenig mit Arbeit beschäftiget: ein Halbdutzend Skla-

ven arbeitete nicht so viel, als bei uns zwei Dienstleute. Die Kleidung, die Kost war gut und hinreichend. Freilich gehörten auch Herr und Frau Boyce zu den trefflichsten Menschen und ihre Kinder zu den sehr wohl erzogenen. Glücklich wäre das Loos der Sklaven, würden sie überall so gehalten!

Ich machte von St. Louis einen kleinen Ausflug nach dem Städtchen Highland (32 Meilen) in dem Staate Illinois, jenseits des Mississippi gelegen. Zu diesem Ausfluge mußte ich einen Platz in der Postkutsche (Stage-coach) nehmen, welche Art zu reisen die unbequemste und lästigste ist. Der sonst mit der Zeit so geizende Amerikaner hat da eine mehr als himmlische Geduld. So ist es z. B. gebräuchlich, daß sich die Reisenden nicht an dem Orte der Abfahrt einfinden, sondern der Wagen fährt vor jedes Haus sie abzuholen, eine Einrichtung, die sehr langweilig ist und in großen Städten vielen Zeitverlust verursacht. Man fährt oft ein Paar Stunden kreuz und quer, ohne daß die eigentliche Reise begonnen hat. Eben so zeitraubend geht das Umspannen vor sich: die Pferde sind nicht bereit, die Herren treten in die Schenke, und so vergeht eine halbe Stunde, bevor man weiter kommt. Unterweges werden die Pferde noch überdies getränkt.

Das Städtchen Highland mit 5000 Einwohnern ist vor fünfzehn Jahren von Deutschen und Schweizern

gegründet worden. Vor dieser Zeit war das Land rings umher noch Prairie; jetzt ist der größte Theil schön cultivirt und mit üppigen Weizen-, Hafer- und Mais-Feldern bedeckt.

Man erwies mir in Highland sehr viele Ehren*). Herr Bernais, ehemals bei der französischen Gesandtschaft in Wien angestellt, erwartete mich schon an der Station, und führte mich sogleich in sein Haus. Am ersten Abende brachten mir die Mitglieder des Musikvereins, am zweiten die Sänger ein Ständchen. Die Freundlichkeit und Herzlichkeit, mit welcher man mir entgegen kam, die Deutsche Sprache, die ich von allen Seiten hörte, die heimathlichen Lieder und Kompositionen, auf wirklich ausgezeichnete Weise vorgetragen, machten es mich beinahe vergessen, daß ich mich in einem fremden Welttheile befand: es war mir, als sei ein Stück von Deutschland hieher gezaubert worden.

Fünf bis sechs Meilen von Highland landeinwärts sind die Prairien noch im Naturzustande zu sehen. Man führte mich dahin; meine Begriffe waren aber anders gewesen: ich hatte sie mir, den Beschreibungen zufolge, als unübersehbare Flächen vorgestellt, mit sechs bis

*) Man verzeihe mir, wenn ich dergleichen erwähne; es geschieht aber nur in der Absicht, allen den guten Menschen, deren ich auf meinen Reisen unter allen Nationen so viele traf, meine dankbare Erinnerung zu bezeigen.

sieben Fuß hohem Grase bedeckt, durch welches der Durchgang höchst beschwerlich sei. Dem war indeß nicht so. Das Land hatte eine wellenförmige Bildung, der Boden war zwar reich bewachsen; allein selten überstiegen die Pflanzen die Höhe von zwei bis drei Fuß, und überall konnte man leicht zu Fuße oder zu Wagen durchkommen. Die Aussicht von den zwanzig bis dreißig Fuß hohen Hügeln war reizend; ich hätte nie geglaubt, daß eine Landschaft ohne Gebirge, ohne Flüsse und Seen so schön sein könnte. Die wellenförmige Bildung gestattete dem Auge eine weite Fernsicht und brachte dabei doch hinreichende Abwechslung hervor. Nette Farmhäuschen standen auf manchen Höhen, in Mitte blühender Pflanzungen; im Vordergrunde breitete sich das Städtchen aus, kleine Boskette von Frucht- und anderen Bäumen bildeten die Schlagschatten, und dunkle Waldungen faßten in weiter Ferne das ganze Bild ein!

Auf der großen Besitzung des Herrn Köpfli wurden vor einigen Jahren sogar Weingärten angelegt. Der Versuch gelang vortrefflich; allein es zeigte sich, daß der gewonnene Wein nicht die Kosten deckte und billiger aus fremden Ländern zu beziehen war; es wurde daher die Weincultur vor der Hand aufgegeben.

Ich besuchte mehrere Farms, um die Lebensweise

der Farmer (Grundbesitzer, Bauern) kennen zu lernen. Wer so viel besitzt, sich Grund und Boden zu kaufen, ein Häuschen zu bauen und seinen Bedarf für das erste Jahr zu decken, hat in den Vereinigten Staaten gewiß die schönste Zukunft vor sich. Die Ländereien, die man in noch uncultivirten Ländern von dem Staate kauft, kosten per Acre $1\frac{1}{4}$ Dollar. Auf seinem Grunde kann der Farmer schaffen und bauen, was er nur immer will: nichts ist in diesem schönen, freien Lande Monopol, nichts ist verboten oder hoch besteuert; außer einer ganz unbedeutenden Abgabe gibt es gar keine andern Leistungen und Pflichten.

Die Farmers besorgen mit den Knechten die äußeren Geschäfte, denn nie sieht man in den Vereinigten Staaten ein Bauernweib auf dem Felde arbeiten, Gras für das Vieh heimschleppen, die Erzeugnisse nach dem Markte bringen u. dgl. Der Amerikaner hat für das weibliche Geschlecht zu viel Schonung, um ihm dergleichen schwere Arbeiten aufzubürden. Die Frauen besorgen die Hauswirthschaft, das Melken der Kühe, das Buttern u. s. w. Sie leben sehr gut und sind durchschnittlich sauber gekleidet, ja letzteres artet bei den Frauen oft nur zu sehr aus; sie erscheinen Sonntags in stattlichem Putze mit goldenen Ketten, Uhren und Ringen.

Die Kost der Farmers besteht Morgens gewöhnlich aus kaltem Fleische oder Schinken, Brot, Butter und

Thee oder Kaffee, Mittags aus gebratenem Fleische und Kartoffeln, Abends wie Morgens aus kaltem Fleische, Thee u. s. w. Was am ersten Tage erscheint, kommt das ganze Jahr hindurch, so daß die Küche den Frauen weder viel Kopfzerbrechen noch Arbeit verursacht.

Beinahe jeder Farmer hat in seinem Hause ein nettes Zimmerchen, seine Freunde zu empfangen; trotzdem darf man aber von Gastfreundschaft nicht zu viel erwarten. Kommt man gerade zu einer ihrer Mahlzeiten, so wird man zwar eingeladen; aber außer den Eßstunden wird den Besuchern nicht einmal ein Glas Milch angeboten. Man sagte mir, daß jedermann auf Farms aufgenommen werde, aber gewöhnlich zahle, wenn er über Nacht bleibe, — worin besteht dann die gerühmte Gastfreundschaft? —

Ich kann von Highland nicht scheiden, ohne auch der liebenswürdigen Familie Bandelier zu gedenken. Jedermann, mit dem ich bekannt wurde, lernte bald meine Leidenschaft für Insekten kennen. Seit ich aber die Holländisch-Indischen Besitzungen verlassen hatte, war man nirgends so gütig gewesen, mir deren weder aus Gefälligkeit noch gegen Bezahlung zu verschaffen oder abzulassen; ja ich mußte wirklich oft über die Angst lachen, mit der man mir zuweilen ein Paar elende Stücke zeigte: die Leute fürchteten sich, mir ein Käferchen, einen Schmetterling anbieten zu müssen.

Vergebens gab ich den geehrten Sammlern schon im voraus mein Wort, nichts zu begehren, mich mit dem Ansehen zu begnügen; aber wie es schien, trauten sie meinem Worte nicht, und jeder hatte seine Sammlung gerade vor einigen Tagen irgend einem Museum oder einem Freunde als Geschenk gesandt.

Nur der fünfzehnjährige Sohn des Herrn Bandelier machte eine Ausnahme; er zeigte mir seine Sammlung mit größter Freude, und bat mich mit wirklich rührender Innigkeit, davon zu nehmen, was ich brauchen könne.

Von Highland fuhr ich nach Libanon (10 Meilen), einem neu angelegten Städtchen, das bis jetzt noch aus nichts als aus einer kleinen Reihe hölzerner Häuschen besteht, die am Waldsaume liegen. Der größte Theil des Weges führt durch Prairien. Vier Meilen weiter liegt die Farm des Herrn Hecker. Mit Erstaunen sah ich diesen talentvollen, hochgebildeten Mann, den bekanntlich die politischen Verhältnisse zwangen, sein Vaterland (Baden) zu verlassen, sich in das Landleben fügen, als wäre er von Geburt an ein Farmer gewesen. Wenn er in seinem Farmeranzuge, mit seinem langen Barte mitten unter seine Landsleute, ja unter seine Freunde träte, niemand würde ihn erkennen. Beinahe noch mehr bewunderte ich seine Frau: sie hat sich mit derselben Ergebung und Fassung

in die neue Lebensweise geschickt. Wie hart mag es beiden fallen, mit nichts als Feld und Vieh zu schaffen zu haben, von nichts anderem sprechen zu hören, jedes geistigen Umgangs zu entbehren?! —

Ich kehrte von diesem Ausfluge wieder nach St. Louis zurück, wo ich noch einige Tage verweilte. Am 29. Juli setzte ich meine Reise auf dem schönen Dampfer „Excelsior" fort, der von hier nach St. Paul (825 Meilen) ging.

Kaum dreißig Meilen oberhalb St. Louis mündet der Missouri in den Mississippi, und dieser Fluß ist es, welcher dem Mississippi das schmutzige Gewässer bringt; oberhalb der Einmündung des Missouri ist der Mississippi klar und rein.

Am 30. Juli früh Morgens legten wir an dem winzigen, aus höchstens einem Dutzend kleiner Häuser bestehenden Städtchen Hamburg an, das sich ungemein reizend um einen ungefähr hundert Fuß hohen Hügel lagert.

Noch schöner ist die Lage des Städtchens Clarksville. Wir kamen an mehreren Ortschaften vorüber, die alle, wenn auch nur einige hölzerne Häuschen zählend, in der Hoffnung auf die zukünftige Größe und Bevölkerung schon jetzt „Städte" genannt werden. Der Amerikaner lebt überhaupt so sehr in der Zukunft, daß er von der Gegenwart wenig genießt.

Von Hamburg bis zu dem Städtchen Quincy, welches wir am 31. Juli erreichten, wird die Fahrt auf dem Mississippi angenehmer. Der Strom ist reich an größeren und kleineren Inseln; es zeigen sich abwechselnd Hügelketten, und die Waldungen sind ungleich schöner, da die Bäume an Höhe und Umfang zunehmen. Bei Quincy treten die Flächen wieder in den Vordergrund. Bei Keokuk wurde der Wasserstand schon so niedrig, daß der größte Theil der Ladung auf ein Schleppschiff übertragen werden mußte.

Das Städtchen Madison mit dem Fort gleichen Namens gehört schon zu den größeren und mag 3—4000 Einwohner zählen. Bedeutender noch ist Burlington, mit ziemlich großen Backsteinhäusern und breiten Straßen. Rock-Island und Davenport, einander gegenüber gelegen und nur durch den Mississippi getrennt, tragen den Namen „Stadt" schon mit Recht. Doch haben alle diese Städte und Städtchen nichts Eigenthümliches oder Anziehendes. Das Land war auf beiden Seiten des Stromes noch wenig aufgebrochen, die Waldung nur an den Stellen gelichtet, auf welchen die Ortschaften standen; entweder wird noch wenig Land bebaut oder es geschieht dieß mehr im Innern.

Wir blieben die Nacht vor Davenport liegen. Gegen 11 Uhr erhob sich ein starker Sturm, der in

einen Orkan auszuarten drohte. Die Blitze folgten sich unausgesetzt, der Donner grollte wild durch das Brausen des Windes. Der Kapitän und die Offiziere eilten aus ihren Kabinen auf der obersten Terrasse in die tieferen hinab, befürchtend, der Sturm möchte jene sammt dem Schornstein der Maschine mit sich fortführen, wie es bei einem ähnlichen Sturme drei Wochen früher der Fall gewesen war. Wir sahen noch am Ufer die zerstörten Kamine liegen, und am Lande ein Backsteinhaus, das durch den Orkan seines Daches beraubt worden war. Wir kamen jedoch dießmal mit der bloßen Angst davon, schon nach einer Stunde zügelte der Sturm seine Wuth und hatte bald gänzlich ausgetobt. In der heißen Jahreszeit sollen diese Gegenden öfter von Orkanen heimgesucht werden.

Am 4. August Morgens lenkten wir in das Fieber-Flüßchen und landeten unfern seiner Mündung an dem Städtchen Galena. Die Lage dieses Städtchens ist reizend: ein Theil windet sich an dem Fuße eines schönen Hügels fort, während der andere sich in malerischen Gruppen bis an dessen Spitze zieht.

Von Galena kehrten wir wieder in den Mississippi zurück, der nun schon bedeutend an Breite abnimmt, dessen Ufer aber dafür an Reiz gewinnen.

Von Neu-Orleans bis hierher bietet dieser Strom der großen, schönen Scenen wahrhaftig so wenige, daß

ein Maler in Verzweiflung gerathen müßte, würde ihm die Aufgabe gestellt, irgend eine überraschende, reizende Ansicht davon zu liefern. Der Reisende hat für die lange Fahrt (von der Mündung bis hierher 1600 Meilen) keine andere Entschädigung, als sich an dem Gedanken zu laben, daß es doch großartig ist, zwischen diesen Urwäldern und Prairien den Rücken eines der mächtigsten Ströme der Erde von Hunderten von Dampfern befahren, in diesen Gegenden, die noch vor zwanzig Jahren größtentheils von wilden Indianern, von Bären und anderen Bestien bewohnt waren, überall Städte und Ortschaften gleich Pilzen aus der Erde entstanden zu sehen. Allerdings ist dieser Gedanke mächtig; aber schon nach wenig Tagen wird man mit den sich ewig wiederholenden Wundern so vertraut, daß man ihrer am Ende gar nicht mehr gedenkt und nur von der Einförmigkeit der Naturscenen gelangweilt wird.

In Galena vermehrte sich unsere Gesellschaft um zwei Mädchen oder Frauen von etwa zwanzig Jahren, deren Benehmen gleich zu erkennen gab, zu welcher Klasse sie gehörten. Sie sprangen umher, liefen einander nach, haschten sich u. s. w. Ich hielt mich fern von ihnen, denn noch war ich so albern, die Menschen nicht nach Farbe und Blut, sondern nach Bildung und Sittlichkeit zu schätzen. Als diese beiden Geschöpfe

den nächsten Tag den Dampfer verließen, gingen sie ganz nahe an mir vorüber, klopften mir lachend auf die Achsel und schrieen mir in die Ohren, als wäre ich taub gewesen: „Sie gleichen unserer Großmutter auf ein Haar.“ Den Jahren nach hätte dieß wohl sein können: ich verläugne mein Alter nicht; allein die Art und Weise, in welcher mir die Mädchen dieß sagten, war so auffallend beleidigend, daß ich nicht umhin konnte, ihnen zu antworten: „Und Sie gleichen zwei Affen, die ich von meinen Reisen nach Hause gebracht habe, so vollkommen, daß ich schon dachte, Sie seien mir entsprungen.“

Ueberhaupt befand sich auf diesem Dampfer wieder eine sehr gemischte Gesellschaft. Ein Paar andere junge Frauen warfen sich bei Tische mit den abgenagten Maiskolben — die Nebensitzenden waren nicht sicher, daß ihnen ein Stück davon an den Kopf flog. Und Abends erst, wenn sich alle in den Schaukelstühlen (Rocking-chairs) wiegten, da hätte ich ein Maler sein mögen, um den Frauen ein Bild zu zeichnen, wie anmuthig sie sich in diesen Stellungen ausnahmen. Es waren zehn solcher Stühle, die Frauen schoben sie in einen Kreis zusammen, setzten sich recht tief hinein, streckten die Füße weit vor, ja manche hielten auch noch den Arm über den Kopf, und so schaukelten sie

sich, so viel es der Stuhl zuließ. Wie unzart, wie unweiblich das aussah, ist nicht zu beschreiben.

Man sagte mir freilich, daß ich die Amerikaner nicht nach dem Benehmen auf den Dampfern beurtheilen solle.

Das will ich gern glauben. In den Gesellschaften in Neu-Orleans oder Neu-York hätte ich sie nicht so in ihrem natürlichen Gehenlassen gesehen wie auf den Dampfern. In den Gesellschaften hätte ich nicht gesehen, daß die Herren es sehr lieben, die Füße auf Stühle, ja selbst auf Tische zu strecken — ein eben so reizendes Bild, wie das der weiblichen Jugend in den Schaukelstühlen. In den Gesellschaften hätte ich nicht gesehen, wie die Leute die Achtung für sich und die Gesellschaft so ganz außer Augen setzen, daß sie in beschmutzten, ja selbst zerrissenen Kleidern, mit schmutziger Wäsche, ungeputzten Stiefeln an die Tafel kommen. In den Gesellschaften hätte ich nicht gesehen, daß selbst nett gekleidete Herren gleich Matrosen beständig Tabak kauen, daß sich gar viele ihrer Finger statt des Taschentuches bedienen, und daß sie bei Tische die Knochen des Geflügels, die Schalen der Kartoffeln u. s. w. auf das Tischtuch neben den Teller legen. In den Gesellschaften hätte ich nicht gesehen, wie unartig und naseweis sich die Kinder benehmen. Und schwerlich hätte ich in den Gesellschaften Gelegenheit gefunden,

zu bemerken, daß die Leute gar so orthodox und von der Sucht befallen sind, alles bekehren zu wollen, was in ihr Bereich kommt. Kaum war ich oft auf das Deck eines Dampfers gestiegen, so kam schon eine Frau oder ein Herr mit der Frage daher: „Zu welcher Kirche gehören Sie?" Ich fand diese Frage so unhöflich, so unbescheiden, daß ich meistens zur Antwort gab: „Ich bekümmere mich nicht, zu welcher Sekte Sie gehören, folgen Sie meinem Beispiele." Wünschte ich ein Buch zu haben, so gab man mir nicht selten religiöse Abhandlungen oder die Bibel. Ich finde nichts ungeschickter, als, wie man zu sagen pflegt, sogleich mit der Thüre in das Haus zu fallen: es gibt dieß einen ungünstigen Begriff von den Leuten, und man hört gar nicht oder mit Unwillen auf ihre Worte. Ich für meinen Theil floh diese Bekehrer wie das böse Fieber, denn nichts ist mir unerträglicher, als ein von seinem Glauben aufgeblasener Fanatiker.

6. August. Früh Morgens fuhren wir in einen kleinen See, aus dessen Mitte ein Inselchen steigt. Die Gegend war so still und romantisch, das Inselchen von der Welt so abgeschieden, daß nichts als eine Klause sammt dem Eremiten fehlte, das Bild vollkommen zu machen. Dieser kleine See ist das Vorspiel eines größern, des Pipin-Sees (zwanzig Meilen lang, vier Meilen breit); beide werden von dem Mis-

sissippi gebildet. Die Ansicht des letzteren entschädigte mich zum großen Theile für die lange, einförmige Strom-Reise. Südwestlich ist sein Becken von einer hohen Hügelkette eingefaßt, die oft in steilen Felswänden von drei- bis vierhundert Fuß Höhe abfällt. An eine derselben, „Maiden's-Rock" (Mädchen-Fels) genannt, knüpft sich eine traurige Sage. Ein Indianisches Mädchen war bestimmt, mit einem ihrer Landsleute verheirathet zu werden. Da kam zufällig ein Weißer, der sich in der Gegend verirrt hatte, in den Wig-wam (Dorf) des Mädchens. Er hielt sich da einige Zeit auf, lernte das Mädchen kennen und lieben und fand Gegenliebe. Als die Eltern so wie der Bräutigam dieß bemerkten, verfolgten sie das Mädchen mit Vorstellungen und Drohungen, und suchten die Hochzeit zu beeilen, um der Geschichte ein Ende zu machen. Eines Tages, als das arme Geschöpf von dem Bräutigam besonders stark gepeinigt wurde und sich nicht zu retten wußte, floh es auf den Fels und stürzte sich in den See, der den Körper nur als Leiche wiedergab.

Die anderen Seiten des Sees sind theils von Hügeln, theils von sanft aufsteigenden, gut kultivirten Flächen umgeben, deren Hintergrund eine niedere Bergkette bildet. Städtchen, einzelne Farms liegen an den Ufern. Ich konnte des Anblicks der reizenden

Landschaft, des schönen Wasserspiegels nicht müde werden, und zu schnell fuhren wir in den dritten See ein, den St. Croix, welcher von dem Flusse gleichen Namens gebildet wird und noch länger, aber bedeutend schmäler als der Pipin-See ist. Gleich einem langen, weißen Tuche schlingt er sich zwischen Hügeln, Flächen und Wäldern durch, und gestattet kaum einigen kleinen Inseln Raum in seinem Bette. Auch seine Ufer sind schön und abwechselnd.

Am 7. August Morgens trafen wir in St. Paul ein.

Zwanzigstes Kapitel.

St. Paul. — Die St. Antony-Fälle. — Die Pelzjäger. — Die Fahrt in der Postkutsche. — Stillwater. — St. Croix. — Rückkehr nach Galena. — Amerikanische Geduld. — Chicago. — Der Michigan-See. — Milwaukee. — Die unterirdische Eisenbahn. — Die Mormonen. — Der Lake Superior. — Die Indianer. — Der Huron- und Erie-See. — Cleveland. — Niagara-Falls-village.

St. Paul ist das Hauptstädtchen des Minnesota-Distriktes. Es besteht aus zwei Theilen, von welchen der eine, der untere, an dem Ufer, der andere (obere) auf Hügelland liegt. Dieses Städtchen, erst vor fünf Jahren entstanden, nimmt, wie fast alle Anlagen in diesem Distrikte, mit überraschender Schnelligkeit zu: es zählt bereits über 5000 Einwohner, und zwischen den hölzernen Häuschen stehen schon gar manche stattliche Backsteingebäude. Bis auf zwei Meilen im Umkreise gibt es hübsche Landhäuser, die in jung gepflanzten Gärten, in neu aufgebrochenem Lande liegen.

Der Distrikt Minnesota ist den Vereinigten Staaten noch nicht als Staat eingereiht. Eine Masse Landes muß, um als Staat anerkannt zu werden, von einer gewissen Anzahl Weißer bewohnt sein (sechzig- bis hunderttausend). So lange dieß nicht der Fall ist, bleibt sie „Distrikt." In den Distrikten kann sich jedermann ansiedeln, Land aufbrechen so viel und wo es ihm gefällt, man bedarf keiner Bewilligung hierzu, hat nicht das geringste dafür zu bezahlen und ist ganz steuerfrei; wird aber der Distrikt als Staat erklärt, so muß man für das in Besitz genommene Land 1¼ Dollar per Acre bezahlen oder es abgeben. Bevor der Distrikt zum Staate wird, entscheiden die Einwohner durch Stimmenmehrheit für oder gegen die Einführung der Sklaverei. Von Minnesota weiß man schon jetzt, daß die Sklaverei nicht eingeführt wird, was nicht so sehr aus Menschenliebe geschieht, als in Folge der klimatischen Verhältnisse. Das Klima ist gesund und für die Europäischen Einwanderer vollkommen geeignet; sie können hier so gut alle Feldarbeit bestellen, wie in ihrer Heimath, und wo dieß der Fall ist, kommt die Arbeit billiger zu stehen, als mit Sklaven.

Der Distrikt Minnesota hat 166,000 Quadratmeilen oder 106 Millionen Acres Land; er wurde, obwohl den Weißen schon seit mehr als hundert Jahren bekannt, doch eigentlich erst im Jahre 1849 von

der Regierung mit einiger Aufmerksamkeit untersucht und für sehr fruchtbar erklärt. Sie kaufte den Eingebornen das Land ab, kleine Strecken ausgenommen, und schickte sie größtentheils nach dem Indianer-Territorium. Die Regierung bezahlt den Indianischen Häuptlingen gewöhnlich per Acre fünf bis sechs Cents, ungefähr eben so hoch belaufen sich die Kosten der Bemessung, Unterhandlung, Versendung der Eingebornen, Geschenke u. s. w., so daß ihr der Acre Landes auf zehn bis zwölf Cents zu stehen kommt. Sie verkauft ihn dann, wie gesagt, zu $1\frac{1}{4}$ Dollar.

Seit einigen Jahren bevölkert sich Minnesota mit reißender Schnelligkeit und dürfte in kurzer Zeit zum Staate werden. Im Jahre 1852 zählte man kaum zwanzigtausend Weiße; in dem darauf folgenden Jahre ergab sich schon beinahe die doppelte Zahl.

Bisher sind die einzigen Ausfuhr-Artikel Bretter und Bauhölzer aller Gattung, die erst nach St. Louis verflößt werden, von wo man sie weiter versendet. Man kann sagen, daß in diesem Lande Dampf- und Wasser-Sägemühlen an Stellen arbeiten, wo man beinahe noch die rauchende Hütte des Indianers, die Spuren des wilden Büffels, des flüchtigen Hirsches gewahrt. Hier ist der Menschenfleiß mit der Natur im regsten Kampfe. Ich glaube kaum, daß je ein Land so schnell angegriffen wurde, wie Minnesota.

Es wird zwar noch viel an Getreide, Kartoffeln u. s. w. von den Nachbarstaaten eingeführt, weil die Ansiedler noch zu sehr mit der Lichtung der Wälder, mit den Sägemühlen beschäftigt sind; doch hofft man schon in wenig Jahren nicht nur den eigenen Bedarf zu decken, sondern sogar auszuführen, da der Boden sich als außerordentlich fruchtbar zeigt.

Schönes, glückliches Land, das jedem Auswanderer mit gutem Gewissen zu empfehlen ist, besonders solchen, die kräftige Hände, Arbeitsliebe und Ordnungssinn mitbringen! Hier kann der Ansiedler auf baldigen Lohn hoffen, das Klima ist nicht tödtend, die Arbeit nicht so beschwerlich und langjährig, wie in manchen andern Ländern, wo oft erst die Kinder den Fleiß der Eltern ernten.

Ich kam nach St. Paul mit einem Empfehlungsbriefe an Herrn Holingshead, der sich sein Haus eine kleine Strecke von der Stadt auf einem Hügelchen gebaut hat, von welchem er das reizendste Rundgemälde überblickt. Das ganze Land ist wellenförmig und noch von großen Prairien und mächtigen Wäldern bedeckt. Die wellenförmige Bildung gestattet ausnehmend weite Fernsichten. Ein Hügel, welchen mir Herr Holingshead zeigte, soll hundert Meilen im Umkreise sichtbar sein und den verirrten Wanderern als Leitstern dienen.

Herr Holingshead war so freundlich, mich sogleich zu einer Fahrt nach den berühmten Wasserfällen des Mississippi (den St. Antony-Fällen, 9 Meilen) einzuladen. Die lieblichsten Wege führen dahin über Ebenen und Hügel, zwischen Prairien, Bosketten und neu aufgebrochenen Feldern, in deren Mitte der kürzlich angekommene Farmer vorläufig seine Bretterhütte aufgeschlagen hat. Jeder Schritt, der mich den Fällen näher brachte, steigerte meine Neugierde, denn ich hatte sie von den Amerikanern als höchst merkwürdig schildern hören. Ich konnte zwar keine mächtige Wassermasse erwarten, da der Fluß so seicht war, daß wir kurz vor seinen Fällen durchfahren konnten; doch war seine Breite noch ziemlich bedeutend; was an Wasserfülle mangeln mochte, hoffte ich an Höhe ersetzt zu sehen. Bald stand ich vor den Fällen, über alle Maßen erstaunt — aber nicht über deren Großartigkeit, sondern über deren Unbedeutendheit. Ueberdieß gab es nicht mehrere, sondern nur einen Fall. Die Höhe des Sturzes mochte kaum zwanzig Fuß betragen, die Breite war zwar bedeutend, aber eben dadurch verlor sich die Höhe noch mehr. Zudem war der Fall durch eine Brettermühle und durch eine Menge angeschwemmter Baumstämme sehr verunstaltet. Das schönste ist die Felswand, über die er sich stürzt: sie schien wie mit einem Meisel senkrecht abgeschnitten. Die nahe

Umgebung bot nichts Romantisches: sie bestand aus Waldungen, die alle Aussicht versperrten.

Und so sah ich abermals eine Naturscene, aus welcher die Amerikaner ein Wunder machen, und abermals muß ich gestehen, daß nur Leute, die nichts weiter gesehen haben, so urtheilen können. Aus Gefälligkeit in das allgemeine Horn zu blasen, wie viele Reisende es thun, ist meine Sache nicht; ich schreibe wie ich sehe und fühle, bin jedoch weit entfernt zu glauben, daß meine Ansichten und Gefühle immer die richtigen sind.

Von dem Falle des Mississippi fuhren wir mit einem kleinen Umwege an dem Falle des Minne-ha-ha (lachendes Wasser) vorüber, nach St. Paul zurück. Dieses Wässerchen hat kaum drei Fuß in der Breite, stürzt sich jedoch senkrecht über eine Wand von sechzig Fuß, in ein Becken, das von dicht bewachsenen Hügeln, oder eigentlich Felswänden, enge umschlossen ist. Das Ganze gleicht einem eingestürzten Krater, allein keine ausgeworfene Lava ist sichtbar. Man kann zwischen dem Falle und der Felswand durchgehen. Mir gefiel beinahe dieser Miniatur-Wasserfall besser, als jener gerühmte des Mississippi; von ersterem erwartete ich nichts, von letzterem sehr viel. Besonders reizend waren die Ansichten von den kleinen Höhen: der Blick schweifte ungefesselt weit hin über das wellenförmige Prairien-Land, auf der einen Seite den Fluß

Minnesota, auf der andern den Mississippi verfolgend, der nach dem Sturze seinen Lauf in einem engen Felsbette fortsetzt.

Auch an dem Fort Sneling kamen wir vorüber, das auf erhöhtem Felsgrunde steht, aus Stein gebaut und mit seinen vier Eckthürmen für Indianer gewiß uneinnehmbar ist. Bei diesem Fort ergießt sich der Minnesota in den Mississippi.

Wir fanden hier einige der sogenannten „Pelzjäger" gelagert. Diese Leute führen ein ganz eigenthümliches Leben. Sie halten sich beständig unter den Indianern auf, wählen ihre Weiber aus ihnen und beschäftigen sich nur mit Jagd und Tauschhandel. Sie halten sich Wochen und Monate lang in den dichtesten Wäldern auf, wandern hoch nach dem Norden hinauf und suchen mit allen Stämmen in Verbindung zu kommen. Sie nehmen von den Eingebornen Pelzwerk gegen Glasperlen, Messing, gefärbte Stoffe u. s. w. Wenn sie der Waaren genug gesammelt haben, beladen sie damit kleine, zweirädrige Karren, mit einem Pferde bespannt, und ziehen nach den großen Städten, um zu verkaufen. Zurück bringen sie Kaffee, Zucker, Thee u. dgl. für ihren Bedarf, und andere Waaren für die Indianer. Während der Reise lagern sie stets in kleinen Zelten unter Gottes freiem Himmel. Sie gewinnen ihre Lebensweise meistens so lieb, daß

sie dieselbe gegen die bequemste und angenehmste nicht vertauschen würden. Obwohl sie oft viel Geld für ihre Pelze lösen, kehren sie doch häufig arm zurück, da sie wie die Minenarbeiter in Californien sind, und in kurzer Zeit den schwer verdienten Gewinn durchbringen. Glücklich noch jener, der davon so viel erübrigt, einige Waaren für den Tauschhandel mit nach Hause zu bringen. Die meisten dieser Pelzjäger sind Franzosen.

Mit trefflichem Appetit kamen wir von diesem Ausflug zurück nach Herrn Holingshead's Haus, wo ein ausgezeichnetes Mittagsmahl unsrer harrte. Nach Tische führte mich noch Frau Holingshead nach einer kleinen Grotte, zwei Meilen von St. Paul, die eine halbe Meile weit in einen Sandhügel dringt. Ein Bächlein, das seinen Lauf durch die Grotte nimmt und kein eigentliches Bett hat, verbreitet überall Nässe und Feuchtigkeit, so daß der Gang in das Innere sehr unangenehm und dabei nicht lohnend ist, denn nirgends wird die Gestaltung eines Tropfsteins sichtbar. Das hübscheste ist eine unregelmäßige Halle am Eintritte, welche die Städter manchmal an heißen Tagen zu geselligen Vergnügungen benützen.

Am 9. August verließ ich St. Paul, um nach dem Lake Superior zu gehen. Diese Reise wird theils auf dem Flusse St. Croix und theils zu Lande gemacht. Ich hatte mich zu St. Paul mit einem Herrn,

der gleichfalls dahin wollte, besprochen', den Ausflug gemeinschaftlich zu unternehmen, und sollte zu Stillwater (16 Meilen von St. Paul) zwei Tage auf ihn warten.

Nach Stillwater fuhr ich mit dem Postwagen. Ich fand da einen jungen Mann, der kein Wort sprach, und eine junge Frau, die keinen Augenblick schwieg. Schon in der ersten Viertelstunde hatte sie uns alle ihre Verhältnisse erzählt. Nachdem wir kaum zwei Meilen gefahren waren, vermehrte sich unsere Gesellschaft um eine dritte Person, eine junge Frau, dem Putze nach zur reichen Klasse gehörend, denn sie war in Seide gekleidet und mit Schmuck reichlich versehen. Allein ihr Benehmen verrieth sie nur zu schnell. Die eine Seite ihres Gesichtes wies noch große blaue Flecken, die sie vermuthlich in irgend einer Schenke erbeutet hatte. Sie kaute Tabak trotz dem derbsten Amerikaner, zog ein Fläschchen mit Branntwein aus der Tasche, labte sich ohne Umstände damit und lud uns freundschaftlich zum Mitgenuß ein. Sie richtete an uns alle das Wort. Von dem stummen Herrn und mir erhielt sie zwar keine Antwort; aber mit dem geschwätzigen jungen Weibe gerieth sie alsbald in tiefes Gespräch. Doch diese Gesellschaft genügte der Dirne nicht, sie rief dem Kutscher zu, anzuhalten, stieg aus und gesellte sich zu einigen Männern, die oben auf dem

Wagen saßen. Mittags wurde an einem Gasthofe angehalten, wir setzten uns an die Tafel und mußten diese Person in unserer Mitte dulden — sie war ja eine Weiße! — Nach Tische kam ein hübscher, junger Mann in unsere Kutsche, und als die edle Dame dieß sah, stieg auch sie wieder ein. Die beiden Leutchen wurden bald so vertraut mit einander, daß man bedauern mußte, Ohren und Augen zu haben. Ich erzähle dieses schöne Intermezzo nur, um zum Nachdenken darüber aufzufordern, ob man die Menschen nach ihrer Hautfarbe, oder nach ihrem Benehmen beurtheilen solle.

Die kurze Reise*) nach Stillwater ist so lieblich, daß ich sie (nur in keiner Stage-coach) aus Vergnügen oft wiederholen könnte. Hübsche Wege führen durch einen natürlichen Wiesenpark, an kleinen Seen vorüber, die sehr reich an Fischen sein sollen, und hin und wieder eröffnen sich Aussichten auf den schönen St. Croix See, auf Prairien und weite Strecken Landes.

Zu Stillwater nahm mich Herr Schulenburg freundlich in seinem Hause auf, und ich wartete verab-

*) Zu einer Reise von sechzehn Englischen oder vier Deutschen Meilen benöthigten wir sechs Stunden, hielten über Mittag an und wechselten die Pferde. Das nenne ich doch schnell reisen! —

redeter Weise zwei Tage auf meinen Reisegefährten; als aber weder er noch einige Zeilen von ihm kamen (die erste Unhöflichkeit, die ich von einem Amerikaner erfuhr), ging ich am dritten Tage den 12. August, auf einem kleinen Dampfer nach St. Croix (30 Meilen).

Stillwater liegt nahe dem Ende des Sees, und bald kamen wir in den St. Croix-Fluß, der nur bis St. Croix, und zwar nur für ganz kleine Dampfer befahrbar ist; bei St. Croix bildet er Stürze und Wasserfälle, und oberhalb dieser ist er seicht und voll Felsen, durch welche sich kaum kleine Boote durcharbeiten können.

Die Fahrt ist hübsch, man ist von wilden, pittoresken Fels- und Waldparthien umgeben; aber den nur einigermaßen verzärtelten Reisenden würde sie wohl nicht für die Unannehmlichkeiten entschädigen, welchen er auf diesen ganz beschränkten Dampfern ausgesetzt ist. Bis jetzt ist die Gegend meistens nur von Holzschlägern und Holzhändlern besucht, die in ihren ganz beschmutzten und zerrissenen Anzügen nicht selten betrunken an Bord kommen. Da nur ein Platz existirt, muß man in ihrer Gesellschaft leben. Der Tisch war jämmerlich bestellt, ein ekelhaftes Tischtuch aufgebreitet, Theetassen dienten statt der Trinkgläser. Ich werde dieses Dampfers, dieser Gesellschaft nicht leicht vergessen; ein Betrunkener saß mit am Tische, ein

zweiter lag daneben im Bette und schnarchte nach dem Takte. —

Wir saßen mehrmals auf Sandbänken auf und erreichten diesen Tag nicht St. Croix, obwohl wir Stillwater schon Morgens acht Uhr verlassen hatten. Man wies mir für die Nacht ein schmutziges Bett an, das so hart und knollicht war, als wäre es mit Steinen ausgefüllt gewesen.

13. August. Um neun Uhr Morgens erreichten wir St. Croix. Der Dampfer hielt in einem Wasserbecken, das von sechzig bis siebenzig Fuß hohen Felsen so enge umschlossen ist, daß man kaum die Ein- und Ausfahrt gewahren konnte. Eine der Felsspitzen, von den übrigen etwas abgesondert, führt den Namen „des Teufels Schornstein."

Als ich an's Land stieg, bat ich sogleich jemanden, mich nach den zwei Fällen des St. Croix-Flusses, dem Taylor- und dem obern Falle zu führen, von welchen beiden man mir in Stillwater und St. Paul viel gesprochen hatte. Wenn wir Europäer von einem Wasserfalle sprechen, verstehen wir darunter doch eine hübsche Masse Wassers, die sich über eine Höhe von wenigstens zwanzig bis dreißig Fuß stürzt. Die Amerikaner sind in ihren Ansprüchen viel bescheidener: sie ersetzen an dem Namen, was der Sache fehlt. Man wies mir eine Wasserschnelle (Rapid) von kaum drei

Fuß Höhe, vor welcher der Dampfer anhielt, und die ich, ihrer Unbedeutendheit wegen, gar nicht beachtet hätte, dieß war der Taylor-Fall; auch der obere Fall, eine Meile höher, war eher einer Schnelle zu vergleichen: seine Höhe betrug sieben bis acht Fuß.

St. Croix besteht bis jetzt nur aus einem Gasthause*), einem Dutzend hölzerner Hütten und ein Paar Sägemühlen, die im Walde umherliegen. Man hofft, daß sich hier bald eine bedeutende Stadt bilden wird. Diese Hoffnung hegen die Amerikaner überall, wo einige Hütten entstehen.

Die Witterung in St. Paul, Stillwater und hier war bereits so rauh, neblicht und regnerisch wie kaum bei uns im Monat November, so daß man mir abrieth, die Reise nach dem Lake Superior zu Lande zu machen; sie wäre auch unter diesen Umständen, des bösen Sumatra-Fiebers wegen, das ich nicht los werden konnte, wirklich gefährlich für mich gewesen. Ich kehrte daher wieder über Stillwater nach St. Paul und von da mit dem Dampfer Galena auf dem Missisippi nach Galena (300 Meilen) zurück. Von Galena fuhr ich mit der Stage-coach nach Warren (25 Meilen) und

*) Ein Gasthof oder Boarding-house bildet sich gleich bei ein Paar Häusern. Der Amerikanische Arbeitsmann, Tischler, Maurer u. s. w. will gute Kost, ein gutes Bett haben und bezieht sogleich den Gasthof, wo er per Woche zahlt.

von da mit der Eisenbahn nach Chicago (175 Meilen), wo ich am 20. August ankam. Ueber diese Reise läßt sich nichts sagen, als daß das Land durchgehends wellenförmig gebildet, zum Theil mit Waldungen bedeckt ist und sehr fruchtbar scheint; die üppigen Felder versprachen überall reiche Ernten.

Ungleich größeres Interesse fand ich darin, den Amerikaner zu beobachten, der mir mit seinen widersprechenden Eigenschaften ewig ein Räthsel bleiben wird. Auf einer Seite ist oft ein Wort hinreichend, sein Blut in Wallung zu bringen, ja ihn bis zu Mord und Todtschlag zu führen, auf der andern besitzt er die unendlichste Geduld. Letzteres namentlich den Dienstleuten gegenüber, die beinahe die eigentlichen Herren im Hause zu sein scheinen: um jede Dienstleistung muß man sie bitten und ersuchen, als wäre es eine Gnade, selbe von ihnen zu erhalten. Ich sehe es gewiß von Herzen gerne, daß Dienstleute wie zur Familie gehörend, behandelt werden, würde aber auch strenge darauf halten, daß sie die Pflichten, die sie gegen mich übernommen haben, eben so genau erfüllen, wie ich die meinigen gegen sie.

Eine eben so ungemessene Nachsicht zeigen die Amerikaner, wie ich zum Theile schon erwähnt habe, mit den Ungezogenheiten nicht nur ihrer eigenen, son-

dern auch der fremden Kinder. Um die Geduld meines Lesers nicht zu ermüden, will ich von den vielen Beispielen, die mir vorkamen, nur eines erwähnen. Ich fuhr einst in einer Stage-coach an einer einsamen Farm vorüber. Ein Junge kam heraus gesprungen, schrie dem Kutscher zu, anzuhalten und lief dann zurück in das Haus. Der Kutscher hielt einige Minuten, kein Mensch kam, — es war ein Scherz des Knaben. Anstatt abzusteigen und den Jungen zu züchtigen, begnügte sich der Kutscher ein „Goddam" auszurufen, und fuhr weiter.

Mit wahrer Entrüstung aber war ich Zeuge der Gelassenheit, mit welcher sich auf der Fahrt von Galena nach Warren neun Herren den Launen eines der Kutscher unterwarfen. Auf der letzten Station, auf welcher die Pferde gewechselt werden, pflegen die Reisenden, wenn sie frühzeitig ankommen, Thee oder sonstige Erfrischungen zu nehmen. Wir waren aber später von Galena fortgefahren, hatten Angst, den Zug auf der Eisenbahn zu versäumen, und sagten dem Kutscher, der ebenfalls auf jeder Station gewechselt wird, er solle gleich weiterfahren. Dieser jedoch, mit dem Wirthe vermuthlich einverstanden, befahl uns fast, den Thee zu nehmen und erklärte, daß er vor einer halben Stunde nicht weiterfahren würde. Wir nahmen zwar keinen Thee; allein der Kutscher verschwand, und all unser

Rufen brachte ihn nicht zur Stelle. Als er endlich kam, ersuchten ihn die Herren auf die höflichste Weise, die Fahrt so viel wie möglich zu beschleunigen. Die Straße war herrlich, die Pferde waren frisch — der Kutscher aber fuhr im langsamsten Schritte. Keine Bitte half, nicht einmal Geld, das man ihm gab. Die Herren stießen zeitweise ein halblautes „Goddam" aus, und damit war es abgethan. Ich als Frau konnte nichts machen; aber ein Halbdutzend meiner phlegmatischen Deutschen Landsleute hätte ich an die Stelle zaubern mögen, und bin überzeugt, die hätten sich zu helfen gewußt.

Glücklicher Weise kamen wir drei Minuten vor dem Abgange des Zuges an, und da niemand Reisekoffer mit sich führte, hatten wir nur von Wagen zu Wagen zu steigen. Das Versäumen des Zuges hätte uns einen ganzen Tag gekostet, denn es war Sonnabend, und am Sonntage geht in dem Staate Illinois kein Zug.

Die Stadt Chicago liegt in einer Ebene an dem Michigan-See. Das einzige Merkwürdige an ihr ist ihr schnelles Emporwachsen. Im Jahre 1830 entstanden die ersten hölzernen Hütten, vier Jahre später fing man an zu vermuthen, daß der Platz vortheilhaft werden könnte, nahm ihn rasch in Angriff, und nun zählt die Stadt schon an 60,000 Einwohner.

Ueberhaupt erfreut sich der ganze Staat Illinois einer reißend schnellen Entwicklung. Man kann von ihm dasselbe sagen, wie vom Distrikte Minnesota: das wellenförmige Land ist vortrefflich, die Prairien sind leicht in Felder umzuschaffen, das Klima ist gut und daher das Zuströmen der Einwanderer sehr bedeutend. Dabei ist der Amerikaner unternehmend wie kein anderer Mensch in der Welt, baut gleich Eisenbahnen nach allen Richtungen und befährt Flüsse und Seen mit Dampfern. Die Verbindungen sind früher im Gange, als die Gegend bevölkert ist; aber eben diese Verbindungen erleichtern das Ansiedeln. Ueberall wird Land aufgebrochen, werden Farms errichtet, und wie durch Zauber entstehen Ortschaften und Städte.

Am 22. August setzte ich die Reise auf dem Michigan-See fort. Ich fuhr bis Milvaukee (96 Meilen) in dem Staate Wisconsin. Auch diese Stadt, erst im Jahre 1833 entstanden, zählt bereits 35,000 Einwohner, von welchen ein Dritttheil Deutsche sind.

Ich fand hier den ersten guten Deutschen Gasthof, Herrn Wetzstein gehörig, in welchem man treffliche Kost, sehr hübsche reinliche Zimmer für den billigen Preis von einem Thaler per Tag bekam. In den andern Städten, wo ich bisher nach Deutschen Gasthöfen gefragt hatte, waren es schmutzige Kneipen für arme Einwanderer.

In Milwaukee verweilte ich einige Tage und erfuhr von den Deutschen, ganz besonders von den Frauen sehr viele Aufmerksamkeiten. Ihr freundlich zuvorkommendes Wesen, ihr Bestreben mir gefällig zu sein, wird nie in meinem Gedächtnisse erlöschen. Herr Napastek veranstaltete jeden Nachmittag eine Parthie nach den schönsten Punkten der Umgebung, nach Melm's Garten, nach Pest's Pavillon u. s. w. Die Fernsichten waren reizend, obwohl es der Landschaft an Hügeln und Bergen gebrach. Aber der herrliche Wasserspiegel des Sees, der in unübersehbarer Weite mit dem Horizonte verschwamm, ersetzte die fehlende Gebirgswelt.

Außer den Deutschen Frauen lernte ich auch eine sehr liebenswürdige junge Amerikanerin kennen, deren Gemahl, Herr Booth, Herausgeber des „Demokraten" und wüthender Abolutionist, sich vor kurzem an einem Aufstande betheiligte, welcher eines entlaufenen Sklaven wegen hier statt hatte. Der Fall war folgender: Ein Neger, aus den Sklavenstaaten entflohen, wurde hier entdeckt und gefangen gesetzt. Er sollte seinem Herrn, der gekommen war, ihn abzuholen, ausgeliefert werden. An dem dazu bestimmten Tage vereinigten sich viele Abolutionisten, Herrn Booth an der Spitze, stürmten das Gefängniß, befreiten den Neger und verhalfen ihm zur Flucht nach Canada.

Herr Booth wurde eingesperrt, später jedoch auf Ehrenwort und gegen eine Erlegung von 2000 Thaler bis zur Beendigung des Prozesses frei gelassen. Sollte er den Prozeß verlieren, so muß er auf sechs Monate in das Gefängniß und 1000 Thaler Strafe bezahlen*).

Wie widersprechend sind doch die Gesetze, oder vielmehr wie leicht umgangen in diesem Lande! Wenn jemand einen Brand anlegt, ein betrügerisches Fallissement macht, ja einen Mord oder was immer für ein großes Verbrechen begeht, kann er leichter durchzukommen hoffen, als wenn er sich eines entlaufenen Sklaven annimmt, demselben zur Flucht behülflich ist. Könnte man ein Verbrechen sittlich nennen, so würde es dieses sein, und gerade da sind die Richter unerbittlich. Wie empörend ist nicht ein solches Gesetz in einem republikanischen jungen Staate, welcher der ganzen Welt als Muster aufgestellt werden sollte! —

In dem Staate Illinois hat sich eine geheime Gesellschaft gebildet, die den aus den nachbarlichen Sklavenstaaten entlaufenen Negern zur Flucht nach Canada behülflich ist. Zu diesem Zwecke gibt es verschiedene Stationen, auf welchen stets Pferde und Wagen bereit stehen, die Flüchtlinge in größtmöglichster Eile

*) Von den freien Negern in Milwaukee erhielt Herr Booth einen werthvollen, schönen Stock, den sie ihm als Vertheidiger ihrer armen schwarzen Brüder verehrten.

über die Grenze zu bringen. Man nennt diese Art der Beförderung „die unterirdische Eisenbahn.“ Wenn der Sklave so glücklich ist, die erste Station zu erreichen, kann er sich für so viel wie gerettet halten. Ist das Gericht auf seiner Spur, daß man ihn nicht gleich fortschaffen kann, so hält man ihn verborgen und bietet alle Mittel auf, sein Entkommen zu bewerkstelligen.

Am 26. August verließ ich Milwaukee auf dem Dampfer Troi, der den ganzen Michigan-See entlang bis Sault St. Maria (304 Meilen) führt. Der Michigan-See ist, als Wasserfläche betrachtet, unstreitig großartig und einem Meere zu vergleichen, da seine Länge 400, seine größte Breite 80 Meilen beträgt. Die Umgebung dagegen ist im höchsten Grade einförmig — nichts als unübersehbare Ebenen. Die Ufer steigen höchstens bis 30 Fuß auf, und die Städte, die allein das ewige Einerlei unterbrechen, bieten eben so wenig Interesse, da sie eine der andern vollkommen gleichen.

Gegen das Ende des See's gibt es viele Inseln, darunter die „Biber-Insel,“ welche von Mormonen*) bewohnt wird. Wir hielten hier, wie überhaupt an vielen Orten an. Ich stieg an's Land, um diese Leute zu besuchen, deren Lebensweise als gänzlich verschieden

*) Auf dieser Insel lebt nur ein kleiner Zweig dieser Sekte; der Hauptsitz der Mormonen ist am Salz-See, tief im Innern des Landes.

von jener aller andern christlichen Sekten geschildert wird. Man sagt von ihnen, daß sie Weiber- und Güter-Gemeinschaft haben, daß sie gemeinschaftlich essen und arbeiten, daß die Kinder der Mutter im dritten Jahre weggenommen und der Gesellschaft übergeben werden u. s. w.

Ich fragte einen alten, ehrwürdig aussehenden Mormonen hierüber. Derselbe wollte von alledem nichts wissen; nur was Feld- und andere Arbeiten anbelange, sei Gemeinschaft eingeführt. Er erzählte mir ferner, daß ihr Chef oder Priester ein Prophet sei, der die Krankheiten, mit Ausnahme der Beinbrüche (da reicht die Kraft des heiligen Mannes vermuthlich nicht aus) durch Auflegen der Hände heile, daß derselbe jeder Arbeit enthoben sei und dessen ungeachtet mehr arbeite, als der fleißigste unter ihnen, denn er sei nicht nur den ganzen Tag, sondern auch den größten Theil der Nacht mit Schreiben beschäftiget. Als ich ihn fragte, was jener denn so viel zu schreiben habe, ob es religiöse Tractate und Uebersetzungen derselben in verschiedene Sprachen wären, um sie hinaus in alle Welt zu senden und Proseliten zu machen, erhielt ich zur Antwort, daß er niemanden offenbare, was er schreibe, daß dieß ein heiliges Geheimniß sei. Zum Mormonenthum gehört also auch eine tüchtige Portion Glauben.

Ferner vernahm ich von diesem Manne, daß wenn

ihr Prophet oder Priester stürbe, ein anderer unmittelbar von Gott gewählt und die Wahl durch einen Engel verkündet würde. Bei näherer Befragung zeigte es sich jedoch, daß der Prophet Gott und Engel selbst vorstellt, daß er seinen Nachfolger bestimmt, den guten Leuten vorgebend, es sei ihm die Wahl im Traume von einem Engel zugeflüstert worden (!!)

Am 28. August erreichten wir das Ende, oder besser gesagt, den Anfang des Michigan-Sees, der mit dem Lake Superior durch den Fluß Sault St. Maria (nur einige Meilen lang) verbunden ist. Unmittelbar vor dem Eingange in den Lake Superior bildet der Fluß starke Schnellen oder Abfälle, auch ist das Bett voll von Riffen und Felsen, über die sich das Wasser mit großer Gewalt stürzt, so daß die Schifffahrt auf die Strecke von einer Meile unterbrochen wird. Man arbeitete gerade an einem Schleußen-Kanale, welcher die Schiffe von einem See in den andern fördern wird. Die Kosten dieses Baues sind auf 650,000 Dollars veranschlagt. Der Obere See (Lake Superior) liegt 792 Fuß über der Meeresfläche und einige dreißig Fuß höher als der Michigan.

Zu Sault St. Maria mußte ich einen Tag auf den Dampfer warten, der den Oberen See befährt. Ich wohnte da bei Herrn Johnson, welcher ein kleines, aber sehr nettes Boardinghouse hält und mit

seiner Familie zu den trefflichsten Menschen gehört. Jeder Reisende wird sich bei ihm heimisch und zufrieden fühlen.

Am 29. August spät Abends trat der Dampfer „Baltimore" seine Rundfahrt um den See an. Die Nacht war sehr neblicht, und durch Unvorsichtigkeit des Steuermannes, der sich dem Lande zu nahe hielt, fuhren wir auf eine vor dem Oertchen White fish points gelegene Sandbank hart auf. Wir mußten den Tag erwarten, die ganze Ladung herausnehmen und wurden erst nach zwölf Stunden angestrengter Arbeit wieder flott. Wir waren kaum hundert Fuß vom Ufer entfernt und hätten eben so gut, wie auf die Sandbank, auf das feste Land auffahren können. Dergleichen Unvorsichtigkeiten und noch bei weitem größere, kommen jedoch in den Vereinigten Staaten so häufig vor, daß man gar nicht viel Wesens davon macht.

Bei dieser Gelegenheit sah ich das Oertchen White fish points, welches von Indianern bewohnt ist, die sich ausschließlich mit dem Fischfange beschäftigen. Auch ein Paar Amerikaner haben sich da angesiedelt, um von den Eingebornen die Fische einzutauschen, welche getrocknet und eingesalzen werden. Der Obere See zeichnet sich durch seinen Reichthum an äußerst schmackhaften Fischen aus. Dieser Nahrungsquelle zufolge war auch in früheren Zeiten die ganze Umgebung des

Sees sehr bevölkert, und als die Französischen Jesuiten im 17. Jahrhunderte bis hierher vordrangen, fanden sie Wig-wams mit einer Bevölkerung von 2000 Seelen. Jetzt ist das freilich schon lange anders. Die Weißen brachten ihnen Seuchen und Branntwein, so daß die Bevölkerung bald zusammen schmolz, und von den Resten dieses unglücklichen Volkes werden noch in der neuesten Zeit manchmal kleine Transporte nach dem „Indian Territory" gesendet. Ein Indianer dürfte auch an diesem unermeßlichen See bald zur seltenen Erscheinung werden.

Der Superior-See ist der größte Süßwasser-See in der bekannten Welt, er hat 355 Meilen Länge, 160 Meilen größte Breite, seine Wasserfläche beträgt 32,000 Quadratmeilen, die tiefste Stelle 900 Fuß. Von den Jesuiten im Jahre 1641 entdeckt, wurde das umliegende Land im Jahre 1671 von der Französischen Regierung in Besitz genommen. Im Jahre 1659 geschah die erste Erwähnung des daselbst vorkommenden Kupfers: die Eingebornen zeigten den Jesuiten ein Stück reines Kupfer von sechs- bis siebenhundert Pfund. Doch wurde erst in unserem Jahrhundert, im Jahre 1845, angefangen, dieses Metall auf bergmännische Art zu Tage zu fördern. Die Bergwerke liegen alle mehrere Meilen von dem See entfernt, der tiefste Schacht mißt

700 Fuß, die größte Masse reinen Kupfers, die bisher gefunden wurde, soll 50 Tonnen schwer gewesen sein.

Wir machten auf dem Lake Superior wenigstens fünfhundert Meilen, bis wir an sein Ende kamen, denn wir lenkten in viele Buchten ein und brachten den erst kürzlich entstandenen Oertchen (von den Amerikanern bereits Städte genannt) Lebensmittel und sonstige Bedürfnisse.

Bei Lepointe, in dessen Nähe zwölf Inselchen liegen, die „zwölf Apostel" genannt, fanden wir zufällig sehr viele Indianer. Die Amerikanische Regierung theilt nämlich alljährlich im Monat September an die Chefs und Vornehmsten der Stämme, welche noch in diesen Gegenden leben, Geschenke an Lebensmitteln, Kleidungsstücken, Geld u. s. w. aus. Die Vertheilung findet zu Lepointe statt, wo sich alle zu beschenkenden Indianer versammeln.

Ich sah deren eine ziemlich bedeutende Anzahl; sie gehörten zu den Chipewa- und Sioux-Indianern und waren hübscher, kräftiger und höher an Wuchs, als die meisten, besonders die südwestlichen, die mir bisher vorgekommen waren. Doch hatten sie auch breite Backenknochen und straff herabfallende Haare, die einen Theil des Gesichtes verbargen. Das Häßlichste an ihnen war die Hautfarbe: eine recht schmutzig blaßgelbe Lederfarbe. Wie sie zu dem Namen „Roth-

häute" gekommen sind, mögen die Götter wissen. Es gab zwar manche rothbraune Gestalt unter ihnen, man hätte die Hautfarbe für natürlich halten können, so fein war sie am ganzen Körper eingerieben; allein bei näherer Betrachtung sah man wohl, daß es nicht die Naturfarbe war. Nichtsdestoweniger fand ich gar manche dieser Wilden mit ziemlich regelmäßigen, hübschen Gesichtszügen. Einige hatten etwas von der Kultur der Weißen angenommen, gingen Europäisch gekleidet, trugen die Haare zierlich gekämmt, sprachen Französisch oder Englisch, verstanden diese Sprachen sogar zu schreiben, und hatten Handwerke gelernt oder sich dem Handel gewidmet. Der große Haufe aber zieht es vor, schlecht zu leben, halb nackt zu gehen, nur nicht zu arbeiten. Die Indianer in den kalten Gegenden sind eben so wenig zum Ackerbau und zu Handwerken zu bewegen, wie die Völker unter der heißen Zone.

Erst am fünften Tage der Reise erreichten wir Fond of lake, die äußerste südwestliche Spitze des Sees. Ich war nun den ganzen See entlang gefahren, konnte aber in die stete Begeisterung der mich umgebenden Gesellschaft nicht einstimmen. Wenn die Leute nur einige hölzerne Hütten beisammen stehen sahen, ging es wie aus einem Munde: „Ach wie schön, wie herrlich! Welches Bild könnte man da entwerfen!" Es ist wahr, der Lake Superior ist ungleich pittores-

ker, als der Michigan-See, die ihn umgebende, noch größtentheils im Schlummer ruhende Natur, die finster aufsteigenden Wälder, die Hügelketten verleihen ihm vielen Reiz; doch herrscht zu wenig Abwechselung, um von der Umgebung begeistert werden zu können. Die Hügel sind meistens niedrig, der höchste Berg, der St. Ignacio an der Neepigon-Bay soll 1300 Fuß hoch sein; diesen Koloß bekamen wir jedoch nicht zu sehen.

Die neu angelegten Oertchen sind alle sehr unbedeutend: sie bestehen vor der Hand noch aus kleinen Holzhäuschen, die mitten in den Waldungen liegen. Das Land wurde noch nirgends aufgebrochen, die Dampfer bringen allen Lebensbedarf für die neuen Ansiedler mit.

Unter den Reisenden gab es auch wieder gar manche, die begierig waren, zu wissen, welcher Religion ich angehörte, wer mir Geld zum Reisen gäbe u. s. w. Diese unzarte Neugierde berührte mich jedesmal sehr unangenehm, und ich fand mich wirklich oft gezwungen, in meinen Antworten ein wenig derb zu werden, um den unverschämten Fragen ein Ende zu machen.

Am zweiten Tage der Reise kam eine Frau von ungefähr dreißig Jahren an Bord. Sie war für ihr Alter etwas zu jugendlich gekleidet, trug die Haare in langen Locken bis über die Schultern hinab und einen

großen runden Strohhut. Kaum hatten die übrigen Frauen sie gesehen, so kam sogleich eine derselben zu mir, vor einem Gespräche mit dieser Fremden warnend: man glaube, sie habe keinen guten Ruf. Ich erwiderte ihr, daß das Glauben nicht genug sei, jemanden zu beleidigen; aber außer mir sprach auch richtig niemand mit ihr. Abends wurden wie gewöhnlich einige Quadrillen getanzt. Bei der dritten Quadrille führte ein Herr die Fremde auf den Tanzplatz. Die Musik begann; aber kein anderes Paar erschien. Der Herr trat vor und frug, warum man diese Frau absichtlich so beleidige, er kenne sie und wisse, daß sie bei Verwandten zum Besuche gewesen sei und nun zu ihrem Gemahl nach Fond of lake gehe; ihr Charakter sei tadellos. Keine Antwort erfolgte, und der Tänzer war gezwungen, mit der Frau abzutreten.

Hätten doch die anderen religiösen, tugendhaften Frauen wenigstens so viel Zartgefühl gehabt, nicht mehr zu tanzen: das wäre doch eine kleine Entschädigung für die schwere Beleidigung gewesen; aber weit entfernt davon — kaum war der Platz geräumt, so fing das Tanzen wieder an.

Zufälliger Weise bestürmte mich den nächsten Morgen gerade wieder eine der neugierigsten Frauen mit der Frage, zu welcher Religion ich gehöre. Ich erwiderte ihr ganz erzürnt: „Gewiß nicht zu jener, zu welcher

Sie und die ganze Gesellschaft gehören, denn meine Religion verbietet mir, einen Nebenmenschen zu beschimpfen, ihm die Ehre zu rauben." — Von diesem Augenblick an hatte ich Ruhe.

In Fond of lake sind in einem kleinen Halbkreise bereits fünf Plätze an dem See für Städte abgesteckt; an manchen stehen schon einige hölzerne Häuschen. Sollten die Städte zu Stande kommen, so dürften sie sich beinahe berühren; doch bezweifle ich die Erbauung, denn außer den Kupferminen wird, da der Boden schlecht ist, keine Erwerbsquelle sein. Leicht dürften einige von ihnen das Schicksal des Städtchens Trinidad in Kalifornien haben und eingehen, bevor sie noch zu Städten werden.

Am 6. September traf ich wieder zu Sault St. Maria ein. Ich hatte nun zehn Tage beinahe in derselben Gesellschaft gelebt und mit Erstaunen bemerkt, wie freundlich und zärtlich die Frauen mit einander thaten, gerade als wären sie alte Bekannte gewesen. Auch mich luden jene, die in St. Maria wohnten, in ihr Haus auf eine Tasse Thee ein. Kaum aber fiel der Anker, so lief alles auf und davon, und die neuen Freundinnen nahmen sich gar nicht einmal Zeit, einander Adieu zuzurufen. Um mich kümmerte sich schon gar keine Seele, man vergaß (vielleicht vorsätzlich), mir die Wohnungen zu sagen, wo ich die Tasse

Thee nehmen sollte. Doch an derlei Artigkeiten war ich schon gewöhnt, und ruhig ging ich wieder in das nette Häuschen des Herrn Johnson.

Am 7. September traf mich der frühe Morgen schon am Bord des Dampfers „Illinois," um meine Reise nach dem Norden fortzusetzen.

Die Fahrt geht erst auf dem Flusse St. Maria, der sich oft zu kleinen Seen ausbreitet und recht artige Ufer bespült. Dieser Fluß führt in die Straße Mackinac, und diese in den zweit-größten See Amerika's, den Huron, welcher 260 Meilen lang, 160 breit ist, 20,000 Quadratmeilen einnimmt und 578 Fuß über der Meeresfläche liegt. Die Umgebung dieses Sees ist etwas hübscher als jene des Michigan, doch ebenfalls ziemlich einförmig. Das Land ist von wellenförmiger Bildung, viel mit Waldungen bedeckt und hin und wieder mit niedlichen Hügelketten durchzogen.

Am 8. September verließen wir den Huron-See und traten in den Fluß St. Clair, an dessen einem Ufer sich beinahe Städtchen an Städtchen reiht, mit Wiesen und fruchtbaren Feldern dazwischen, während auf dem andern zahllose Sägemühlen nebst mehreren Indianer-Dörfern liegen. Selbst die Indianer scheinen hier aus ihrer Trägheit aufgerüttelt, denn auch um ihre Dörfer war der Grund aufgebrochen und bepflanzt. Auf dem Flusse war bedeutendes Leben, es fuh-

ren viele Segelschiffe, meistens mit Bauholz befrachtet, Dampfer schleppten sie durch den kurzen Fluß in den kleinen St. Clair-See, welcher so voller Untiefen und Sandbänke ist, daß er nur bei Tage befahren werden kann. Die Ufer dieses Sees sind an manchen Stellen so flach, daß sich das Wasser entfesselt über das Land ergießt und Sümpfe und Moräste bildet. Von dem St. Clair-See führt der Detroit-Fluß in den Erie-See. Die Entfernung von dem Huron- bis zu dem Erie-See beträgt achtzig Meilen.

Gegen Mittag landeten wir zu Cleveland, dem Stolze des Staates Ohio, am Eingange des Erie-Sees gelegen. In den wenigen Stunden meines Aufenthaltes machte mich Dr. Langsdorf mit dieser Stadt und deren naher Umgebung bekannt.

Cleveland besteht aus zwei Städten, der eigentlichen Stadt Cleveland und der Stadt Ohio, die durch eine Kluft von ersterer getrennt ist, aber kürzlich zu dem Stadtgebiete Clevelands gezogen wurde und dadurch ihren Namen verlor. Der Anblick der beiden blühenden Städte mit der dazwischen liegenden merkwürdigen Schlucht, in deren Tiefe ein artiger Fluß sein Bett gewühlt hat, ist höchst reizend. Die Kluft mag ungefähr fünfzig Fuß Tiefe haben und ist mit Gesträuchen und Bäumen reich bewachsen. Ein Kanal führt bis in den Erie-See.

Von den Einzelnheiten Clevelands bewunderte ich am meisten die Straße Euclid. In dieser stehen die nettesten, geschmackvollsten Häuser, welche freundlichen Villen gleichen und durch Boskette und Wiesen von einander getrennt sind. In wenig Jahren mögen Gärten und Wiesen wohl schon von neu entstandenen Häusern verdrängt sein.

Spät Abends setzte ich meine Reise auf dem schönen Dampfer „Crescent-City" fort. So viel ich bei scharfer Mondbeleuchtung sehen konnte, scheinen sich auch die Ufer des Erie-Sees in nichts von jenen des Michigan zu unterscheiden.

Der Dampfer „Crescent-City" war eins der prachtvollsten Fahrzeuge, die ich je bestiegen. Wo man nur hinsah, nichts als Sammt und Gold, kostbare Teppiche, Spiegel von ungeheuerer Größe; eine hohe, schön gewölbte Kuppel von farbigem Glase verbreitete über alle diese Herrlichkeiten ein mattes Licht. Die Räume faßten an 1200 Personen. Man lebte da nicht wie in einer geschlossenen Gesellschaft, sondern wie in einer Stadt; man ging an den Leuten so fremd und unbekümmert vorüber, wie auf einem öffentlichen Spaziergange. Aber bequem fand ich diesen Dampfer nicht eingerichtet. Darauf scheinen indeß die Amerikaner weniger zu halten, als auf Pracht, Luxus und Prunk. Die Fensterscheiben z. B. rings auf die Gal-

lerie hinaus waren von buntem Glase und mit Arabesken so ausgefüllt, daß man gar nicht durchsehen konnte, weder auf den See noch auf die Landschaft. Ja sogar das Licht von außen war dadurch fast ganz vor dem Eindringen gehemmt. In den Kabinen des unteren Stockwerkes (auch erste Klasse) schliefen je sechs Personen, und für eine Zahl von fünfzig bis sechzig Frauen gab es nur ein kleines gemeinschaftliches Waschzimmerchen mit nur zwei Waschbecken. Man mußte sich anstellen, um die Gelegenheit zu erhaschen, sich die Augen und Fingerspitzen ein wenig zu benetzen, und Glas und Handtuch selbst mitbringen, denn ein Glas war nicht vorhanden und die Paar Handtücher so durchnäßt, daß man sich ihrer nicht bedienen konnte. Die Aufwärterin schien nur zur Aufsicht da zu sein. Sie saß, wie eine Dame gekleidet, auf einem Sopha und häkelte. Zum Glück währte die Fahrt über den Erie-See nicht lange, denn schon am

9. September Morgens kamen wir nach Buffalo, einer hübschen Stadt mit 60,000 Einwohnern. Meine Ungeduld, mich den berühmten Fällen des Niagara zu nahen, war so groß, daß ich, des schlechten Wetters ungeachtet, gleich auf die Eisenbahn ging, um nach dem Orte Niagara-Falls-Village (22 Meilen) zu fahren. Ich war da so glücklich, ein überaus

niedliches, kleines Hôtel, Madame Teuscher gehörig, an den Schnellen des mächtigen Stromes zu finden, der sich hier in zwei Theile theilt und in wüthend stürmischer Eile seinen Fällen zu eilt.

Für diesen Tag aber mußte ich, selbst wenn sich das Wetter aufgeheitert hätte, dem Gange nach den Fällen entsagen und mein Bett aufsuchen, denn in letzterer Zeit hatte ich häufige Anfälle des unermüdlichen Sumatra-Fiebers gehabt, und fühlte mich davon sehr angegriffen*).

*) Bisher nahm ich immerwährend Chinin gegen das Fieber; allein ich konnte es nur auf kurze Zwischenräume damit vertreiben. In Buffalo rieth mir jemand folgendes Mittel dagegen: „Man nehme auf ein halbes Wasserglas voll starken, guten Brandy einen Theelöffel rothen, pulverisirten Pfeffer (Cayenne) und fünf bis sechs Theelöffel voll weißen Zucker, mische es gut durch einander, bis der Zucker gänzlich aufgelöst ist, und lasse es dann vier bis fünf Stunden stehen. Man beginne diese Arznei ein bis zwei Stunden, ehe das Fieber kommen soll, einzunehmen, und zwar jede Stunde zwei Theelöffel voll, bis das Ganze genommen ist. Man schüttle es bei jedesmaligem Nehmen gut durch einander." — Das Fieber blieb, nachdem ich dieses Mittel genommen hatte, ganze zwei Monate aus; dann hatte ich einen abermaligen Anfall, ich nahm dieselbe Arznei, und das Fieber blieb gänzlich aus. — Sollte gegen das Wechselfieber nichts mehr helfen, so wage man gleich mir dieß letzte Mittel.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Fälle des Niagara. — Der Ontario-See. — Die tausend Inseln. — Montreal. — Quebek. — Die Amerikanischen Eisenbahnen. — Neu-York. — Merkwürdigkeiten der Stadt. — Die Hôtels. — Die schwarzen Minstrels. — Emancipation. — Gerichtsverfahren.

10. September. Der heutige Tag war wieder einer der unvergeßlichen in den Annalen meines Lebens, einer von jenen, die mich glänzend belohnten für die Mühen und Beschwerden, mit welchen ich sie erkaufte — ich sah eine der wunderbarsten, erhabensten Naturscenen in Gottes schöner Welt, die Niagara-Fälle. Unmöglich ist es auszudrücken, was das Auge da erblickt, was die Seele da fühlt. Der Maler muß hier an seiner Kunst verzweifeln, der Dichter seine Feder weglegen. Aber wenn man einem Todfeinde hier begegnete, müßte man ihm vergeben, oder kein Mensch sein, und wer je an Gott gezweifelt, der gehe an diesen erhabensten seiner Altäre, und gewiß wird er bekehrt, beruhigt heimkehren. O, daß ich doch die Anschauung dieses Wunders mit meinen Angehörigen, mit meinen Freunden, ja mit allen Menschen hätte theilen können! —

Zuerst führte mich die gefällige Frau Teuscher an den Amerikanischen Fall, und ich dachte, es könne nichts Herrlicheres geben als diesen. Die ungeheuere Wassermasse stürzt sich über eine riesig breite, senkrechte Wand. Die Staubwolken sind so mächtig als wollte sich der Strom ein zweitesmal erheben, und doch kaum hundert Schritte von dem Sturze entfernt, fließt er schon wieder so ruhig dahin, daß sich das kleinste Boot sorglos auf seinem Rücken schaukeln kann.

Noch mächtiger aber ist die Wassermasse auf der Canadischen Seite, noch bedeutender ist hier der Umfang des Falles (der die Form eines Hufeisens bildet, und deßhalb „Hufeisenfall" genannt wird), ich möchte daher doch dem Canadischen Falle die Palme reichen.

Bei Sonnenschein bilden sich an beiden Fällen in den Sprühregen-Wolken die schönsten Regenbogen. Eine ganz eigenthümliche Färbung zeigt das Wasser unmittelbar an den Fällen selbst. Ein schöneres, helleres Grün, durchsichtig wie der reinste, feurigste Chrysolit, sah ich bisher noch bei keiner Wassermasse. Das Getöse der Stürze fand ich jedoch nicht so betäubend und so weit vernehmbar, wie viele behaupten*).

*) Ich las in Beschreibungen, daß man das Getöse 40 Meilen weit höre. Ich vernahm es kaum mehr in der Entfernung von einer Meile. — Der Hufeisen-Fall ist 2100 Fuß breit, die Höhe 149 Fuß. Der Amerikanische ist 1140 Fuß breit, 164 Fuß hoch. Man schätzt die Wassermasse, die von beiden Fällen per Minute herabstürzt, auf 670,250 Tonnen.

Auf der Canadiſchen Seite kann man ein Stück unter den Fall hineingehen. Man erhält zu dieſem Zwecke einen Führer und Kleider. Das Schauſpiel unter dem Falle iſt nicht nur ergreifend und großartig, ſondern grauenhaft. Die über dem Haupte rollende Waſſermaſſe, das fürchterliche Toben und Brauſen des milchweiß ſchäumenden Elementes, die ſchmale, durch die beſtändige Näſſe ſchlüpfrige Felskante, auf welcher man vor dem Abgrunde ſteht, in den ſich das Waſſer ſtürzt, die überhängenden Felstrümmer, die ſich von Zeit zu Zeit löſen, machen dieſe Parthie wirklich gefährlich und ſo ergreifend, daß ich nicht jedermann rathen möchte, ſie zu unternehmen.

Nachdem ich vor allem die Fälle beſucht hatte, nahm ich mir erſt Zeit, die Umgebung zu betrachten. Wie bereits bemerkt, theilt ſich der Strom kurz oberhalb ſeines Falles in zwei Arme, von welchen der eine den Fall auf der Amerikaniſchen, der andere jenen auf der Canadiſchen Seite bildet. Die beiden Fälle ſind ſich jedoch ganz nahe und nur durch ein kleines Inſelchen getrennt. Die ganze Umgebung der Fälle (eine Inſel von einer halben Meile in der Breite und über eine Meile in der Länge) paßt vollkommen zu der erhabenen Naturſcene. Sie iſt von einem üppigen Ur-Walde mit majeſtätiſchen Bäumen, beinahe den umfangreichſten, die ich in den Vereinigten Staaten ſah

(Kalifornien ausgenommen), bedeckt; es gab viele Stämme von vier Fuß Durchmesser darunter. Die Menschenhand hat dieses Heiligthum der Natur bisher geachtet und kaum gewagt einige Fahrwege zu bahnen. Gott gebe, daß es immer so bleiben möge; allein schwerlich dürften die künftigen Besitzer dem jetzigen gleichen, der von der Mehrzahl der Menschen eine schöne Ausnahme macht und mehr Achtung für die Natur, als Liebe zu den Thalern hat. Hohe Summen wurden ihm schon für dieß Fleckchen Erde geboten; man wollte da Gasthöfe, Belustigungsorte, Bade-Anstalten u. dgl. mehr errichten, aber gerade deßhalb gab er es nicht her. Die heilige Stille des Haines sollte durch das rastlose Treiben der Menschen nicht entweiht werden, und dem Wunderwerke stets als Vortempel dienen.

In den Schnellen des Hufeisen-Falles steht von dem Sturze kaum vierzig Fuß entfernt, ein kleines Thürmchen aufgemauert, zu welchem eine Brücke führt. Gar manche Stunde stand ich da oben, die sich verfolgenden, überstürzenden Wogen betrachtend. Ich blieb fünf Tage in Niagara-Falls-Village, brachte meine Zeit größtentheils an den Fällen zu, und je länger ich sie sah, desto schwerer ward es mir, mich von ihnen zu trennen. So geht es mit allem Großen und Erhabenen; man braucht Zeit, bis man es zu verstehen und in sich aufzunehmen vermag.

Leider vergeht selten ein Jahr, ohne daß die Fälle des Niagara ein Opfer fordern, so vor wenig Monaten drei junge Leute, die eines Abends zum Vergnügen auf dem Strome oberhalb der Fälle spazieren fuhren. Sie wurden in die Schnellen gerissen, und keine menschliche Hülfe war mehr möglich. Einem von ihnen gelang es, während der gräßlichen Fahrt einen in den Schnellen wurzelnden Baumstamm zu erfassen und sich hinauf zu schwingen. Er schrie um Hülfe; doch hörte man die Stimme zu undeutlich durch das Brausen des Wassers, und die Nacht war zu finster, um den Gegenstand zu sehen; erst Morgens entdeckte man den armen Menschen. Da auch er keinen Zuruf würde deutlich vernommen haben, schrieb man auf eine Tafel mit ellenlangen Buchstaben, daß man Vorkehrungen treffe, ihn zu retten. Nach vielfältigen Versuchen gelang es endlich Nachmittags gegen fünf Uhr, ein Boot in seine Nähe zu bringen. Der Arme saß schon darinnen, man zog das Boot mittelst eines Seiles dem Lande zu, allein unglücklicher Weise erfaßte es eine Sturzwoge mit solcher Gewalt, daß das Seil sprang und das Boot mit seinem Opfer in den Fall gerissen wurde. Keine Spur kam mehr zum Vorscheine, weder von ihm noch von seinen Gefährten; nie findet man eine Leiche oder nur

das Bret eines Bootes, alles wird von der Gewalt des Sturzes zu Atomen zertrümmert.

Zwei Meilen von Niagara-Falls-Village ist eine Drahtbrücke über die Schlucht gespannt, in welcher der Niagara dem nahen Ontario-See zueilt. Die Schlucht ist enge, und der Strom soll hier an 900 Fuß Tiefe haben. Die Brücke ist ein wahres Meisterwerk, die zusammengeflochtenen Drähte haben die Dicke von starken Tauen und tragen die schwersten Lastwagen. Eine Fahrt dahin sollte man nicht nur wegen der Brücke, sondern auch wegen der reizenden Ansichten machen, die sich überall darbieten. Von der Brücke selbst übersieht man die pittoreske Felsenschlucht einerseits bis beinahe an die Fälle, andererseits bis an den Ontario-See, ja der Blick schweift wie durch ein Fernrohr über einen Theil des Sees bis auf die dahinter liegende lachende Landschaft.

Das Indianische Dorf Tuscarora (sieben Meilen von den Fällen entfernt) ist eines Besuches weniger werth. Seine Bewohner haben nichts eigenthümliches mehr: sie sind Christen geworden, gehen gekleidet wie die Weißen, und bauen und pflegen wie diese ihre Felder.

Am 13. September um zwei Uhr Mittags verließ ich Niagara-Falls-Village in einer Postkutsche und uhr nach dem Städtchen Lewistown (sieben Meilen).

Das Städtchen liegt an dem Ausgange der Schlucht, und der Strom nimmt sogleich derart an Breite zu, daß man sich schon in dem See vermuthet, bevor man an ihn gelangt.

In Lewistown bestieg ich den Dampfer Bay-State, um nach Montreal zu fahren. Schon sieben Meilen von Lewistown mündet der Niagara in den Ontario-See und verliert sein kurzes aber thatenreiches Dasein. An seinem Ausflusse liegt auf der Amerikanischen Seite die schöne Festung Georg, auf der Canadischen die minder schöne Festung Niagara.

In dem Ontario-See, welcher 180 Meilen lang, 35 breit ist, hielten wir uns stets der Küste der Vereinigten Staaten nahe. Sie bietet, außer vielen Ortschaften, nichts Sehenswerthes.

14. September. Mit Sonnenaufgang ertönte die Schiffsglocke und weckte die Reisenden, daß sie das Ende des See's, die tausend Inselchen und die Einfahrt in den Lorenzo-Strom nicht verschlafen und übersehen sollten. Bei Ogdensburg vertauschten wir unsern Dampfer mit einem kleineren, British Queen, um leichter über die Schnellen des Lorenzo-Stromes zu kommen. Die Fahrt zwischen den tausend Inselchen ist allerdings reizend: die Landschaft wird jeden Augenblick verändert, ein Bild verdrängt das andere; aber mit den tausend Inseln des Mälar-Sees

in Schweden hält sie keinen Vergleich aus. Dort besteht die Einfassung des Sees aus herrlichen Bergen, in den verschiedenartigsten Formen, mit finstergrünen Waldungen bedeckt, zwischen welchen pittoresk aufgethürmte Felskolosse, reiche Triften und Wiesen liegen, die Inseln selbst sind ungemein schön und gewähren die abwechselndsten Bilder. Hier ist alles flach und eben, und die Ufer der Inseln, wie des festen Landes überragen kaum die Wasserfläche.

Der Lorenzo-Strom bildet mehrere Schnellen, die aber doch nicht so stark sind, den Dampfern die Fahrt zu sperren. Kunst und Kühnheit errangen den Sieg über sie, und furchtlos steuerte unser Kapitän darüber hin.

Etwas gefährlich ist die Schnelle bei Lachine, wo wir spät Abends ankamen. Da es stark regnete, und die Nacht stockfinster war, gingen wir erst den folgenden Morgen darüber. Diese Schnelle sieht weniger drohend aus, als die vorigen, ihre Hauptgefahr besteht in der geringen Tiefe des Stromes. Wir nahmen bei Lachine einen Indianer als Lootsen an Bord. Wenn über die Schnellen gefahren wird, arbeiten stets vier Mann am Steuerruder.

Da Lachine nur neun Meilen von Montreal liegt, kamen wir sehr frühzeitig an. Glücklicherweise hatte das Wetter sich aufgeheitert, und die Sonne beleuch-

tete den schönen Berg Montreal, an dessen Fuß sich die Stadt ausbreitet. Sie nimmt sich gut aus mit ihren Gothischen Kirchen und den Zinndächern, die bei Sonnenschein eine so blendende Wirkung hervorbringen, als wären sie mit den feinstpolirten Silberplatten belegt.

Wir fuhren in einen schönen Dock ein und wurden durch eine Schleuse dem Quai gleich gebracht.

In Montreal kaum ans Land gestiegen, hatte ich gleich einige Unannehmlichkeiten. Ich fuhr nach dem ersten Gasthofe, Montreal-House, und verlangte ein Zimmer. Der Buchhalter sah mich vom Kopfe bis zu den Füßen an und sagte endlich: „Wir haben keines." — Die Ursache war, weil ich allein, nur mit einem kleinen Reisesacke kam und nicht ein halbes Dutzend Koffer und Schachteln mit mir schleppte. In einem zweiten Hotel (einem Temperance-House) ward mir dieselbe Antwort zu Theil. Ich legte ein Goldstück von zehn Dollars auf den Tisch, den galanten Wirth versichernd, daß ich stets voraus bezahlen würde, wenn er glaube, es fehle mir an Geld. Dieser Talisman half. Er schob das Geld zurück und ließ mir ein Zimmer geben. Wie doppelt grell fiel mir diese Behandlung auf, da ich gerade aus den Vereinigten Staaten kam, wo man die ärmste Frau mit Achtung, Güte und Zuvorkommenheit behandelt!

Wenn ich in Montreal ausging und auf den Straßen nach einem Wege fragte, gab man mir entweder gar keine Antwort, oder man fertigte mich ganz kurz mit den Worten ab: „I don't know" (ich weiß es nicht). So viel ich sah, befand ich mich gerade nicht in dem Lande der Höflichkeit. Da ich einige Auskünfte zu haben wünschte, niemanden kannte und keine Empfehlungsbriefe mitgebracht hatte, dachte ich, es sei am besten, mich an eines der größten Zeitungsbureau's zu wenden. In den Vereinigten Staaten kannte jeder Herausgeber meinen Namen, ich mochte in das kleinste Städtchen kommen, und dann war ich schon geborgen, da jeder mich freundlich aufnahm. Hier war es anders: der Herausgeber des ersten Blattes kannte mich nicht, und dabei war er eben so höflich, wie alle Leute, auf welche zu stoßen ich bisher das Unglück hatte. Endlich fand ich doch ein Paar gefällige Menschen, gebrauchte aber dabei die Vorsicht, sie gleich nach Nennung meines Namens zu versichern, daß ich nicht arm sei und wohl freundschaftlicher Dienste, aber keiner Gabe benöthige. Der Herausgeber des Transcoast, der Belgische Consul Herr Josef und Dr. Visher machten mich die Unart ihrer Landsleute vergessen. Dr. Visher, den ich erst zwei Tage vor meiner Abreise kennen lernte, lud mich sogar in sein Haus ein, wohin ich sogleich übersiedeln mußte. Auch danke ich es

seiner Verwendung, daß ich eine Freikarte zur Reise nach Quebek hin und zurück erhielt.

Die Stadt Montreal mit 75,000 Einwohnern, ist nicht wie die Städte in den Vereinigten Staaten, in regelmäßige Blocks getheilt, und zeigt in ihrer ganzen Bauart, daß sie aus ältern Zeiten stammt. Ihre Häuser haben eine alt-französische Form, mit hochaufsteigenden steilen Dachungen; sie sind meistens aus Quadersteinen und so solide gebaut, als sollten sie für die Ewigkeit währen; doch fehlt es ihnen dabei weder an Zierlichkeit noch an Geschmack. Neben manchem palastähnlichen Steinhause stehen wohl auch mitunter bescheidene, halbverfallene Holzhäuser. Die Straßen sind sauber und rein, und das geschäftige Leben in denselben ist nicht störend, die Leute scheinen sich hier mehr Zeit zu gönnen und überstürzen sich nicht so, wie in den Vereinigten Staaten, oder in England. Alles hat einen ruhigen gelassenen Anstrich. In den Nebenstraßen ist es sogar menschenleer.

Die Kirchen sind alle im Gothischen Style gehalten; die schönste ist die katholische Kathedrale, nach dem Muster der Notre-Dame-Kirche in Paris erbaut.

Von den Gebäuden fallen besonders das Jesuiten-Collegium, die Banken, einige Gasthöfe, das Postgebäude, die Markthalle u. s. w. in die Augen.

Das Museum lohnt kaum die Mühe, es zu be-

sehen. Als das Merkwürdigste wurde mir ein Elenthier von ungewöhnlicher Größe und ein Paar kleiner Wallfische gezeigt, die man in dem Lorenzostrome gefangen hat.

Das sogenannte Englische Hospital, eine allerdings gute Anstalt, läßt noch manches zu wünschen übrig. Die Halbgenesenen z. B. haben zur Erholung in frischer Luft nichts als einen leeren Wiesenplatz ohne Baum und ohne Bank. Auch die Luft in den Zimmern fand ich nicht sehr rein, was freilich in kalten Ländern, wo man die Fenster nicht beständig offen haben kann, schwieriger zu erreichen ist, als in den Tropen.

In dem Nonnenkloster der „grauen Nonnen" gibt es zwei sehr zweckmäßige Anstalten, die eine für arme alte Männer und Weiber, welche da bis zu ihrem Absterben verpflegt werden, die andere für Kinder, die entweder Waisen oder von ihren Eltern ganz vernachläßigt sind. Ich kam um zehn Uhr Morgens dahin, und sonderbarer Weise war dieß gerade die Stunde des Mittagmahles. Die Kost sah sehr schmackhaft aus und bestand aus Suppe, Fleisch und noch einem Gerichte nebst schönem Brode. Eine Klosterfrau theilte die Portionen aus.

Die Säle waren groß und hoch, die Betten bis

hinab mit Vorhängen versehen, nur fand ich die Säle ein wenig überfüllt.

Die schönste Ansicht der Stadt und Umgebung hat man von dem Montreal-Berge oder von dem Thurme der Kathedrale. Ich war auf beiden Punkten, und meinte kaum sie wieder verlassen zu können, so sehr fesselte mich das vor dem Blicke sich entfaltende Bild. Die ehrwürdig alterthümliche Stadt, die sich traulich an den Fuß des Berges schmiegt, der Hafen mit seinen Schiffen und Dampfern, das rege Treiben auf dem Lorenzostrome, der unfern der Stadt einen See mit vielen Inseln bildet, das reichkultivirte Land umher, und in der Ferne einzeln auftauchende Berge von wenigstens 1000 Fuß Höhe, machen diese Ansicht gewiß zu einer der reizendsten Nordamerika's.

Herr Konsul Josef war so zuvorkommend mich in seinem Wagen rund um den Berg Montreal (9 Meilen) zu führen. Diese Gegend ist, der schönen Ansichten wegen, die besuchteste und beliebteste; überall liegen niedliche Sommerhäuser mitten in hübschen Gärten.

Canada wäre ebenfalls ein gutes Land für Europäische Ansiedler. Der Boden soll sehr fruchtbar sein, das Klima ist zwar kalt und rauh, doch höchst gesund, der Ankauf des Landes noch billiger als in den Vereinigten Staaten, die Abgaben geringe und die Freiheit ziemlich unbeschränkt. Bei diesen Vortheilen einer-

seits, besteht jedoch andrerseits ein Gesetz, welches die Einwanderer abhält, Englische Unterthanen ausgenommen. Diesem Gesetze zufolge kann nämlich der Einwanderer, wenn er früher stirbt, als er das Bürgerrecht erworben hat (wozu, so viel ich mich entsinne, ein Aufenthalt von zehn Jahren gehört), über seinen festen Nachlaß nicht verfügen. Land, Haus u. s. w. fallen an die Regierung zurück.

18. September. Abends ging ich mit dem großen Dampfer „Quebek" von Montreal nach Quebek. Es war dieser Dampfer auch wieder einer von den „splendid ones," gleich dem „Crescent City" auf dem Erie-See, wo man vor lauter Pracht und Herrlichkeit gar keine Bequemlichkeit fand.

19. September. Um 9 Uhr Morgens kam ich in Quebek an. Die Lage dieser Stadt ist noch bei weitem reizender als jene von Montreal. Zum Theil in demselben Style gebaut, nur noch älter, sind die Straßen etwas enger und winklichter. Quebek besteht aus der obern und untern Stadt. Zu ersterer führen hohe Treppen, doch schlängelt sich auch ein Fahrweg hinauf. Selbst die untere Stadt ist etwas hügelig. Die Bevölkerung zählt 45,000 Seelen, von welchen zwei Drittheile Franzosen, die noch aus den Zeiten stammen, als Canada zu Frankreich gehörte*).

*) Die Franzosen gründeten in Canada die erste Kolonie

Für Quebek hatte ich einen Brief mitgenommen, da ich besorgte, wie in Montreal in keinem Gasthofe aufgenommen zu werden. Letzteres war nichts desto weniger der Fall, aber nicht wegen Mißtrauens der Hôtelbesitzer, denn der Herr, an den ich empfohlen war, sandte seinen Neffen mit mir in ein Dutzend Boarding-Houses; wir fanden aber alle überfüllt. Die Parlamentssitzungen hatten gerade begonnen, und viele Fremde waren zugeströmt. Der Herr an welchen mein Brief lautete, schien auch kein Kämmerchen für mich zu haben, obwohl ich hörte, daß er ein schönes Haus bewohnte. Es blieb mir nichts anderes übrig, als den Tag über die Stadt ein wenig zu besehen und Abends mit dem Dampfer wieder nach Montreal zurückzukehren.

Ich bestieg vor allem das Kap Diamant, 345 Fuß hoch, auf dessen Spitze das Fort Diamant liegt. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß die Quebeker den Montrealern an Höflichkeit nicht nachstanden. Geizend mit der kurzen Zeit, über die ich zu gebieten hatte, wollte ich mich an keine Speisestunde binden, und ging in einen Laden, einige Kuchen zu essen. Dem Laden gegenüber lag die abgebrannte Ruine eines mächtigen Gebäudes. Ich frug das Ladenmädchen, was das für ein Gebäude gewesen sei. Sie

---

im Jahre 1607; sie blieben im Besitz des Landes bis 1759, wo es ihnen von den Engländern abgenommen wurde.

antwortete mir: „Da hätte ich gerade Zeit, Ihnen Auskunft zu geben," — an Zeit fehlte es ihr wohl nicht, denn außer mir war kein Käufer im Laden. (Später erfuhr ich, daß diese Ruine des Gouverneurs Palast war.) Als ich das Kap zu besteigen anfing, überall nur grünen Rasen und keinen Weg sah, fragte ich einen Mann, ob es erlaubt sei, da hinauf zu gehen. „Dry it" (versucht es) war seine Antwort, und damit ließ er mich stehen.

Doch auf der Spitze des Kaps angekommen, vergaß ich schnell der erfahrenen Unhöflichkeiten, — lange schon hatte sich mir kein so überraschendes Bild dargeboten, wie ich es hier überblickte. Die ehrwürdige Stadt lag zu meinen Füßen, sich terrassenförmig um das Kap lagernd. Eines der schönsten, lachendsten Thäler verfolgte ich bis an die Ausläufer der grünen Gebirge (25 Meilen), deren Kuppen und langgezogene Rücken einen Theil desselben umfaßten, und der Lorenzostrom, der an der Stadt eine mächtige Bucht bildet, schlängelte sich andererseits durch mit Wald und Triften bedeckte Hügelketten fort.

Von dem Kap herabgestiegen, besuchte ich des Gouverneurs niedlichen Garten, der dem Volke geöffnet und mit vielen Bänken versehen ist — ein wahrhaft schöner Ruhepunkt, denn auch hier hat man das herrliche Amphitheater vor sich.

Unter den Gebäuden fielen mir besonders die katholische Kirche und das Parlamentshaus auf, welch' letzteres einen sehr schönen Sitzungssaal hat.

Schon um 5 Uhr Abends mußte ich wieder auf den Dampfer zurückkehren. Obwohl ich den ganzen Tag umher gelaufen und davon sehr ermüdet war, hielten mich dennoch die reizenden Scenerieen des Lorenzostromes bis tief in die Nacht auf dem Deck gefesselt. Ich glaube bestimmt, daß die Ufer dieses Stromes an Naturschönheiten so reich und wechselnd sind, wie jene des Rheins; doch fehlt hier der Zauber der Romantik, das Ohr des Reisenden kann keiner Sage lauschen, kein Schloß, keine Ruine zeigt sich seinem Auge. Merkwürdig und eigenthümlich ist dafür das Farbenspiel, welches im Herbst die Baumblätter haben. Da gibt es rothe und braune, gelbe und grüne Blätter von allen Abstufungen und Uebergängen; dazwischen schimmern weiße durch, die oft wie Silber glänzen. Ich sah von diesen Blättern ganz allein gemachte Kränze, die sich herrlich ausnahmen.

Am 20. September Morgens traf ich wieder in Montreal ein, und schon Nachmittags setzte ich meine Reise nach Neu-York fort.

Beinahe alle Fahrten auf den Dampfern Nordamerika's, von Neu-Orleans bis St. Louis, von Milwaukee über alle Seen und bis Montreal, von

Montreal nach Quebek und zurück hatte ich bisher unentgeldlich gehabt. In den Vereinigten Staaten genügte die Nennung meines Namens; jeder Kapitän nahm mich zuvorkommend auf, ohne erst eine Bittschrift an einen Agenten oder Direktor einzureichen. In Montreal war es Dr. Visher, dessen Verwendung ich die freie Fahrt nach Quebek und zurück verdankte (es war, wie ich glaube, ebenfalls ein Amerikanischer Dampfer). Er versuchte auch, mir eine Freikarte auf dem Englischen Dampfer „Canada" zu verschaffen, der den kleinen Champlain-See befährt; allein hier half keine Empfehlung, es hieß: „Bezahlen."

Ich setzte bei Montreal in einem kleinen Dampfer über den Lorenzostrom, fuhr dann auf der Eisenbahn nach Rouses point (60 Meilen), von da auf dem schönen Dampfer „Canada" über den Champlain-See und eine kleine Strecke den Hudson-Strom abwärts bis Whitehall, und von Whitehall wieder auf der Eisenbahn nach Neu-York, im ganzen eine Reise von ungefähr dreihundert Meilen, die man in 24 Stunden zurücklegt.

Die Fahrt auf dem Hudson hat viel ähnliches mit jener auf dem Lorenzo. Die Eisenbahn von Whitehall nach Neu-York läuft beständig längs des Flusses.

Leider fährt sie so rasch, daß man kaum flüchtige Blicke auf die schnell wechselnden Landschaften werfen kann.

Man macht auf den Amerikanischen Eisenbahnen mit dem Postzuge sechzig, mit den gewöhnlichen Zügen fünfundzwanzig bis dreißig Meilen per Stunde. Die Wagen sind sehr bequem eingerichtet, die Preise ungemein billig. Die Geleise laufen, wie auf der Bahn von Callao nach Lima, durch Städte und Ortschaften, ohne durch ein Geländer von Geh- und Fahrwegen abgesondert zu sein. Daß dieß zu manchen Unglücksfällen Veranlassung gibt, ist nicht zu wundern. Aber Gefahr, Achtung für das Menschenleben kennt der Amerikaner nicht*).

Die Einfahrt in die Weltstadt Amerika's (Neu-York) ist, wenigstens von dieser Seite, so unter aller Beschreibung, daß ich mich schon lange in dem Stadt-

*) Herr Chapin, einer der berühmtesten Amerikanischen Prediger, sagt in einer seiner Predigten nach einem großen Unfalle auf einer Eisenbahn: „Und gegen dieses Ungestüm sollte auf jede Weise gearbeitet, vor allem das Menschenleben geachtet werden. Dieß Gefühl sollte, wie ich mit Schmerz gestehen muß, in unserem Zeitalter und unserem Lande weiter und tiefer verbreitet sein. Das Leben ist kostbar. O! herzlose Korporationen, stellt eueren Dollars die Menschlichkeit gegenüber, und wenn ein kleiner Gewinn wichtiger ist als ein etwas fester gemachter Keil oder ein extra aufgestellter Aufseher an einem gefährlichen Punkte, so sagt nicht, daß der Staat nur seiner Aufregung Gehör gibt, wenn er die Lebensnerven durchschneidet, mittelst deren Korporationen bestehen."

gebiete befand und noch immer des Eintritts gewärtig war. Man fährt beständig über Plätze, wo nichts als Bauholz aufgeschichtet liegt, an hölzernen Hütten vorüber, zwischen welchen hie und da ein Steinhaus wie verloren steht, durch schmutzige, von Unrath strotzende Straßen.

Auf dem Bahnhofe wird die Dampfmaschine mit Pferden gewechselt; Schienen laufen durch einen großen Theil der Stadt, auf welchen die Reisenden nicht nur von einem Bahnhofe zu dem andern gebracht werden, sondern auch, wie ich später sah, Waggons die Stelle der Omnibus vertreten und nach verschiedenen Richtungen verkehren. Diese höchst zweckmäßige Einrichtung ist durchaus gefahrlos, da die Waggons langsam gehen, jeden Augenblick angehalten werden können, und die Geleise in den breiten Straßen kein Hinderniß sind, um so mehr, als die anderen Wagen kreuz und quer über sie hinfahren, als wären die Geleise gar nicht vorhanden.

Der Eintritt in eine große Stadt, wo man weder Oertlichkeit noch Menschen kennt, ist besonders für eine Frau überaus lästig. Ich war so glücklich, gleich für den ersten Augenblick eine freundliche Aufnahme bei Herrn Wutschel zu finden, und des folgenden Tages schon von Herrn Dr. Krakowitzer auf die zuvorkommendste Weise in das Haus eingeladen zu werden.

Da dieses jedoch in Williamsburg lag, von der eigentlichen Stadt Neu-York zu weit entfernt, und ich in der Folge auch von Herrn Aigner, so wie von dem österreichischen Consul Herrn Loosey, die beide in der Mitte der Stadt wohnten, Einladungen erhielt, so verweilte ich abwechselnd bei diesen liebenswürdigen Familien, die mir den Aufenthalt so angenehm machten, als hätte ich unter lang bewährten Freunden gelebt.

Die Stadt Neu-York, mit einer Bevölkerung von beinahe 600,000 Seelen liegt, wie bekannt, auf einer Insel, die im Westen und Osten von dem Hudson, im Norden von dem Harlem-Flusse und im Süden von der Bay bespült wird.

Ich kann von dieser Stadt nicht viel mehr sagen, als das sie schön gelegen und größer und bevölkerter ist, als alle Städte, die ich bisher in den Vereinigten Staaten gesehen, und daß mir das Geschäftsleben in den Hauptstraßen, besonders in Broad-way und Wall-Street noch bedeutender vorkam, als in der City in London. Das Gedränge von Menschen, Omnibus, Waggons, Lastwagen, macht jeden Gang durch diese Straßen beschwerlich, und sonderbarer Weise lieben es die Frauen sehr, sich gerade auf dem Broad-way, in Mitte der Geschäftsstunden im vollsten Putze zu zeigen, wodurch das Gedränge noch vermehrt wird, da

sie langsam gehen und vor den Laden stehen bleiben, die Auslagen zu betrachten.

Die Straßen sind sehr breit und häufig mit großen Bäumen besetzt, was ihnen viel Reiz verleiht; die Gehwege sind von den Fahrwegen wie in London durch einige Zoll hohe Trottoirs geschieden. Ueberall, die Hauptstraßen nicht ausgenommen, herrscht sehr viel Schmutz, und dieß muß auf die Gesundheit, besonders im heißen Sommer, höchst schädlich einwirken. So ist es z. B. hier üblich, den Kehricht jeden Morgen in Kisten oder Kübeln vor das Haus zu setzen. Die Wagen, die das wegfahren sollen, kommen oft erst gegen Mittag und noch später, daher stößt man bei jedem Schritte darauf. Daneben gibt es viele kleine Pfützen, die sich in den schmalen Rinnen zwischen den Fahr- und Gehwegen sammeln und eben keine aromatischen Gerüche verbreiten.

Gebäude sieht man viele und sehr bedeutende; doch besteht ihre Schönheit hauptsächlich in der Größe, höchstens, daß einige einen Portikus, von Säulen getragen, besitzen. Die ausgezeichnesten sind auch hier wieder die Börse, die Banken und die ersten Gasthöfe, als Metropolis, St. Nicolas, Irvinghouse u. s. w. Von den Kirchen sieht die Trinidad-Kirche mit ihrem hohen Thurme viel versprechend aus; das Schiff ist jedoch weder lang noch hoch. Unter den

Häusern gibt es einige von Eisen, auch ein Paar von Marmor, dazwischen aber gar manche hölzerne Hütte.

Die meisten Familien wohnen hier wie in England, in schmalen hohen Häusern, die sie für sich allein haben; doch fangen sie mitunter schon an einzusehen, daß es etwas unbequem sei, beständig Treppen auf- und nieder zu steigen, denn gespeist wird für gewöhnlich eine Treppe tief unter dem Erdgeschoß, neben der Küche, die Empfangszimmer liegen zu ebener Erde, die Schlafzimmer in den obern Stockwerken. Die neuen Häuser sind allerdings mit allen Einrichtungen versehen, das Wasser, kalt wie warm, wird bis in die obern Stockwerke geleitet, die Speisen werden mittelst eines Aufzuges in das erste Stockwerk gebracht, und von jedem Stockwerke kann man, vermöge kleiner Oeffnungen, welche die Wände durchziehen, bis unter das Erdgeschoß mit den Dienstleuten auf die leichteste Art verkehren: man spricht, den Mund an die Oeffnung haltend, ganz leise hinein, und erhält eben so die Antwort. Das ganze Haus ist mit Gas erleuchtet.

Von Museen, Bildergallerien u. dgl. ist in New-York nicht viel zu sehen. Das Privat-Museum des Herrn Barnum, als Museum nicht viel zu beachten, ist jedoch eines Besuches werth; man findet da bald einen Zwerg, bald irgend ein seltenes Thier, bald eine Komödie nebst einer Zusammenstellung von ausgestopften

Vögeln, Thieren, Kleidungsstücken der Chinesen, ja sogar eine gut erhaltene Mumie, kurz von allem etwas. In diesem Museum sind überall Tafeln angeschlagen, welche die Besucher vor den Taschendieben warnen. Auch in manchen großen Verkaufslokalen gibt es derlei Plakate. Für mich war dieß ganz neu, ich hatte bisher an solchen Orten noch keine ähnliche Warnung gelesen.

Verkaufslokale besitzt New-York in großer Menge und zwar der prachtvollsten Art. Das großartigste ist jenes des Herrn Steward. Da können sich Frauen und Herren Stoffe und Luxusartikel jeder Art verschaffen; außer Schmuck und Schuhzeug ist alles zu haben. Ein großer Theil der Waaren ist in großen schönen Sälen auf das zierlichste aufgestellt — es kam mir hier beinahe wie in einer kleinen Industrie-Ausstellung vor. Mehr als 250 Leute finden bei diesem Geschäfte Anstellung.

Nicht minder großartig ist Herrn Taylors Zuckerbäckerei- und Erfrischungs-Lokal. Hier kann man nicht nur alle möglichen Bäckereien, Eis und Getränke haben, sondern auch Mittags- und Abend-Mahlzeiten. Bei Nacht bei der glänzenden Gasbeleuchtung sieht es wahrhaft feenartig aus.

Die Druckerei der „Tribune" (das am meisten gelesene Zeitungsblatt in den Vereinigten Staaten, 35,000

Exemplare, und von dem Wochenblatte 120,000), nimmt ein ganzes Haus von vier Stockwerken ein und beschäftiget 293 Personen. Das Interessanteste ist hier die von Herrn Hoe erfundene Cylinder-Presse, welche vier Seiten zu gleicher Zeit in weniger als vier Sekunden druckt. Herr Hoe hat auch für Paris eine solche Maschine verfertiget. In England soll jedoch, wie man mir sagte, in der Druckerei der „Times" schon seit längerer Zeit eine ähnliche Cylinder-Presse im Gebrauche sein, man kann daher diese Erfindung eigentlich nicht ganz Herrn Hoe zuschreiben, wahrscheinlich hat er sie nur bedeutend verbessert.

Ueberhaupt ist es hier zu Lande ebenso gut wie in Europa der Fall, daß, wenn an irgend einer Maschine oder Erfindung eine Verbesserung angebracht wird, man das Ganze gleich als eine ganz neue Erfindung rühmen hört.

Bei dem Besuche der Druckerei hatte ich das Vergnügen, einen der Theilhaber an der „Tribune," Herrn Bayard Taylor kennen zu lernen. Dieser noch junge Mann hat sich nicht nur als Poet ausgezeichnet, sondern mit gleichem Talente auch den Orient, Indien, Abyssinien beschrieben, welche Länder er kürzlich bereiste. Selten liefert ein Poet getreue Reisebilder, gewöhnlich reißt ihn seine Phantasie hin, — nicht so bei Herrn Taylor; er wußte das Gesehene wahr,

ohne Uebertreibung darzustellen, und doch den Zaube der Poesie darüber zu hauchen.

Auch die Novelty-Iron-Works der Herrn Stillman, Allen und Komp. besuchte ich. Sie sind die größten Amerika's: nicht nur alle denkbaren Dampfmaschinen werden in ihnen verfertiget, sondern die größten Dampfschiffe gebaut und vollkommen ausgerüstet und eingerichtet. Tausend Menschen finden daselbst Beschäftigung, von welchen die geringen Arbeiter 1 Dollar per Tag, die Meister bis zu 4 Dollars verdienen; 400,000 Tonnen Roheisen werden jedes Jahr verarbeitet. Als Herr Stillman die Güte hatte, mich in dieser Riesen-Anstalt umher zu führen, lag gerade ein halbfertiger Dampfer auf der Werfte; seine Größe betrug 3400 Tonnen, er enthielt 1000 Schlafstellen und wird den Namen „Metropolis" führen.

Was die großen Gasthöfe Neu-Yorks betrifft, so kann ich nur wiederholen, was ich von jenen in Neu-Orleans erwähnte: sie sind die prachtvollsten, die ich je gesehen habe. Aber auch hier geht, wie auf den Amerikanischen Dampfschiffen, vor lauter Pracht und Herrlichkeit gar mancher Comfort verloren. So findet man z. B. nirgends ein Fleckchen, um ruhig und bequem schreiben zu können. In den Empfangssälen berauben die großen, schweren, damastenen Vorhänge, welche mehr als das halbe Fenster beschatten,

das Gemach des Lichtes, die Tische sind mit Marmorplatten überlegt, auf welchen in der kalten Jahreszeit der darauf ruhende Arm beinahe selbst zu Marmor wird. In den Schlafzimmern findet man alles, nur keinen Schreibtisch, und jeden andern Tisch ebenfalls mit Marmorplatten belegt. Ich sah zu verschiedenen Malen die Leute ihr Schreibbuch auf den Knieen haltend, so auf die mühevollste Weise schreiben. Heißt das doch dem Luxus Opfer bringen! — Wie gemüthlich saß ich dagegen in dem kleinen Hotel der Frau Teuscher an den Schnellen des Niagara. Mein Zimmerchen war auch mit Teppichen ausgelegt, es enthielt ebenfalls reine, zierliche Möbel, einen schönen Spiegel; aber ich hatte dabei nicht nöthig auf den Knieen zu schreiben — ein bequemer Tisch, freilich ohne Marmorplatten, diente mir hiezu.

Das größte Gasthaus ist das Neu-York-Hotel, welches an 1000 Zimmer enthalten soll. Auch das St. Nikolas-Hotel, das Irvinghouse haben bei 400 Gastzimmer und 300 Leute Dienerschaft. Das ganze Haus wird mittelst Dampf geheizt, überall genießt man einer angenehmen, gleichmäßigen Wärme. Die Kamine sind überflüssig und werden nur beibehalten, weil der Amerikaner gleich dem Engländer gerne ein lustiges Kaminfeuer sieht.

Neu-York besitzt mehrere schöne Theater, in welchen

Englische, Französische und Deutsche Stücke, auch Italienische Opern aufgeführt werden. Am beliebtesten aber scheinen die sogenannten „schwarzen Minstrels" zu sein. Die Schauspieler sind Weiße, aber schwarz gefärbt, und stellen Neger dar, die bemüht sind, sich in die Sitten und Gebräuche der Weißen hinein zu finden. In der Vorstellung, welcher ich beiwohnte, erschienen zehn Schauspieler in zierlich schwarzem Anzuge mit weißen Westen und Halsbinden; sie saßen im Halbkreise und sangen mit Begleitung eines Tamburins und einer Guitarre komische Lieder. Nach jedem Liede hielten zwei von ihnen witzig sein sollende Gespräche. Diese Unterhaltung währte eine ganze Stunde fort. Eine Art Komödie folgte darauf, bei welcher ich weder Sinn noch Zusammenhang heraus fand; dabei wurde auch ein wenig getanzt. Das Publikum (und sehr gewähltes, das verriethen nicht nur der geschmackvolle Anzug, sondern auch die Wagen in Menge, die vor dem Schauspielhause standen) schien sich sehr gut zu unterhalten und lachte fortwährend aus vollem Halse. Daß das schöne Geschlecht in diesem Lande eine ganz besondere Lachlust besitzt, wußte ich schon aus Erfahrung von den Dampfern her; aber an den Männern war es mir eine ganz neue Erscheinung.

Das Castle-Garden-Theater, in welchem gewöhnlich Ballete gegeben werden, gefiel mir durch

seine Lage. Es steht an der südöstlichen Spitze der Stadt auf einer einstigen Batterie, die in die Bay etwas vorgeschoben und durch eine kleine Brücke mit der Stadt verbunden ist. Eine breite Gallerie läuft von außen rund umher, auf die man in den Zwischenakten treten kann, und von welcher man bei Mondbeleuchtung eine herrliche Uebersicht der Stadt und Bay genießt.

Wie ich bereits früher erwähnt habe, ist in den Vereinigten Staaten die Zahl der öffentlichen und Privat-Unterrichts-Anstalten außerordentlich groß. Neu-York selbst hat deren in Menge aufzuweisen. Ich besah mehrere, und unter anderen auch das Free-College für Jünglinge. Es ist ein Gebäude in Gothischem Style, mit hohen, großen Lehrsälen und Gängen. Diesem Institute stehen die ausgezeichnetsten Professoren vor, es werden bis zu fünfhundert Zöglinge aufgenommen, aber nur zum Unterrichte, nicht in Kost und Verpflegung. Sie bringen sechs Stunden täglich in dem Kollegium zu, lernen alle Gegenstände, die zur höheren Ausbildung gehören, und erhalten sowohl den Unterricht als die nöthigen Bücher, Papier, Federn u. s. w. unentgeldlich. Bevor ein Zögling aufgenommen wird, muß er sich einer strengen Prüfung unterwerfen, besteht er sie nicht sehr gut, so nützt keine Verwendung. Um hierbei jedem Unterschleife vorzu-

beugen, sollen die Professoren die Namen der zu Prüfenden nicht wissen und auch der Geprüfte eben so wenig seinen Erfolg erfahren, als bis derselbe im Rathe entschieden ist. Möglich, daß auf diese Art Bevorzugungen ausgewichen wird; allein der Mensch bleibt überall Mensch, und der Mittel der Bestechung gibt es gar viele, deshalb gefällt es mir nicht, daß der Reiche mit dem Armen hier gleichsteht. Der Reiche könnte bezahlen; die fünfhundert Plätze sollten nur für Mittellose bestimmt sein.

In den Privat-Mädchen-Instituten, hier Seminarien genannt, können die Mädchen in allen Zweigen der Wissenschaften und Künste Unterricht erhalten, und lernen sogar die lateinische und griechische Sprache. Auf meine Frage, wie es komme, daß man die Mädchen mit diesen todten Sprachen quäle, hieß es: „Damit sie in der Folge die Töchtersprachen, Italienisch, Französisch u. s. w., desto leichter erlernen." Man sollte daraus schließen, daß alle Mädchen der letztgenannten Sprachen mächtig seien; doch weit davon entfernt — ich hörte nirgends so wenig fremde Sprachen sprechen, als unter den Amerikanern.

Diese einseitige Erziehung, in welcher das Weibliche gänzlich vernachlässiget wird, möchte ich als Hauptursache jenes Hanges nach Emancipation betrachten, der

die Amerikanischen Mädchen und Frauen so stark charakterisirt.

Ich sollte denken, daß die Frauen vorerst anfingen, sich in ihrem Hause vollkommen zu emancipiren. Die häuslichen Geschäfte müssen am Ende von jemanden verrichtet werden, und meiner Meinung nach sind dazu doch die Frauen passender als die Männer. Ich bin weit entfernt, damit sagen zu wollen, daß die Frauen die Dienste der Mägde leisten sollen; aber verstehen müssen sie dieselben, sonst sind die letzteren die eigentlichen Herren im Hause. Die Mädchen in meinem Lande studiren ebenfalls Sprachen, Musik, Geschichte u. s. w., finden aber dabei Zeit, sich auch mit den weiblichen Beschäftigungen bekannt zu machen.

Ich ging einst in Neu-York eine Frau besuchen und fand sie nicht zu Hause: die Magd sagte mir, sie sei auf das Land gegangen (da die Wohnung gewechselt werde) und werde erst wiederkommen, wenn in der neuen Wohnung alles in Ordnung gebracht sei. Und wer besorgte die Uebersiedlung? Natürlich der Gatte, der Geschäftsmann! —

Es sollte mich nicht wundern, wenn mit der Zeit der Mann es sein wird, welcher der neu eintretenden Magd zeigt, wie sie das Kind zu baden, anzukleiden, die Küche zu beschicken habe, mit einem Worte, wie

ihre ganze Arbeit einzutheilen sei. Vielleicht kommt dieß jetzt schon vor!

Weil die Amerikanischen Frauen sich häufig von der Führung des Hauswesens emancipiren, die Männer nicht immer Zeit und Lust haben, die Pflichten ihrer Frauen zu übernehmen, gehen Eheleute nicht selten in Boarding-Houses, um da zu leben — eine abscheuliche Gewohnheit, die oft die fürchterlichsten Folgen nach sich zieht. Müssiggang ist, wie bekannt, aller Laster Anfang. Eine junge hübsche Frau *) wohnt da mit Leuten in Gemeinschaft, deren Charakter oft nicht der beste ist, das Hauswesen beschäftigt sie nicht, und hat sie Kinder, so sendet sie dieselben schon in dem Alter von vier Jahren nach der Schule.

Zu dem Lobe der Amerikanischen Frauen muß ich jedoch anführen, daß sie (ausgenommen in den Sklavenstaaten) ihre Kleinen selten einer Amme anvertrauen und die Mutterpflicht selbst verrichten. In dieser Hinsicht gebührt ihnen der Preis vor allen andern Nationen. Gott erhalte diese schöne Sitte!

Fühlen Mädchen einerseits Abscheu für die weiblichen Beschäftigungen, andrerseits einen besondern

*) Nicht selten ziehen auch junge Mädchen, welchen es in dem elterlichen Hause nicht gefällt oder zu still zugeht, in Boarding-Houses.

Drang nach einer Kunst oder Wissenschaft*), die sie bis zur Vollkommenheit studiren und ausüben wollen, so mögen sie es thun, aber in diesem Falle nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern sich vollkommen emancipiren, und so lange sie Professoren, Doktoren u. s. w. sind, dem Ehestande entsagen, denn schwer, wo nicht unmöglich ist es, die Pflichten des Mannes und der Frau zu gleicher Zeit zu erfüllen.

Und möchten doch alle Emancipations-Proselytinnen bedenken, daß gerade der Beruf, von welchem sie sich emancipiren wollen, zu den schönsten und edelsten gehört. Oder kann es etwas Edleres geben, als den

*) In den Vereinigten Staaten gibt es eine außerordentliche Anzahl von Dichterinnen, Schriftstellerinnen und Komponistinnen. Wenn ich die Namen aller jener aufgezeichnet hätte, die man mir als solche vorstellte, so würde ich bogenlange Register zusammengebracht haben. Gewiß gibt es darunter viele sehr talentvolle; aber die auch nur ein Verschen, einen kleinen Aufsatz, einen Walzer, eine Polka geschrieben hat, nennt sich schon Dichterin, Komponistin. Die Unbedeutendheit des Werkchens ersetzt ein großer, viel versprechender Titel. Hierauf scheint man in den Vereinigten Staaten überhaupt sehr viel zu halten. Als ich mit einem Verleger betreffs meiner Reisebeschreibung sprach, war seine erste Frage nach dem Titel. Lächelnd erwiderte ich ihm, daß ich daran erst denken würde, wenn die Arbeit vollendet sei. Er meinte aber, dieß wäre eine sehr wichtige Sache, das Publikum sähe viel auf den Titel, und klänge dieser gut, so sei dem Buche schon im vorhinein eine gute Aufnahme gesichert.

Beruf einer Mutter? *) Liegt nicht in ihren Händen der kostbarste Schatz jedes Staates — die Erziehung der Jugend? Ist es nicht die Mutter, die dem Kinde schon im zartesten Alter Liebe für Pflicht und Tugend einflößt, es auf den Weg leitet, ein würdiges Mitglied des großen Menschenvereines zu werden? Eine besonnene Hausfrau, eine vernünftige, liebende Mutter war und wird ewig das Ideal des Weibes bleiben.

Doch wieder zurück zu den Seminarien.

Das Schulgeld für ein Mädchen in den ersten Anstalten ist per Jahr (zehn Monate) 500 Dollars; dafür erhält es Kost, Wohnung und den Unterricht in den gewöhnlichen Lehrgegenständen. Musik- und Tanzunterricht, Nebenrechnungen belaufen sich auf 200—300 Dollars, und bei dieser hohen Bezahlung herrscht die schöne Gewohnheit, daß zwei sich ganz fremde Zöglinge eine Schlafstelle theilen müssen. Ich fand leider diesen Uebelstand schon in London; doch erstreckt er sich dort gemeiniglich nur auf ein Schwesterpaar; in den Vereinigten Staaten aber geht diese Manie so weit,

*) Man wird mir vielleicht zurufen, daß ich mich selbst in gewisser Beziehung emancipirt habe, indem ich so große Reisen allein unternahm und jahrelang vom Hause abwesend blieb; — ich that dieß jedoch erst, als meine Kinder herangewachsen, selbstständig waren, als sie meiner Pflege und Sorgfalt nicht mehr bedurften, und als mir überhaupt keine häuslichen Pflichten mehr oblagen.

daß Knaben und Männer sogar die Schlafstellen theilen. Ich sah in manchen Familien, die zu den wohlhabenden gehörten, eine Magd und zwei Kinder, oder auch drei Kinder zusammen schlafen. Ich konnte mich oft nicht enthalten, diese abscheuliche Gewohnheit zu rügen. Man gab mir zur Antwort, es geschehe aus Zeitersparniß. Immer hört man dieses Wort in jedermanns Munde, und doch fand ich, daß Frauen und Dienstleute hier ungleich weniger arbeiten, als bei uns in Deutschland. Und muß man, um ein wenig Zeit zu ersparen, die Sittlichkeit, die Gesundheit zum Opfer bringen?! —

Die Gerichtsverhandlungen besuchte ich einige Male. Es ging da ungefähr so zu, wie in meiner Vaterstadt (Wien) nach der Revolution im Jahre 1848: es gab Richter und Geschworne, Advokaten von beiden Theilen, Zeugen und ein sehr aufmerksames Publikum. Ich wohnte einem wichtigen Prozesse bei, in welchem es sich um die Verurtheilung eines Mörders handelte. Der Sachverhalt war folgender:

Der Verbrecher Dr. Gr., ein Ausschweifungen jeder Art ergebener Mann, wohnte in dem St. Nicolas-Gasthofe; mit ihm zu gleicher Zeit Obrist Loring sammt Frau. Dr. Gr. kam beinahe jede Nacht betrunken nach Hause. In einer Nacht, gegen drei Uhr Morgens ging er in die Gallerie und schellte mit Heftigkeit einem Diener, und zwar durch anhaltend lange

Zeit. Obrist Loring trat endlich aus seinem Zimmer, den Doktor ersuchend, mit dem Schellen aufzuhören, da es vergebens sei, denn die Diener wohnten nicht in diesem Theile des Hauses, überdieß habe seine Frau starke Kopfschmerzen und könne den Lärm nicht vertragen. Doch nach kurzem ging das Schellen wieder an, und wie später Frau Loring bei dem Verhöre aussagte, ging ihr Mann abermals aus dem Zimmer mit dem Vorsatze, einen Diener zu holen und so der Ruhestörung ein Ende zu machen. Dr. Gr. aber behauptete, der Oberst habe ihm einige Scheltworte gesagt (eine Sache, die höchst natürlich gewesen wäre, und die der rohe Wüstling vollkommen verdient hätte). Kurz Dr. Gr. lief in sein Zimmer, kam mit einem Degenstocke wieder und stieß diesen Herrn Loring durch den Leib. Der Stich ging durch das Herz, und der Oberst wurde als Leiche in sein Zimmer zurück getragen.

Ich habe schon auf meiner Reise durch die südlichen Staaten erwähnt, daß in Amerika das Laster der Trunkenheit als große Entschuldigung gilt. Auch hier hörte ich viele, die das Benehmen des Mörders gerade durch seine Lebensweise entschuldigten. Sie sagten: „Er that dieß in der Trunkenheit, wer weiß, wie ihn Loring gereizt hat" u. s. w.

Bei dem Verhör sah der Doctor so ruhig und unbefangen umher, als wäre er schuldlos gewesen.

Die Zeitungen schrieben, daß er vermuthlich ganz frei gesprochen werde, da er Geld und Freunde besitze. Er wurde zwar auf sieben Jahre Gefängniß verurtheilt, appellirte aber dagegen, und sogleich ward das Urtheil auf vier Jahre herabgesetzt. Ich verließ Neu-York vor der vollkommenen Entscheidung des Prozesses; allein die allgemeine Stimme sagte, daß wohl schon nach einigen Monaten gänzliche Verzeihung erfolgen dürfte. Nur müsse der Mörder in diesem Falle Neu-York verlassen, sonst würde er von dem Volke überall beleidigt werden.

Es gibt manche, die an dem Volke rühmen, daß es seinen Unwillen derart zu erkennen gibt, die dieses Gefühl für Gerechtigkeit in ihm bewundern. Aber wenn das Volk die Gerechtigkeit erkennt und liebt, warum gestattet es, daß so unrechtmäßige Nachsicht mit den Verbrechern geübt wird, warum wählt es nicht ehrliche, unbeugsame Männer zu Richtern und Geschwornen? — An der Macht hierzu fehlt es ihm in einem freien Lande, wie die Vereinigten Staaten es sind, doch gewiß nicht! —

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Umgebungen Neu-Yorks. — Die öffentlichen Institute. — Blackwells- und Randalls-Island. — Die Five-Points. — Reise nach Boston. — Der Empfehlungsbrief. — Festessen der Massachusetts-Mechaniker-Gesellschaft. — Waisenhaus, Gefängniß u. s. w. — Cambridge. — Lowell. — Rückkehr nach Neu-York. — Die Wahl. — Abschied von den Vereinigten Staaten.

Ich benützte meinen Aufenthalt in Neu-York zu wiederholten Besuchen der nahen Umgebung, so wie auch zu zwei kleinen Ausflügen, den einen nach Herrn Bryant's Landsitze auf Long-Island, den andern nach dem Landhause des berühmten Dichters Washington-Irving.

Die nächste Umgebung der Stadt bilden die Städte Broklyn, Williamsburg und Hoboken, die man eigentlich als Theile Neu-Yorks betrachten könnte, denn sie sind nur durch den Fluß davon getrennt. Viele Leute wohnen da, welche ihre Geschäfte täglich nach Neu-York rufen, und Dampfer fahren jeden Augenblick hin und her.

Etwas weiter über der Bay liegt States' Island. Aus der Bay machen die Amerikaner gar viel, und wollen sie mit jener von Neapel oder Konstantinopel vergleichen. Davon kann wohl keine Rede sein. Sie ist allerdings hübsch; allein ihre Breite ist zu groß, die Hügelkette zu niedrig. Von der Stadt aus erscheint die gegenüberliegende Hügelkette noch viel unbedeutender als sie ist, und von States' Island aus verschwimmt Neu-York zu einem Steinhaufen, und man sieht von den Schiffen nichts als den Mastenwald.

Auf States' Island selbst gibt es hübsche Landsitze mit schönen Aussichten. Schade daß alles mit Bretterwänden eingefaßt ist und man nirgend durch die Wäldchen und Wiesen 'gehen kann, sondern sich mit der staubigen Straße begnügen muß.

Greenwood (6 Meilen von Neu-York) ist der prachtvollste Friedhof nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern in der ganzen Welt. Die ehrwürdigsten Bäume beschatten die saftigsten Wiesen, spiegelhelle Teiche blicken dazwischen durch. Unter den Bäumen zeichnen sich ganz besonders die Trauerweiden aus: in keinem Lande sah ich sie so groß und umfangsreich, als in den nördlichen Theilen der Vereinigten Staaten. Von den Hügeln hat man die bezauberndste Uebersicht der Bay und der Stadt sammt ihrer Umge-

bung. Wahrlich, ich würde meinen Wohnsitz ungleich lieber hier bei den Todten aufschlagen, als in der geräuschvollen Stadt!

Ohne Einlaßkarte erhält man keinen Zutritt in diesen Ort der Ruhe; an Sonntagen wird er leider ganz geschlossen, und somit ist der schönste Punkt um Neu-York für die arbeitende Klasse, die nur über den Sonntag gebieten kann, so viel wie gar nicht vorhanden.

Zu High-Bridge (10 Meilen) sind die großen Wasserwerke, welche den Bedarf Neu-Yorks decken; ein hoch gespannter Aquädukt leitet das Quellwasser über einen Arm des Hudson-Flusses nach der Stadt. Ueberdieß verdient dieser Ort auch seiner Landschaft wegen besucht zu werden, die zu einer der schönsten um Neu-York gehört.

Ich fuhr in einem Omnibus dahin, welcher im Innern Plätze für zwölf Personen enthielt. Dieser Omnibus geht nur alle halbe Stunden ab und weist niemanden zurück*). Ich zählte vierzehn Erwachsene und fünf Kinder, von welchen das jüngste über vier Jahre alt war. Zu meinem Erstaunen setzten sich Mädchen, junge Frauen ohne alle Umstände auf den Schooß ihnen ganz fremder Männer. Das nenne ich

*) Man sagt in den Vereinigten Staaten, daß ein Omnibus nie voll wird.

doch etwas gar zu frei! — Sittlichkeitsgefühl, Frauenwürde, sind dieß hier nur leere Worte? Ich würde eine solche Sache für kaum möglich gehalten haben, hätte ich es nicht selbst gesehen.

Herrn Bryant's Landsitz liegt bei Roslin auf Long-Island (30 Meilen von Neu-York). Es gereichte mir zum größten Vergnügen, diesen Herrn kennen zu lernen, der als Herausgeber einer der gelesensten Zeitungen und als Schriftsteller, Poet und Uebersetzer Deutscher Dichter nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch außerhalb desselben rühmlichst bekannt ist. Er war so freundlich, mich auf einige Tage zu sich auf das Land einzuladen. Die kleine Reise dahin kann man auf der Eisenbahn oder zur See auf kleinen Dampfern machen. Beide Wege bieten viele hübsche Ansichten, besonders letzterer.

Das Landhaus liegt überaus reizend auf einer kleinen Anhöhe, nahe der See; Parthieen des Dörfleins Roslin umgeben es von allen Seiten, frische Laubbäume, stattliche Trauerweiden (mit Stämmen bis zu fünf Fuß im Durchmesser) gruppiren sich dazwischen. Das Ganze hat einen so ländlich stillen, ruhigen Anstrich, als gäbe es Hunderte von Meilen weit keine Stadt. Hier kann sich das Gemüth erholen und neue Kräfte für das stürmische Leben sammeln. Aber abgesehen von diesen Annehmlichkeiten fühlte ich mich

von der herzlich guten Familie Bryant so angezogen, daß ich alles andere nur als schöne Zugabe betrachtete. In Frau Bryant lernte ich das vollkommenste Muster einer Hausfrau kennen. Sie beweist, wie gut man Häuslichkeit mit Bildung, Bescheidenheit und Anmuth mit Willensmeinung und Kraft verbinden kann. Wollte Gott, es gäbe nicht nur in Amerika, sondern überall viele so gediegene Hausfrauen!

Wie gern hätte ich auch hier wieder der Zeit in die Speichen gegriffen; die wenigen Tage eilten nur zu rasch dahin!

Washington Irving's Landhaus liegt ebenfalls ungefähr 30 Meilen von Neu-York, aber in einer andern Richtung, am Hudson-Flusse. Auch dieser große Dichter nahm mich sehr zuvorkommend auf. In seinen ruhigen, freundlichen, wohlwollenden Zügen hätte ich eher einen gemüthlichen Landmann als einen genialen Schriftsteller gesucht; wenn er aber zu sprechen begann, erglänzten seine Augen in Jugendfeuer, seine Gesichtszüge nahmen den geistreichsten Ausdruck an. Glücklich hat hier die Natur Geist und Gemüth zugleich begabt.

Washington Irving führt ein Junggesellen-Leben; doch wußte er sein Alter herrlich auszuschmücken. Mehrere sehr liebenswürdige Nichten (Töchter seiner Schwester) theilen die reizend gelegene Villa mit ihrem Oheim, der

selbst im Winter diesen Ort der Zurückgezogenheit nicht verläßt.

Nun blieb mir von Neu-York nicht viel mehr zu besehen übrig, als die öffentlichen Institute, die Volksschulen, Armen- und Waisen-Häuser, Irren-Hospital, Gefängnisse u. s. w.

Mein Glücksstern führte mich zuerst nach den Tombs (Stadtgefängnissen). Ich sage „mein Glücksstern," weil ich da an der Oberaufseherin (Matrone) M. Flora Forster, eine der besten, treuherzigsten Frauen kennen lernte: ihr Charakter sprach mich sehr an, und gar manche Stunde, ganze Abende brachte ich bei ihr in den Tombs und in ihrem Hause zu.

Das Stadtgefängniß ist ein in Egyptischem Style gehaltenes Gebäude. Ich dachte, es hätte den Namen „Tombs" von seiner Aehnlichkeit mit den Egyptischen Grab-Monumenten erhalten; das ist aber nicht der Fall. Man nennt es Tombs, weil es zur Zeit seiner Entstehung von Sümpfen ganz umgeben war, welche die Luft so ungesund machten, daß die meisten der Gefangenen starben.

In dieses Gefängniß kommen Verbrecher jeder Art und besonders alle Betrunkenen, die man auf der Straße findet. Die Verbrecher bleiben bis zu ihrer Aburtheilung. Sie haben nette, luftige Kämmerchen (in jedem Kämmerchen lebt nur ein Gefangener), mit

Betten und einem Stuhle und eine einfache gesunde, genügende Kost. Die leichteren Verbrecher können einige Stunden des Tages im Hofe umhergehen, die schweren in den innern Gängen. So lange sie nicht verurtheilt sind, wird ihnen gestattet, sich so viele Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten zu verschaffen, als es ihre Börse oder die Sorge ihrer Freunde erlaubt.

Die Betrunkenen kommen auf fünf Tage hieher, nach mehrmals wiederholtem Falle werden sie auf sechs Monate nach dem Strafhause auf Blackwells-Island verurtheilt.

Zu meinem Leidwesen sah ich in der Abtheilung für das weibliche Geschlecht meistens junge Mädchen und Weiber. Die Zahl solcher bedauernswerther Geschöpfe soll sich manchen Tag auf dreißig und vierzig belaufen. Im vergangenen Jahre wurden bei 6000 Weiber und Mädchen hieher gebracht. Wer das Laster der Trunkenheit in seiner vollen Entwürdigung sehen will, der komme hieher! — Ich begreife wirklich nicht, wie man ihm in den Vereinigten Staaten so viel zu Gute halten kann.

Die Oberaufseherin der weiblichen Abtheilung ist M. Forster, und wenn die Leute nicht gebessert herauskommen, ist es gewiß nicht ihre Schuld, denn sie sucht sie mit wahrer Herzlichkeit und Menschenliebe auf den Weg des Guten zu leiten. Ich hatte oft Ge-

legenheit, sie in der Ausübung ihres Berufes zu sehen und nahm den größten Antheil an ihrem Schalten und Walten.

Unter den Amerikanischen Frauen und Mädchen herrscht, wie in England und Deutschland, die schöne Sitte, daß sich gar manche unter ihnen zu zeitweiligen Besuchen der weiblichen Lehr- und Straf-Anstalten verbinden. Sie sehen nicht nur nach, ob die dabei Angestellten ihre Pflichten erfüllen, sondern sie bemühen sich auch selbst, durch gemüthliches Zusprechen, durch gute Lehren die Leute zu bessern, und wenn die Gefangenen ihre Strafzeit überstanden haben, sie an anständige Orte zu bringen, wo sie sich ihren Unterhalt verdienen können. Unter diesen Frauen, welche sich der Hülflosen und der Verbrecherinnen so liebevoll annehmen, lernte ich vorzugsweise Frau Gibbons (Gemahlin des Herrn J. S. Gibbons) und Fräulein Curtis kennen. Schon die Väter dieser beiden genannten Damen widmeten den Armen den größten Theil ihrer Zeit und vieles Geld, und bemühten sich besonders, die herangewachsenen Waisen, die gebesserten Sträflinge bei tugendhaften Familien unterzubringen; Frau Gibbons' Vater ist bereits gestorben, Herr Curtis schon ein 81jähriger Greis. Die beiden Damen wirken aber ganz in dem Geiste dieser wahren Wohlthäter fort.

Ich besuchte mit ihnen und Frau Forster Black-

wells-Island, ein winziges Inselchen, unferne von der Stadt, freundlich gelegen und mit einer herrlich gesunden Luft. Dieses Fleckchen Erde (eine Meile lang, eine halbe Meile breit) enthält ausschließend öffentliche Anstalten für alte, gebrechliche Leute, für Geisteskranke und solche Verbrecher, die auf sechs Monate verurtheilt sind.

Die drei Gebäude, in gehöriger Entfernung stehend und durch Gärten und Steinwänden von einander getrennt, gleichen an Größe und solidem Bau Palästen. Sie sind von Quadersteinen aufgeführt und wurden, wie man mir sagte, von den Verbrechern selbst gebaut.

Alle diese drei Anstalten kann man in jeder Hinsicht vollkommen nennen. Die Säle zum Arbeiten, zum Aufenthalte während des Tages, zum Speisen und Schlafen sind hoch und geräumig, die Kost ist gut, gesund und reichlich, die Ordnung und Reinlichkeit überaus groß. Wer arbeitsfähig ist, muß täglich eine bestimmte Zahl von Stunden arbeiten.

Unter den Verbrecherinnen fiel mir ein junges Mädchen von 18 bis 20 Jahren auf: sie trug das Haar kurz geschnitten, nach Art der Männer. Als ich nach der Ursache frug, hieß es, daß sie sechs Monate als Matrose auf einem Schiffe gedient habe. Dieß war auch das Vergehen, wegen dessen sie sich an diesem Orte befand.

Die Verbrecher, Männer wie Weiber, verhielten sich äußerst anständig, man hörte weder Geflüster, noch Gelächter, wenn man in die Säle trat. Man behandelt aber auch die Leute nicht mit bösen Worten und mit Rohheit wie Verbrecher, sondern wie bereits Gebesserte. Man hat den Grundsatz, des Verbrechers That zu vergessen, kein Mensch darf derselben erwähnen. Die Frauen, mit welchen ich kam, reichten den Leuten die Hände und sprachen mit ihnen auf die herzlichste Weise. Gewiß muß solche Behandlungsart von guten Folgen sein.

Am allerbesten gefiel mir das Hospital für die Irren; ich ziehe es bei weitem Bedlam in London vor. Die Unglücklichen werden Nachts nicht in kleine Zellen gesperrt, sondern schlafen in luftigen, geräumigen Zimmern und (obwohl durchgehends Arme) in blendend weißen guten Betten. Die Fenster sind derart vergittert, daß man es gar nicht gewahrt; die eisernen Stäbe passen nämlich gerade auf die hölzernen Fensterrahmen. Die Mahlzeiten werden in Gemeinschaft eingenommen, auf reinlich gedeckten Tafeln, mit weißem Geschirre, mit Gläsern und Eßbestecken; nur den gefährlichen Irren wird dergleichen nicht anvertraut: diese speisen auf Blechgeschirr, und das Fleisch wird ihnen in Stückchen geschnitten, auf den Tisch gebracht.

Randall's-Island, ein anderes Inselchen,

enthält ebenfalls nur öffentliche Anstalten und zwar meistens für Kinder. Die größte hievon (Home of refuge) ein prachtvolles Gebäude, so eben beendet, ist für Kinder bestimmt, die wegen Vergehungen hieher kommen. Die andern kleinen Häuser sind für Waisen oder von ihren Eltern ganz verwahrloste, für blödsinnige und eines auch für kranke, besonders scrophulöse Kinder.

Alle diese Anstalten sind schön und trefflich eingerichtet; nur fand ich bei den kranken und blödsinnigen Kindern der Wärterinnen zu wenig, und desshalb die Pflege nicht ganz so, wie sie sein sollte. Wie kann eine Wärterin zwanzig und mehr solcher kleiner Geschöpfe besorgen! Auch die Bezahlung der Wärterinnen ist zu gering.

In dem Home of refuge werden die Kinder vom zehnten Jahre an aufgenommen, und je nach ihrer Besserung und Bekehrung kürzere oder längere Zeit behalten. Oft erlangen sie schon nach drei Monaten ihre Freiheit wieder, oft bleiben sie bis zur Mündigkeit, die bei Jünglingen mit dem vollendeten einundzwanzigsten, bei Mädchen mit dem achtzehnten Jahre eintritt. Wenn dergleichen Kinder aus der Anstalt austreten, sucht man sie bei Farmers in Dienst zu bringen.

Außer dem Waisenhause auf Randall's-Island,

gibt es in Neu-York noch zwei, eines für farbige, eines für weiße Kinder. Letzteres liegt im Herzen der Stadt, in den „five points," dem verrufensten Theile Neu-York's. Kein wohlgekleideter Mensch dürfte es wagen, Abends dahin zu gehen, außer in Begleitung eines Polizei-Mannes. Beraubungen, Morde, alle möglichen Verbrechen werden da besprochen und verabredet. Und inmitten dieser überirdischen Hölle hat die Missions-Gesellschaft das Waisenhaus errichtet, in dessen einer Abtheilung auch Mädchen und Weiber aufgenommen werden, die auf unrechten Wegen gewandelt und sich bessern wollen. Man versieht sie mit Arbeit; einen Theil ihres Wochenlohnes geben sie an die Anstalt für Kost und Verpflegung.

An dem Schulunterrichte der Waisen können auch Kinder Theil nehmen, die nicht in Kost und Verpflegung sind. Diese Anstalt erfreut sich eines sehr schönen Erfolges; schon senden viele der verworfensten Eltern ihre Kinder zur Schule, und gar manche jugendliche Sünderin verließ den schlechten Pfad.

In dem Waisenhause der farbigen Kinder werden diese von dem zweiten bis zum zwölften Jahre behalten; dann sucht man sie auf Farms, bei Handwerkern oder in braven Familien unterzubringen. Für den Schulunterricht gibt es sonderbarer Weise nur einen gemeinschaftlichen Saal; die Kinder sitzen zwar in

Klassen eingetheilt, aber ohne durch eine Wand von einander getrennt zu sein. Das Geschrei der Lehrerinnen*) und der Kinder ist so arg wie in einer Judenschule. Wenn eine Lehrerin eine Frage stellt, gibt die ganze Klasse die Antwort, ob recht oder nicht, das kann man, des Lärmens wegen, gar nicht unterscheiden. Die unzweckmäßigste Methode, daß ganze Klassen antworten, fand ich nicht nur in diesem Waisenhause, sondern auch in andern öffentlichen Schulen.

Das Amt einer Lehrerin oder Professorin ist in den Amerikanischen Schulen (die hohen Mädchen-Seminarien nicht ausgenommen) sehr leicht und bequem. Die Lehrbücher sind der Art eingerichtet, daß der Unterricht ganz einfach aus den Büchern herausgelesen wird, und damit ist die Sache abgethan.

In der Gegend der five points sind für die Jungen, welche die Zeitungen austragen, einige Säle eingerichtet, in welchen sie gute Betten, Beleuchtung, Heizung und Unterricht in den Normal-Gegenständen und in der Religion für die geringe Bezahlung von zweiundvierzig Cents per Woche finden. —

---

*) In den Amerikanischen Schulen sind statt der Lehrer sehr häufig Lehrerinnen angestellt, selbst bei den unteren Schulen der Knaben. Man sucht in diesen Staaten auf alle mögliche Weise dem weiblichen Geschlecht Mittel und Wege zu verschaffen, sich anständig fortzubringen.

Das Taubstummen-Institut unter der Leitung des Direktors Peck ist ausgezeichnet. Die Zöglinge sind in den verschiedenen Zweigen des Wissens so ausgebildet, als hätten sie nicht weniger, sondern mehr als fünf Sinne. Besonders thaten sie sich in der Aufsatzlehre und Arithmetik hervor. Einige sprachen wenige Worte, eine Erscheinung, die mir nicht neu war, da ich sie schon vor vielen Jahren in dem Taubstummen-Institute zu Wien beobachtet hatte.

Herr Peck Vater war abwesend. Die Anstalt wurde mir mit größter Bereitwilligkeit von seinem Sohne gezeigt, der an Jahren kaum das Jünglingsalter überschritten hatte, in der Art und Weise mit den Unglücklichen umzugehen, ihre Liebe zu gewinnen und sie zu unterrichten, aber den gediegensten und erfahrensten Männern an die Seite zu setzen ist. — Die Amerikaner werden schon in jungen Jahren für das praktische Leben gleich erfahrenen Männern ausgebildet, was hauptsächlich durch den frühen Eintritt in das Geschäftsleben geschieht.

Herr Peck Sohn hat sich ein sehr liebenswürdiges Mädchen aus den Zöglingen zur Lebensgefährtin gewählt.

Ich war nun schon drei Wochen in Neu-York und hatte das Merkwürdigste so ziemlich gesehen; man forderte mich auf, auch einige Ausflüge nach den

andern großen Städten, Boston, Philadelphia, Washington zu machen. Aber aufrichtig gesagt, ohne Unterlaß große Städte besuchen, ermüdet mich; zudem bieten die Amerikanischen Städte, groß oder klein, zu wenig Abwechslung: sie gleichen einer der andern gar zu sehr. Doch gab ich endlich der Ueberredung meiner Freunde nach und entschloß mich, wenigstens Boston, das „Athen" der Vereinigten Staaten zu besuchen.

Am 10. Oktober ging ich Nachmittags auf dem großen Dampfer „Van der Bilt" den östlichen Hudson-Fluß 65 Meilen aufwärts, bis zur Eisenbahn. Diese Fahrt ist nur Anfangs hübsch durch die Ansichten der Städte New-York und Broklyn, durch kleine Hügelparthieen und die umherliegenden Landhäuser; später werden die Ufer flach und einförmig.

Sehr praktisch fand ich die Art und Weise, in welcher die Güter und das Gepäcke der Reisenden auf dem Dampfer geordnet werden, um allem Zeitverlust und allen Unordnungen bei dem Wechsel mit der Eisenbahn vorzubeugen. Es gab kleine Waggons, in welche das Gepäcke je nach den verschiedenen Stationen gelegt wurde. Bei der Ankunft an der Eisenbahn standen die Pferde schon bereit, die Waggons wurden herausgezogen und an den Zug angehängt. Dadurch

ging alles schnell und ordentlich, ohne Gedränge und Laufen vor sich.

Was das Praktische in allen Einrichtungen anbelangt, sind die Amerikaner wirklich bewundernswürdig: in dieser Beziehung könnten alle Nationen bei ihnen in die Lehre gehen.

Um 2 Uhr Nachts wechselten wir den Dampfer mit der Eisenbahn, und nach ungefähr vier Stunden (120 Meilen) waren wir in Boston.

Ich stieg hier auch wieder in einen Boardinghouse ab. Doch kaum hatte Dr. Hoffendahl (ein Deutscher) von meiner Ankunft gehört, als er mich sogleich in sein Haus einlud, obwohl ich keinen Empfehlungsbrief an ihn hatte. Ich sage ihm, wie allen Familien, die mich von dem lästigen Gasthofsleben befreiten, wiederholt meinen herzlichsten Dank.

Die Stadt Boston, mit einer Bevölkerung von 150,000 Seelen, liegt auf drei Hügelchen, und da die Straßen beinah durchgehends mit schönen Baumalleen bepflanzt sind, nimmt sie sich sehr gut aus; auch ist sie so rein gehalten, daß man sie im Vergleiche zu Neu-York ein „Schmuckkästchen" nennen könnte. In den Geschäftsstraßen Washington- und Hannover-Street ist das Gedränge wohl auch bedeutend, aber nicht übermäßig. Ein Park in der Mitte der Stadt, mit wahren Prachtexemplaren von Bäumen,

mit einem Teiche und vielen Bänken, bietet einen freundlichen Spaziergang und gewährt einen geräumigen Tummelplatz für die Jugend. Die öffentlichen Gebäude sind, wie in allen großen Städten der Vereinigten Staaten, schön und meistens aus Quadersteinen aufgeführt. An Museen, Bildergallerien u. dgl. ist nicht viel zu sehen. Das Lese-Athenäum enthält eine kleine Sammlung von Statuen, Büsten, Oelgemälden u. s. w., doch ohne besondern Werth; bedeutend ist dagegen die Bibliothek.

Dr. Warren, rühmlichst bekannt als Naturforscher, besitzt eine Sammlung seltener Fossilien, unter andern ein vollkommenes Skelett des Mastodon, welches auch zugleich das größte sein soll, das von dieser Gattung Thiere bisher gefunden wurde (Fundort: Nordamerika). Dr. Warren hatte die Gefälligkeit, mir selbst seine schöne Sammlung zu zeigen.

Das Bunka-Hill-Monument, für die Geschichte der Vereinigten Staaten gewiß das merkwürdigste, besteht aus einem einfachen Obelisken von grauem Stein. Es steht auf einem Hügelchen in der Stadt und wurde zur Erinnerung der Helden gesetzt, die in dem ersten Freiheitskampfe (1774), der wie bekannt von hier ausging, fielen. Gewiß ist dieser einfache Obelisk die schönste Zierde der Stadt und

der Stolz der Vereinigten Staaten. Man kann bis an die Spitze des Monuments steigen, eine zwar etwas mühsame Arbeit, die aber durch einen schönen Ueberblick über Stadt und Umgebung belohnt wird.

Ich war so glücklich, in Boston die Bekanntschaft des Geistlichen Herrn Bernard zu machen. Derselbe war so überaus gütig, nahm so viel Antheil an mir, daß er mich persönlich überall hinführte. Wenn es seine Zeit erlaubte, kam er schon Morgens mich abzuholen.

Ich hatte zwar in Neu-York einen Empfehlungsbrief für eines der ersten Bostoner-Häuser (Ad. und Komp.) erhalten, mit der Versicherung, daß man mich da nicht nur sehr zuvorkommend empfangen, sondern mir auch vieles von Boston zeigen würde. Als ich aber den Brief abgab, betrachtete mich der reiche Herr höchst kaltblütig (ich war einfach gekleidet und kam nicht gefahren), las an den Paar Zeilen des Briefes eine ganze Ewigkeit (vermutlich überlegte er, wie er mich empfangen sollte) und fragte mich endlich: „Was wollen Sie?" — gerade als wäre eine Arme vor ihm gestanden, mit irgend einem Anliegen. Ich antwortete ihm in demselben Tone: „Ich will nichts. Man hat mir diesen Brief an Sie gegeben, und zwar unaufgefordert, ich glaubte daher, ihn abgeben zu müssen." Als er sah, daß ich mit keinem Anliegen gekommen war (aus dem Briefe schien er das nicht heraus buch-

stabirt zu haben), fügte er in herablassendem Tone hinzu: „Wenn Sie einer Auskunft bedürfen, werde ich solche Ihnen ertheilen.“ Und damit schieden wir, ohne daß ich von diesem Herrn ferner etwas gesehen oder gehört hätte.

Das war ein echtes Beispiel eines Geldaristokraten, wie sie nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern in der ganzen Welt sind. Ihr Hochmuth erscheint noch ungleich unerträglicher, als jener der wahren Aristokratie, die doch gewöhnlich Bildung und Benehmen hat, was dem Geldadel nur zu häufig fehlt. In Boston scheint diese Klasse von Menschen ärger zusammen zu halten, als irgendwo. In ihre Gesellschaft zu kommen, soll unendlich schwer sein, die Heirathen schließen sie nur unter ihres gleichen, ja sie wohnen sogar alle in einer Straße (Beacon Street). Und dennoch entschuldige ich den Stolzen eher, als jenen, der ihm huldigt. Wie bald müßten Geld- und Geburts-Adel von ihren Höhen herabsteigen, wenn es keine Speichellecker gäbe, die ihnen Ehrfurcht und Bewunderung bezeigten.

Ich kam, wie gesagt, am 11. October Morgens um sechs Uhr in Boston an und wurde noch denselben Tag dem Stadt-Mayor, Herrn Dr. Smith vorgestellt. Abends hatte ein großes Festessen der „Massachusetts-Mechaniker-Gesellschaft (wie alle drei

Jahre) statt, welches in der Faneuil-Hall abgehalten wurde. Diese Halle ist geschichtlich eben so berühmt, wie das Bunka-Hill-Monument, denn hier fanden die ersten Zusammenkünfte, Berathungen und Beschlüsse statt, von hier zog man zu dem ersten Freiheitskampfe aus, und dem zu Folge trägt diese jedem Amerikaner unvergeßliche Halle auch den schönen Namen: „Wiege der Freiheit.“

Herr Dr. Smith lud mich zu dem Feste ein.

Mit tiefer Ehrfurcht der Vergangenheit gedenkend, betrat ich die Halle: sie war geschmackvoll ausgeziert und reich erleuchtet, auf der Gallerie befand sich ein Musikchor. Die Tafeln waren für 800 Personen gedeckt. An Gerichten gab es eine große Auswahl; statt der geistigen Getränke aber wurde Wasser, Kaffee und Thee gereicht. Der Staat Massachusetts gehört nämlich dem Temperance-Vereine an. Die Mahlzeit war in einer Stunde abgethan. Dann wurden durch zwei Stunden Gelegenheitsreden gehalten. Herr Mayor Smith hatte die große Aufmerksamkeit, in seiner Rede von mir sehr schmeichelhafte Erwähnung zu machen und mich der Gesellschaft vorzustellen. Als ich seinem Wunsche zufolge aufstand, empfing mich sogleich ein lautes Beifallklatschen, und wenn ich bisher nie bedauert hätte, der Englischen Sprache nicht vollkommen mächtig zu sein, so wäre es in diesem Augenblicke der

Fall gewesen; ich konnte der Gesellschaft meinen Dank für ihr freundliches Wohlwollen nur durch stumme Verbeugungen bezeugen.

Zwischen den Reden wurden Hymnen, Arien und das berühmte Volkslied „Yankee-Doodle" vorgetragen. Um elf Uhr ging die Gesellschaft auseinander.

Die öffentlichen Anstalten in Boston sind durchgehends musterhaft eingerichtet.

Das Blindeninstitut, welches zu den ausgezeichnetsten seiner Art gehören soll, fand ich leider geschlossen, die Ferien waren noch nicht beendet. Ich hatte aber dennoch das Vergnügen, den Direktor desselben, Herrn Howe kennen zu lernen, der sich hinsichtlich der Erziehung und Behandlung der Blinden einen großen Ruf erworben hat.

Unweit des Blinden-Institutes steht jenes der Blödsinnigen. Wahrhaft bewundernswürdig ist hier die Macht der Erziehung. Alle diese Blödsinnigen waren rein in Kleidung und Haltung, viele unter ihnen konnten lesen, wenige auch schreiben, manche hatten sogar Begriffe von der Erdbeschreibung.

Ein Geschwister-Paar fiel mir durch die auffallend kleine Bildung des Kopfes auf. Dieser Form und dem Gesichtsausdrucke zufolge, hätte man die Unglücklichen für vollkommen dumm halten mögen; sie konnten jedoch ein wenig lesen, die Farben unterschei-

den, die Tage der Wochen hersagen u. s. w. Ein bildschönes, blondlockiges, sechsjähriges Mädchen war irrsinnig. Man sah diesem Kinde weder in den Augen noch in den Gesichtszügen an, daß es der Vernunft beraubt war. Das feurige blaue Auge schien eher das Gegentheil zu verrathen; aber außer kleinen Gesängen war ihm bisher nichts beizubringen gewesen — es hatte eine rastlose Beweglichkeit.

So lange diese Armen in der menschenfreundlichen Anstalt sind, geht es ihnen freilich gut; aber wenn sie in die Welt hinausgestoßen werden, in deren Kette sie kein Glied bilden, dann ist ihr Schicksal schrecklich. Und leider erreichen solche unglückliche Geschöpfe gewöhnlich ein hohes Alter, denn keine Sorge, keine Leidenschaft trübt ihre Ruhe.

Das Massachusetts-General-Hospital ist unstreitig das schönste und best eingerichtete, das ich in den Vereinigten Staaten sah. Ich stelle es beinahe den Hospitälern in Surabaya und Samarang auf Java gleich — das höchste Lob, das ich ihm ertheilen kann.

Das Bostoner Gefängniß gehört ebenfalls zu den prachtvollsten, die ich sah. Von außen sieht es einer herrlichen Kirche mit einer schönen Kuppel ähnlich. Das Innere bildet eine lange, hohe Halle, in deren Mitte ein schmales, dreistöckiges Gebäude steht, welches

auf beiden Seiten durch alle Stockwerke in kleine Zellen getheilt ist. Jede Zelle hat ein Fenster und eine Thüre, die durch eiserne Gitter geschlossen sind und auf die ringsum laufenden Gallerien münden. Das Ganze gleicht einem eisernen Käfige.

Die Gefangenen erhalten hinlänglich Licht und Luft von der Halle und finden auch einige Zerstreuung, da es in der Halle immer etwas zu sehen gibt. Mit einander können sie nicht verkehren. Der Gefangenwärter sitzt unten in der Halle, von wo er alle Zellen mit einem Blicke übersieht. Ich war in der Küche bei der Austheilung der Kost gegenwärtig, und fand diese sehr gut. Es gibt fünfmal in der Woche Fleisch nebst guter Suppe, die andern zwei Tage Fische. Jeder Mann erhält Morgens Kaffee nebst einem Pfund Brot, Mittags ein Pfund Fleisch, drei große Kartoffeln und ein Stück gutes Brot, Abends Thee und Brot. Es sollte mich nicht wundern, wenn die Leute kleine Verbrechen begingen, blos in der Absicht, auf einige Zeit hierher zu kommen. Sie essen und wohnen gut und haben nichts zu arbeiten.

Das Hospital für Irre besteht aus drei Gebäuden, jedes mit einem abgeschlossenen, schönen Garten. Die beiden Seitengebäude sind nur für wohlhabende Leute errichtet, das eine für acht Herren, das andere für acht Frauen. Jeder Kranke hat zwei überaus

prachtvoll eingerichtete Zimmer, einen Badeplatz, einen eigenen Aufwärter und eine sehr gewählte, gute Kost. Für dieß alles, die ärztliche Pflege mit einbegriffen, werden per Woche zwanzig Dollars gefordert.

Das dritte Gebäude enthält billigere Plätze, für drei Dollars per Woche, und sehr viele unentgeldliche Plätze.

Von den Schulen, die ich in Boston besuchte, kann ich nur dasselbe wiederholen, was ich von jenen in Neu-York gesagt habe: sie sind alle als Musterschulen aufzustellen. Großes Vergnügen machte es mir, hier auch die farbigen Kinder so gut unterrichtet zu finden, daß man farbige Mädchen und Jünglinge als Lehrerinnen und Lehrer gebrauchen kann.

In der großen Volksschule, welche über 600 Schüler zählt und unter der Leitung Herrn Bernard's steht, sah ich zum ersten Male, daß den Mädchen auch weibliche Handarbeiten, Nähen, Sticken u. s. w. gelehrt wurden. So viel ich glaube, ist diese vernünftige Einrichtung Frau Bernard zu danken, welche die Oberaufsicht über die Mädchen hat. Während der Tagesstunden wird die Schule von Kindern besucht, und drei bis vier Mal in der Woche sind zwei Stunden Abends (von sieben bis neun Uhr) für solche junge Leute bestimmt, die in ihren Kinderjahren keinen Unterricht genossen haben.

Herr Bernard ist von seinen Zöglingen so geliebt und geachtet, daß sie ihn nicht nur in der Schule freudig begrüßen, sondern ihm überall entgegen eilen, wo sie ihm begegnen. Häufig sah ich dieß mit eigenen Augen auf unsern Wanderungen durch die Stadt.

Der Gefälligkeit meines unermüdlichen Freundes verdanke ich auch zwei interessante Ausflüge in Boston's Umgebung, den ersten nach Cambridge, den andern nach Lowell.

Cambridge (4 Meilen von Boston) ist das größte und bedeutendste Kollegium*) in den Vereinigten Staaten. Die Zahl der Schüler betrug in diesem Jahre 900, von welchen 700 in Kost und Wohnung aufgenommen waren. Dieses Kollegium gleicht einer kleinen Kolonie: es besteht nicht aus einem einzigen Gebäude, sondern aus vielen Häusern, die auf Wiesenplätzen oder in niedlichen Gärten liegen. In einigen Häusern befinden sich die Lehrsäle für die verschiedenen Gegenstände, die andern dienen den Studenten zu Wohnungen; auch jeder Professor bewohnt ein eigenes Häuschen.

Die Bibliothek ist ebenfalls die größte und interessanteste in den Vereinigten Staaten: sie enthält 80,000 Bände, darunter zwei geschriebene Bibeln, von welchen die eine aus dem neunten, die andere aus

*) Es wurde noch unter der Englischen Regierung gestiftet.

dem vierzehnten Jahrhundert datirt, viele andere werthvolle alte Bücher mit schönen Handzeichnungen und Malereien, so wie auch die Kopie eines kleinen Werkchens von Hypokrates, mit der Feder dem Original so täuschend nachgeahmt, daß man sie davon nicht zu unterscheiden vermag. Man soll für dieses Kunstwerk 1500 L. St. geboten haben.

Ich lernte in Cambridge den Professor und rühmlichst bekannten Naturforscher Herrn Agassiz kennen, der, als er noch in seinem Vaterlande, der Schweiz, lebte, die vorzüglichsten Berge und Gletscher, darunter auch den Montblanc, bestiegen hat. Die Bekanntschaft dieses ausgezeichneten Mannes war mir um so werther, als ich auf meiner ersten Reise um die Welt im Jahre 1847 in China (Canton) von einem seiner nahen Verwandten, auch einem Herrn Agassiz, gar freundlich aufgenommen worden war.

Hier beschäftigt sich Herr Agassiz außer der Ausübung seines Lehramtes mit Sammeln von Insekten, Reptilien und allem, was in das Naturreich gehört. Er soll eine der reichsten Sammlungen von Insekten und Schmetterlingen, die in Nordamerika vorkommen, haben. Ich konnte leider wenig davon sehen, da gerade alles gepackt war, um in ein anderes Lokal gebracht zu werden.

Lowell, die berühmteste Fabrikstadt der Vereinig-

ten Staaten, mit einer Bevölkerung von 33,000 Seelen, liegt 25 Meilen von Boston. Man verfertiget hier die ausgezeichnetsten Teppiche, Weiß- und Druckwaaren. Im Ganzen sind 11 Fabriken im Gange, welche 8476 Mädchen und 4507 Männer beschäftigen, und deren Betriebskapital man auf 14 Millionen Dollars schätzt.

Die Mädchen wohnen beinahe durchgehends in Boarding-Houses, die zu den Fabriken gehören, und in welchen eben so wie in den Fabriken die wohlgeordnetste Aufsicht über sie geführt wird. Ein Mädchen bezahlt per Monat für gute Kost und Wohnung 5 Dollars, ihr Erwerb beläuft sich auf 13 bis 14. Jene, die nicht in den Kosthäusern leben, müssen sich einen wöchentlichen Abzug von 25 Cents (¼ Dollar) gefallen lassen. Man will sie durch diesen Abzug zu bewegen suchen, in den Kosthäusern zu wohnen, wo sie mehr unter Aufsicht sind.

Die Arbeiterinnen haben hier ein so sittiges Aussehen und Benehmen, daß viele Eltern, der wohlerzogenen Klasse angehörend, keinen Anstand nehmen, ihre Töchter in die Fabriken zur Arbeit zu senden. Dieses schöne, sittige Benehmen der Arbeiterinnen war mir so neu, daß es mich bei weitem mehr überraschte als das Maschinenwesen, welches allerdings in den Vereinigten Staaten auf einen sehr hohen Punkt gebracht

ist, von dem ich aber viel zu wenig verstehe, um darüber etwas sagen zu können.

Am 19. Oktober ging ich wieder nach Neu-York zurück, wo ich noch bis zum 10. November blieb.

Am 7. November hatte in Neu-York die Wahl des Bürgermeisters, Gouverneurs und noch einiger Beamten statt. Man fürchtete, daß es bei dieser Gelegenheit sehr stürmisch hergehen würde, man war sogar auf kleine Gefechte gefaßt, denn nie standen sich die Partheien bisher so schroff gegenüber: es handelte sich um die Einführung oder Ausschließung des Temperance-Gesetzes. Ich ging einen großen Theil des Tages in der Stadt, besonders in den five Points und auf dem sechsten Ward*) umher, um das stimmende Volk zu sehen. Der Anblick der Wähler war gerade nicht geeignet, das Gemüth zu beruhigen: der anständigen Leute gab es nur wenige auf den Wahlplätzen.

Glücklicherweise gestaltete sich die Wahl diesmal ruhiger als je, und zwar selbst in den „five Points" und in der sechsten Ward, welche Plätze sich bei derlei Gelegenheiten stets durch fürchterliche Schlägereien auszeichnen, besonders letztere, die dadurch den Namen „blutige Ward" errungen hat.

*) Die Stadt ist in zwölf Wards eingetheilt.

Die Ursache dieser unerwarteten Friedlichkeit war gerade, daß jedermann sich auf das ärgste gefaßt, und daher sein Haus nicht ohne Schuß- oder Stich-Waffen verlassen hatte. Jede der Partheien hütete sich, den Anfang zu machen, und so ging der Tag, einen Todten und ein Paar schwer Verwundete in Williamsburg ausgenommen, ohne blutige Ereignisse vorüber.

Am 10. November verließ ich Neu-York auf dem prachtvollen Amerikanischen Dampfer „Pacific," der von hier nach Liverpool fährt.

Ich hatte nun das Land gesehen, dessen Besuch schon lange einen meiner sehnlichsten Wünsche bildete. Weniger reich an Naturschönheiten als die Länder der südlichen Hemisphäre, ist es mehr durch das industrielle und geschäftige Treiben seiner Bewohner, und vor allem durch seine Verfassung interessant.

Manches fand ich wohl anders, als ich es mir gedacht hatte, anders als es sein sollte und sein könnte, wenig übereinstimmend mit den Grundsätzen von Freiheit und Gleichheit, die den Grundpfeiler seiner Einrichtungen bilden. So die Sklaverei in den Sklavenstaaten — so in den freien Staaten die Ausschließung des freien Negers und Farbigen von aller Gesellschaft, von jeder bürgerlichen Bedeutung — so das grausame Gesetz, welches entflohene Sklaven gleich wilden Thieren aufzufangen und ihren barbarischen Peinigern auszu-

liefern befiehlt — so die nicht zu entschuldigende Nachsicht der Richter und Jury-Männer mit den weißen Verbrechern, die, wie die Amerikanischen Zeitungen selbst schreiben, ohne, oder mit höchst geringen Strafen davon kommen, sobald sie Geld oder gute Freunde haben — so die streng gebotene Feier des Sonntags, die den Armen, der die ganze Woche an seine Arbeit gefesselt ist, jeder Erheiterung beraubt.

Aber bei allen diesen Gebrechen und Unvollkommenheiten kann man doch nicht umhin, zu bekennen, daß (die Sklavenstaaten ausgenommen) das Gleichgewicht durch das Gute, welches der großen Mehrzahl der Menschen aus den freien Einrichtungen und Gesetzen erwächst, nicht nur hergestellt, sondern bei weitem überwogen wird, und daß die Vereinigten Staaten als Staat bisher einzig in der Welt dastehen.

Mit Recht ist der Amerikaner stolz auf sein Vaterland, in welchem der Mensch auf jener Stufe der Gleichberechtigung steht, auf die ihn Gott gestellt, und die in der Geschichte ihres gleichen nicht findet.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ankunft in Liverpool. — Reise nach St. Miguel. — Punta-del-Gada. — Sonderbare alterthümliche Gebräuche. — Villa-Franca. — Das Ilheo. — Der Badeort Furnas. — Die heißen Quellen. — Abreise von St. Miguel. — Die Einfahrt des Tajo. — Lissabon. — Ankunft in England. — Nachruf.

Durch die freundliche Fürsprache des würdigen Greises Herrn Curtis erhielt ich für die Fahrt von Neu-York nach Liverpool (3200 Meilen) von der Amerikanischen Linie der Herrn Collins und Komp. eine Freikarte.

Die Amerikaner fand ich in dieser Beziehung ungleich galanter als die Engländer — auf keinem Englischen Schiffe, weder Segler noch Dampfer, gab man mir, selbst für ganz kurze Reisen, einen freien Platz. Ich sage den Amerikanern wiederholt meinen herzlichen Dank; durch ihre und der nicht minder galanten Holländer Unterstützung allein ward es mir möglich, meinen Reisen eine Ausdehnung zu geben, auf die ich Anfangs nicht zu hoffen wagte.

Nach einer raschen Fahrt von 10½ Tagen trafen wir glücklich in Liverpool ein. Kapitän Nye hatte die ausnehmende Gefälligkeit, mich persönlich in den „Adelphi-Gasthof" (wo man keine Bezahlung von mir annahm) zu führen, und von diesem am folgenden Morgen bis auf die Eisenbahn zu begleiten. Er gehört auch zu jenen Menschen, von welchen mir der Abschied schwer wurde, wie von lang bewährten Freunden.

In London ward ich herzlich von Herrn Waterhouse (einem der Direktoren im Britischen Museum) bewillkommnet, und verweilte einige Wochen in dem Kreise seiner freundlichen Familie, mich erholend von den Fieberanfällen, die mich auf der Seereise wieder heimsuchten*). Aber noch war meine Reise nicht zu Ende, noch wollte ich vor der Rückkehr in die Heimath einen meiner Söhne besuchen, der auf der Insel St. Miguel, einer der Azoren, lebte. Lange fand ich keine Gelegenheit dahin, bis endlich ein kleines Fruchtschiff (Schooner), deren jährlich gegen 200 von Englands Häfen nach St. Miguel gehen, daselbst Orangen zu holen, mich aufnahm. Diese Schiffe sind zwar nicht im geringsten für Reisende eingerichtet, und der Kapitän Herr Livingston sagte mir selbst, daß er

*) Ich nahm wieder Brandy mit rothem Pfeffer, und das Fieber blieb endlich ganz weg.

mir durchaus keine Bequemlichkeit anbieten, und nur das Loch einräumen könne, in welchem der Koch schlafe. Was war aber zu machen? Nach St. Miguel wollte ich, ich setzte mich daher über diese Unannehmlichkeiten hinaus und entschloß mich zu der Reise. Sie dauerte leider 20 Tage, und während dieser langen Zeit konnte ich nicht einmal mein Kleid ablegen — der enge Raum, in welchem ich schlief, gestattete mir hierzu keine Möglichkeit. Dazu das fürchterliche Rollen des kleinen Schiffes in der beinahe fortwährend stürmischen See, der Kohlendampf vom Kamine, die schlechte Luft in der winzig kleinen Kabine, die der Kälte und des Sturmes wegen stets geschlossen bleiben mußte — ich dachte wahrhaftig kaum die Ankunft in St. Miguel zu erleben.

Doch über alles dies klage ich nicht, das hatte man mir im vorhinein gesagt; aber das Benehmen des Eigenthümers, oder eines der Eigenthümer des Schiffes (Royal Blue Jacket), des Herrn Cheſſel aus Briſtol kann ich nicht ungerügt laſſen: es war gar zu grob und gemein. Ich hatte die Ueberfahrt mit dem Kapitän und dem Rheder oder Agenten Herrn Cheſſel's, Herrn Burnett, für 3 Livres St. ohne Koſt abgeſchloſſen. Als ich am Tage der Abreiſe mit meinem Gepäck an Bord kam, ſagte mir der Kapitän, wie es ſchien mit einiger Verlegenheit, daß ich nochmals auf das Office des Rheders gehen

solle. Ich ging hin und traf da Herrn Cheffel, der mich in ziemlich rauhem Tone anfuhr, mir erklärend, daß ich die Ueberfahrt unter 5 Livres St. ohne Kost nicht machen könne. Vergebens erwiderte ich ihm, daß der Vertrag bereits abgeschlossen sei, er fuhr in demselben höflichen Tone fort, daß das nichts zu sagen habe, ich möge entweder die 5 Livres St. zahlen, oder mein Gepäck wieder holen. Ich hätte nun freilich nur zum Richter zu gehen gebraucht, und das Recht wäre mir zugesprochen worden; allein das Schiff lag zum Absegeln bereit, die Zeit drängte, ich war deshalb gezwungen, mir diese unverschämte Prellerei gefallen zu lassen. Ich hatte nur die 3 Livres St. mit mir genommen und gab sie ab, mit dem Bemerken, daß ich den Rest an den Kapitän erlegen würde. Allein der edle Herr Cheffel mochte mich für seines gleichen halten: er traute meinem Worte nicht und kam selbst an Bord, die 2 Livres St. in Empfang zu nehmen. Mit vielen Menschen haben mich meine Reisen in Berührung gebracht, aber Leute mit solchem Charakter sind mir glücklicher Weise nur wenige vorgekommen.

Am 31. December wurden wir der freundlichen Insel St. Miguel*) ansichtig. Ich schmeichelte mir

*) Die Azoren-Gruppe besteht aus neun Inseln, von welchen St. Miguel die größte. Die Azoren werden zu Afrika ge-

schon mit der Hoffnung, den Sylvester-Abend mit meinem Sohne feiern zu können, den ich seit sechs Jahren nicht gesehen hatte; allein die stets feindlichen Winde zwangen uns, hin und her zu kreuzen und gegen Einbruch der Nacht sogar das Weite zu suchen.

Am 1. Januar, obwohl die Winde noch heftig waren, gelang es uns, der Hauptstadt Punta-Delgada nahe zu kommen, wir sahen schon das Boot des Arztes aus dem Hafen laufen und auf uns zurudern, und es stand unserer Meinung nach der Landung nichts mehr im Wege. Aber wie schmerzlich wurden wir durch den Schreckensruf überrascht, daß wir auf einige Tage der Quarantaine unterworfen seien — der Cholera wegen, die in England schon lange aufgehört hatte!

Glücklicher Weise kam schon am nächsten Tage, 2. Januar, der Arzt wieder, uns verkündend, daß die Quarantaine aufgehoben und daß wir frei seien.

Später erfuhr ich, daß an demselben Tage, an welchem wir ankamen (1. Januar), zu derselben Zeit, ja noch etwas früher, ein Schiff aus Lissabon anlangte, welches der Gesundheits-Behörde die offizielle Nachricht überbrachte, die Quarantaine sei aufgehoben. Um zehn Uhr Morgens waren, wie man mir sagte, schon alle Briefe und Zeitungen ausgetheilt und folglich

rechnet und sind von den Portugiesen im Jahre 1446 entdeckt und in Besitz genommen worden.

wohl auch die offiziellen Befehle. Ob der Arzt aus Nachlässigkeit dieselben nicht geöffnet oder aus irgend einem andern Grunde vorsätzlich verschwiegen, weiß ich nicht; nur das weiß ich, daß ihm jeder Besuch eines Schiffes vier bis fünf Thaler einträgt, und daß er auf diese Art Gelegenheit bekam, zwei Besuche zu machen, den einen, das Schiff in Quarantaine zu erklären, den andern, die Quarantaine wieder aufzuheben. Ob aus Nachlässigkeit oder Eigennutz, ist eine solche Handlungsweise gleich unverzeihlich, und besonders an einem Platze, wie St. Miguel, wo es keinen Hafen, keine sichere Rhede gibt, und wo zur Winterszeit plötzliche und anhaltende Stürme die Schiffe oft wochenlang vom Lande abhalten. Was mich sehr bei dieser Sache wunderte, war, daß niemand, nicht einmal der Englische Konsul, den Arzt hierüber zur Rechenschaft zog.

Die Insel St. Miguel ist sehr hübsch: sie besitzt eine Fülle von Hügeln und Gebirgen, die mit frischem Grün bedeckt und in reizender Unordnung durcheinander geworfen sind. Auf den ersten Blick sieht man, daß diese Insel vulkanischen Ursprungs ist; die Form der Gebirge, die dunklen Meeresgestade hie und da (Lava) bezeugen es. Aber kein rauchender Krater ist mehr vorhanden, und lange müssen die Vulkane ausgetobt haben, denn schon ist die Lava so verhärtet, daß

sie wieder halb zu Stein wurde, und beinahe überall mit Erde so bedeckt, daß die herrlichsten Orangenhaine, die üppigsten Getreide-Felder darauf wuchern.

Die Insel hat achtzehn Leguas (eine Legua = drei Meilen) in der Länge, drei bis vier in der Breite und eine Bevölkerung von 90,000 Seelen. Ihr Handel ist bedeutender, als man ihrer Größe nach vermuthen würde. Die Hauptausfuhr besteht in Orangen, jährlich zwischen 120,000 bis 140,000 Kisten, deren jede durchschnittlich 800 Stücke enthält, was die ungeheure Summe von mehr als hundert Millionen Orangen gibt. Ueber 200 Englische Schiffe kommen jährlich von dem Monate November bis gegen Ende März an, um die Frucht zu laden. Alle Orangen gehen nach England, ein einziges Schiff wird nach Hamburg, eines, höchstens zwei nach den Vereinigten Staaten gesendet.

Den nächst bedeutenden Artikel bildet das Türkische Korn, und nebstdem werden noch viele Getreidearten und Bohnen ausgeführt. Im Ganzen besuchen diese Insel jedes Jahr bei 450 Schiffe, und der Werth der jährlichen Ausfuhr beträgt an 500 Contos de Reis (90,000 L. St.)

Trotz dieses großen Verkehrs ist doch das Volk sehr arm, was hauptsächlich davon herrührt, daß der Bauer nicht Eigenthümer des Bodens, sondern Pächter

ist, und das nicht einmal für seine Lebenszeit, sondern nur für eine bestimmte kurze Anzahl von Jahren.

Von dem Städtchen Punta-del-Gada (mit 12,000, die nahe Umgebung inbegriffen 16,000 Seelen) ist nicht viel zu sagen. Die Bauart ist der Europäischen ähnlich, die Häuser sind meistens unansehlich mit kleinen Balkons und abscheulich großen umfangsreichen Rauchfängen. Doch gibt es auch einige hübsche Gebäude. Den Nutzen der großen Rauchfänge konnte ich mir nicht erklären, um so weniger, als das Küchenfeuer das einzige im Hause ist. Kamine fand ich zu meinem Bedauern nicht im Gebrauche, obwohl die Wintermonate November bis März ziemlich rauh, regnerisch und stürmisch sind. Ich hatte das Unglück, einen, wie man mir sagte, außergewöhnlich strengen Winter zu finden und litt viel von der Kälte. Es gab zwar weder Schnee noch Eis; doch fehlten hiezu wenige Grade. Die fürchterlichsten Stürme hausten, und freundliche Tage gehörten zu den Seltenheiten; selbst noch zu Anfang des Maimonates war die Wärme nicht viel bedeutender, als in meinem Vaterlande. Daß dieß jedoch nicht immer so ist, davon zeigen außer den Orangen noch viele Früchte der wärmeren Zone, von welchen besonders die Banane hier zur vollkommenen Reife gelangt, weniger der Custod-apple, der hart und unschmackhaft bleibt. Die Ananas-Frucht gedeiht in

Glashäusern ohne Beihülfe einer Heizung und erreicht einen außerordentlichen Umfang. Eine Portugiesische Dame, die Gemahlin des Herrn Dr. Agostinho Mochado, sandte mir einen Ananas, der an Größe alle übertraf, die ich in Indien gesehen; doch stand er ihnen an Süßigkeit nach. Die Europäischen Gemüse, Rüben, Kohl, Erbsen u. s. w. kommen ohne besondere Pflege fort.

Die Azorianer, von den Portugiesen abstammend, haben schöne dunkle Augen und Haare. Ich fand hier im Gegensatze zu allen Ländern, die ich bereist habe, das Volk hübscher, als die höhere Klasse. Die Tracht der letzteren ist die französische; das Volk trägt sich auch nach Europäischer Sitte, jedoch mit Ausnahme der Kopfbedeckung. Diese besteht bei den Männern aus steifen Tuchkappen mit einem weit hervorragenden, komisch ausgeschnittenen Schilde und rings herum mit einem acht bis zehn Zoll breiten Tuch- oder Sammtstreifen, der über die Achsel herunter hängt und den Hals gegen Sonne und Regen schützt. Noch grotesker ist die Kopfbedeckung der Weiber, eine Art Kapuze von blauem Tuche, bei zehn Zoll hoch und gewiß einen und einen halben Fuß lang, welcher Tracht mittelst eines starken Fischbeines ungefähr die Form eines mehr als riesenhaften Hahnenkammes gegeben ist. Außer diesem sinnreichen Kopfputze tragen sie über die Eu-

ropäischen Kleider auch noch einen langen schweren Männermantel, durchgehends von blauem Tuche, der bis auf die Erde reicht und nie, auch bei der größten Hitze, abgelegt wird. Diese lächerliche, geschmacklose Kleidung hat namentlich den Uebelstand, daß eine Mutter ihre Tochter darin nicht erkennen würde, denn den großen Hahnenkamm, in welchem der Kopf steckt, ziehen sie nach vorne, so daß man von dem Gesichte beinahe nichts sieht, und die Mäntel gleichen einer dem andern. Kein Frauenzimmer aus dem Volke würde sich ohne Mantel und Kapuze auf die Straße begeben; jeder Pfennig wird emsig zusammen gespart, sich diese Kleinodien zu verschaffen; die nicht so glücklich ist, sie zu besitzen, sucht sie von Freundinnen oder gegen Bezahlung auszuborgen.

Nicht minder sonderbar ist die Sitte hier, daß kein Mädchen, kein junges Weib allein ausgehen darf; keine Magd würde allein über die Straße gehen, viel weniger etwas holen oder einkaufen. In jedem Hause muß man einen Diener halten, die Einkäufe und Ausgänge zu besorgen. Ich bedauerte wirklich die armen Mägde, die hier wie in einem Gefängniß eingesperrt sind; wenn sie nicht irgend eine alte Verwandte haben, die sich ihrer erbarmt und sie von Zeit zu Zeit ein halbes Stündchen auf die Straße führt, können sie das ganze Jahr zu Hause sitzen bleiben, denn nicht

einmal Sonntags wagen sie es, allein nach der Kirche zu gehen.

Ueberhaupt sollen auf dieser Insel, wie man mir erzählte, vor noch kaum vierzig Jahren selbst unter der sogenannten gebildeten Welt gar sonderbare Gebräuche geherrscht haben.

So wurde z. B. wenn eine Frau einer andern einen Staats-Besuch machen wollte, Tags zuvor ein Diener zu der letzteren gesandt, ihr anzumelden, daß die Besuchende zu einer bestimmten Stunde an dem Hause vorüber fahren würde. Sie kam dann zu dieser Zeit in großem Putze, jedoch in einer mit Vorhängen dicht verschlossenen Kutsche angefahren, die zu besuchende Frau saß schon bereit an dem ebenfalls wohlgeschlossenen Fenster. Vor dem Hause angelangt, hielt der Wagen einen Augenblick an, der Vorhang wurde auf die Seite geschoben, das Fenster geöffnet, die beiden Frauen begrüßten sich — und sogleich wurden Vorhang und Fenster wieder geschlossen, und der Wagen fuhr weiter.

Die Frauen scheinen zu dieser Zeit eine solche Scheu vor Herren gehabt zu haben, daß diese bei den Besuchen der Frauen nicht zugegen sein durften. Kam eine Frau eine andere besuchen und es war zufällig ein Herr, selbst ein Verwandter, zugegen, so fuhr sie wie-

der fort, oder die Frau des Hauses ersuchte die Herren, fort zu gehen.

Noch lächerlicher ging es bei Hausbällen zu (öffentliche Bälle wurden gar nicht gegeben). Die weiblichen Gäste nahmen an dem Tanze selbst gar keinen Antheil, sondern saßen mit den Frauen und Töchtern des Hauses in einem an den Tanzsaal stoßenden Zimmer, und zwar im Finstern, um von den Herren nicht gesehen zu werden. Die Herren — tanzten mit den Dienerinnen des Hauses und andern von der Ballgeberin geladenen Dienerinnen! —

Ich verweilte einige Monate auf St. Miguel und machte außer einigen Spaziergängen in die nahe Umgebung auch einen Ausflug nach dem Badeorte Furnas (9 Leguas von Punta-del-Gada, berühmt durch seine heißen Quellen. Die vornehme Welt der Insel geht jedes Jahr auf einige Wochen oder Monate dahin, weniger um zu baden, als sich zu ergötzen, wie dieß überhaupt in den meisten Badeorten der Fall ist.

Wir machten die kleine Reise, wie es in diesem Lande Sitte ist, zu Esel, und nahmen unsern Weg über Villa-Franca (5 Leguas), längs der Seeküste. Villa-Franca ist ein kleines Städtchen mit derselben reizenden Lage, wie Punta-del-Gada. Wir blieben hier die Nacht in dem Hause des Herrn Gago, wo alles freundlich zu unserer Aufnahme bereit war.

Am folgenden Morgen fuhren wir in einem Boote nach dem kaum zwei- bis dreihundert Schritte von dem Lande gelegenen „Ilheo," einer winzig kleinen Insel oder vielmehr Bay, von einem Felsengürtel umschlossen, in welchem nur eine ganz schmale Oeffnung frei geblieben, kaum breit genug, ein kleines Fruchtschiff einzulassen. Augenscheinlich stand hier unmittelbar in der See einst ein kleiner Vulkan, der ausgetobt hat und eingestürzt ist. Mit wenig Kosten könnte man aus dieser Miniatur-Bay einen herrlichen Dock zur Ausbesserung der Schiffe machen; doch für dergleichen Sachen hat man hier keinen Sinn.

Gegen Mittag setzten wir die Reise fort und langten nach einem angenehmen Ritte schon früh Nachmittags in Furnas an. Ungefähr eine Viertelstunde vor dem Orte liegt ein artiger See, von schön geformten Gebirgen umgürtet, an dessen nordöstlichem Ende gleichfalls heiße Quellen aufbrodeln, die wir aber nicht besahen, da uns gerade ein kleiner Regen überfiel.

Furnas selbst liegt in einem wunderlieblichen, freundlichen Thale, eingeschlossen von über einander aufsteigenden Gebirgen; schöne Waldungen, üppige Felder, Wiesen und Triften im frischesten Grün decken Berge, Hügel und Thal — ich sah mich ganz in eines jener schönen Gebirgsthäler versetzt, an welchen Steier-

mark, Kärnthen und Tyrol so reich sind. Aufsteigende Rauchwolken verkünden die unweit des Dorfes gelegenen heißen Quellen (Caldeiras), und begierig eilt der Fremdling dahin, eine Erscheinung zu sehen, von welcher die ganze Bevölkerung St. Miguels mit Entzücken und zugleich mit Grausen spricht.

Meine Neugierde, meine Erwartung, ich gestehe es, waren eben nicht sehr groß, ich hatte in dieser Art das Vollkommenste was die bekannte Welt bietet, auf Island gesehen. Aber gerade, weil ich mir nicht zu viel versprach, ward ich überrascht. Eine der kochenden Quellen brodelt reich und gewaltig zu einer Höhe von vier bis sechs Fuß auf, eine zweite minder hoch, andere nicht mehr als gewöhnlich kochendes Wasser. Am merkwürdigsten unter allen ist die Schlammquelle „Pedro Botelko" genannt. Schon ihre Umgebung ist pittoresk: sie ist von finstern Felsen eingefaßt, in welchen das Getöse wiederhallt, und gleicht einem wahren Höllenschlunde; ein großer Fels neigt sich weit über sie und hindert ihr senkrechtes Aufsteigen. Ihre Kraft schleudert den kochenden Schlamm nach allen Seiten in eine Weite von zwölf bis fünfzehn Fuß. Unbedeutende, kleine Quellen gibt es in der Umgebung viele; einige davon brodeln sogar in der Mitte eines kalten Bächleins auf. Auch eisenhaltige

Quellen und ein Sauerbrunnen (Aqua azeda) kommen vor.

An einer glücklich gewählten Stelle des reizenden Thales hat Herr Vicomte da Praia, einer der größten Grundbesitzer der Insel, ein Landhaus gebaut und einen Garten angelegt. Beide waren noch nicht ganz vollendet. Das zierliche Gebäude steht auf einem kleinen Hügel und bietet von jedem Fenster die herrlichsten Ansichten des Thales und der es umgebenden Gebirgswelt; der Garten, im großen Style angelegt, mit Teichen, dunklen Baumparthieen und freundlichen Blumenbosketten, zeigt schon jetzt von dem guten Geschmacke seines Gründers.

Wir machten von Furnas aus auch noch eine kleine Parthie auf eine der Bergkuppen, ungefähr 2000 Fuß über der Meeresfläche. Wir sahen hier Gebirge über Gebirge vor uns aufsteigen, darunter den höchsten Berg der Insel, den „Pico de Vara" (4000 Fuß); zu unsern Füßen lag das liebliche Thal von Furnas mit seinen Caldeiras, dem See, so wie auch einige andere Thäler mit freundlichen Ortschaften, und auf beiden Seiten der Insel breitete sich das Meer ins Unermeßliche aus. Auf der Südseite entdeckt man auch die Insel Santa-Maria, ungefähr vierzig Meilen von St. Miguel gelegen.

Den Rückweg nach Punta-del-Gada nahmen wir längs der Nordküste über Ribeira-Grande.

Als Weg ist er besser, als der längs der Südküste, aber an schönen Ansichten weniger reich und abwechselnd.

Die Karnevals-Zeit ging auf St. Miguel ganz unbeachtet vorüber. Nur in den letzten drei Tagen herrscht hier, wie in Brasilien die alberne Gewohnheit, sich gegenseitig mit Wasser zu übergießen. Statt sich während dieser drei Tage zu unterhalten, muß man sich in sein Zimmer einschließen, und kann nicht einmal an das offene Fenster treten, denn sogleich ist man der Gefahr ausgesetzt, von des Nachbars Fenster, von der Straße eine Ladung des nassen Elements zu erhalten. Die Leute blasen Eier aus, oder verfertigen von Wachs Orangen, Citronen, füllen sie mit Wasser und bewerfen sich damit, ja aus den Häusern schütten sie ganze Töpfe voll auf die Vorübergehenden. Keine Frau ist in diesen Tagen auf der Straße zu sehen, und die wenigen Herren, die auszugehen wagen, suchen sich durch aufgespannte Regenschirme zu schützen.

Erst am 21. Mai verließ ich St. Miguel. Die Fruchtschiffe für England hatten schon gegen Ende März aufgehört; ich war daher gezwungen, über Lissabon nach London zu gehen.

Auf dem kleinen Portugiesischen Schiffe „Michaelense" (110 Tonnen, Kapitän Fonseca) fand ich zu meiner höchsten Verwunderung alles so bequem eingerichtet, wie es auf manchem Dampfer kaum der

Fall ist. Die Schlafstellen waren hoch und geräumig, die Kost reich und gut bereitet, der Tisch rein gedeckt, die Bedienung rasch. Es war dies das erste Portugiesische Schiff, auf welchem ich fuhr. Wenn alle ihm gleichen, kann man sie den Reisenden mit gutem Gewissen empfehlen.

Die Fahrt währte acht Tage (720 Meilen), und außer einem todten Wallfische, der gleich einem emporragenden Felsen an unserm Schiffe vorbeitrieb, und um welchen Hunderte von Raubvögeln schwärmten, unterbrach nichts ihre Einförmigkeit. Wir sahen nicht eher Land als bis wir der Portugiesischen Küste nahe kamen.

Am 28. Mai liefen wir in den Tajo ein, der an der Mündung nur durch die Farbe von der See zu unterscheiden war. Die Stadt Lissabon liegt zwei Leguas stromaufwärts; doch geht die Fahrt beinahe noch eine Legua weiter, da die Schiffe an der Düne im Mittelpunkt der Stadt vor Anker gehen. An diesen drei Leguas segelten wir sieben bis acht Stunden; allein man konnte dies keinen Zeitverlust nennen, da die Fahrt wirklich gar zu reizend ist. Der Strom entfaltet eine mächtige Breite, sein Rücken ist voll von schaukelnden Fahrzeugen, zwischen welchen hie und da ein Dampfer eilt, und die Ufer bestehen aus freundlichen Hügelketten, welchen man den einzigen

Vorwurf machen kann, daß weder Bäume noch Gebüsch sie decken.

An der Mündung steht auf der einen Seite das Fort St. Julian, hinter welchem sich in geringer Entfernung die schön geformten Berge der Serra de Cintra erheben; auf der andern Seite steigt ein Leuchtthurm, umgeben von einer Batterie (Torre de Bugia) unmittelbar aus der See. An malerisch gelegenen Ortschaften, kleinen Festungen vorüber gleitend, gelangt man nach Belem, wo der Strom von seiner Breite etwas abnehmend, die Mauern eines prachtvollen Thurmes bespült, der in Gothisch-Mauriſchem Style gehalten, ein herrliches Schaustück der älteren Zeiten ist. Während nun auf der Südseite noch immer einzelne Ortschaften mit zum Theile schon halbverfallenen Kastellen und Festungswerken wechseln, breitet sich auf der Nordseite die Stadt Lissabon aus, nicht nur den schmalen ebenen Gürtel zwischen dem Strome und der Hügelkette, sondern auch die Höhen und Seiten der Hügel selbst deckend. Dem Mittelpunkte der Stadt gegenüber treten die Ufer des Stromes weit zurück, und dieser bildet eine große Bay, an deren Rande man in der Entfernung Ortschaften, Baumgruppen und im Hintergrunde einzelne Berge entdeckt. Stundenlange saß ich später an den Fenstern des am Meere liegenden Gasthofes, in welchem ich

abstieg, und betrachtete mit unendlichem Gefallen das großartige und doch dabei lieblich schöne Rundgemälde. —

Anmuthig sind bei der Ankunft in Lissabon die Plackereien mit den Beamten. Schon bei Belem kömmt der Besuch des Gesundheits-Offiziers an Bord, dann jener des Zollamtes, der Schiffspolizei, des Hafenmeisters, der Paß-Besichtigung — das nimmt kein Ende. Wir kamen von einer Portugiesischen Besitzung und wurden so strenge behandlet, als wären wir aus dem Monde gekommen. Für die Pässe hat man ein schweres Geld zu entrichten, und die Zollgesetze sind so strenge, daß man nicht den kleinsten Nachtsack mit sich nehmen darf. Wahrlich es ist unglaublich, daß gerade in dem auf sein Fortschreiten so stolzen Europa die Regierungen den Leuten das Reisen auf alle Art zu verleiden suchen!

Von der Stadt Lissabon sah ich nur sehr wenig, obgleich ich zwölf Tage daselbst verweilte; ich kam unwohl an und war gezwungen, den größten Theil dieser Zeit mein Zimmer zu hüten. Mit Mühe erstieg ich einige der steilen hügeligen Straßen, welche die Eigenthümlichkeit Lissabons bilden, um vollkommene Ansichten über Stadt, Strom und Umgebung zu haben; ich sah, daß die Stadt auch jenseits der Hügelkette sich fortzieht und ausbreitet. Die Häuser haben keine eigen-

thümliche Bauart, die Kirchen weder schöne Thürme noch Kuppeln. Reizend liegen hie und da auf hohen Hügeln mitten in der Stadt noch Ruinen halb eingestürzter großer Paläste und Kirchen aus der schaurigen Zeit des Jahres 1755, in welchem bekanntlich ein furchtbares Erdbeben den größten Theil der Stadt in Schutt legte, und wobei Tausende von Menschen ihr Grab fanden.

Die öffentlichen Gärten zeichnen sich durch schöne Blumenparthien, jener in der untern Stadt auch durch alte ehrwürdige Bäume aus. Die Portugiesen scheinen überhaupt große Blumenfreunde zu sein; schon auf St. Miguel hatte ich dieß bemerkt, und hier sah ich diese lieblichen Frühlingsboten überall in Menge, selbst auf Plätzen, wie z. B. in dem Hofe und an dem Landungsplatze des Zollgebäudes.

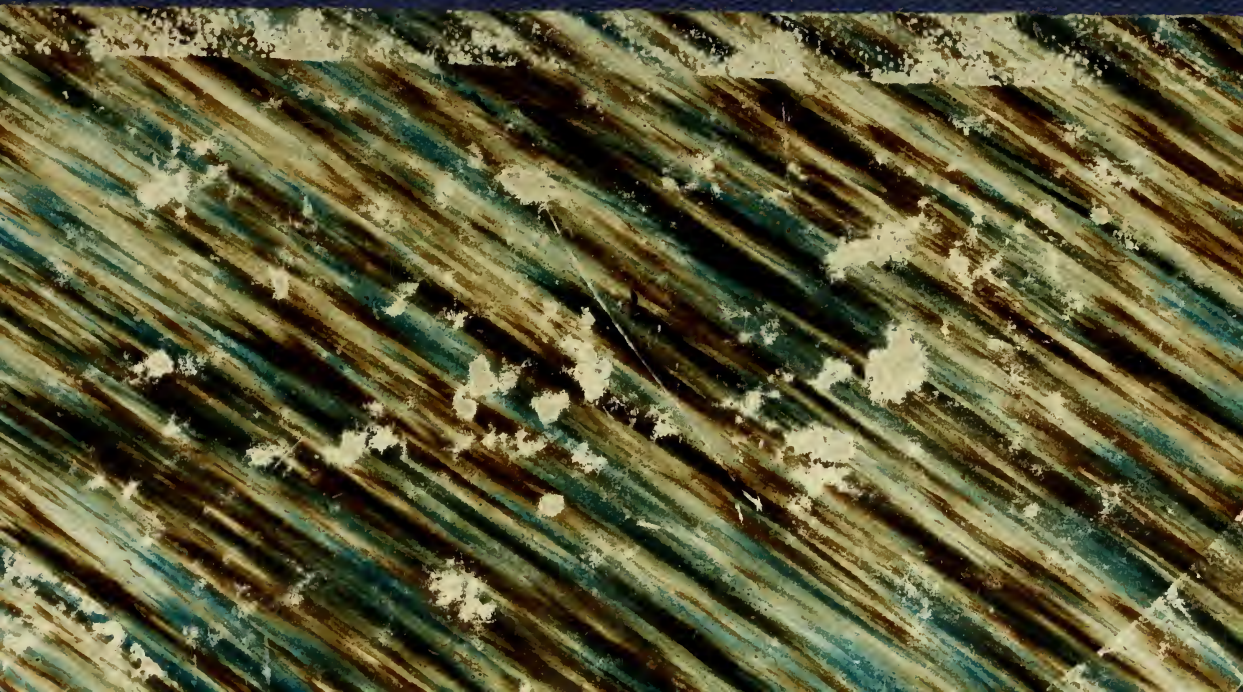
Eine Fahrt nach der Serra de Cintra, berühmt durch die reiche Vegetation und als Sommersitz der königlichen Familie, konnte ich nicht unternehmen. Ich brachte mehrere Tage im Bette zu und verließ erst am 9. Juni mein Zimmer, um mich auf dem Dampfer Iberia nach Southampton (900 Meilen) einzuschiffen.

Dieser Dampfer gehörte leider keiner Amerikanischen oder Holländischen, sondern einer Englischen Gesellschaft an, ich mußte daher bezahlen, und zwar

zehn L. St. für eine kleine Schlafstelle in einer kleinen, dumpfen, finstern Kabine, in welcher sich außer mir noch elf Frauen nebst vier Kindern befanden. Wie ungleich bequemer hatte ich es auf dem kleinen Portugiesischen Segelschiffe, wo ich für eine beinah eben so weite Fahrt nur 3½ L. St. bezahlte. Meinem Sohne wurde die Schlafstelle gar auf dem zweiten Platze angewiesen, dafür aber nichts destoweniger die volle Bezahlung des ersten abgenommen.

Am 14. Juni Morgens langten wir in Southampton an, denselben Tag fuhr ich mit der Eisenbahn nach London, wo ich abermals von der lieben Familie Waterhouse auf das herzlichste aufgenommen wurde, und somit war meine Reise glücklich vollendet.

Sollten in meinem Tagebuche gegen das eine oder das andere Volk, gegen Sitten und Gebräuche der verschiedenen Länder, die ich durchwandert, zu starke Ausdrücke vorkommen, sollten unrichtige Ansichten geäußert sein, so bitte ich meine Leser um große, sehr große Nachsicht. Ich rufe ihnen wie bei Gelegenheit meiner ersten Reise nach dem gelobten Lande zu, daß ich weit entfernt bin, mich zu der Zahl der glücklich begabten Personen zu rechnen.

Mein Wesen ist Einfachheit, mein ganzes Streben

schlichte Wahrheit und Vermeidung jeder Uebertreibung. Der Zweck meiner Schriften kann unter diesen Umständen kein anderer sein, als das von mir Gesehene und Erlebte ganz so wiederzugeben, wie es sich meinem Geiste und Gefühle darstellte.